

## **DIPLOMARBEIT**

Titel der Diplomarbeit:

### **Biopolitik im Werk Georg Büchners**

Verfasst von:

Sarah Miriam Pritz, Bakk. phil.

Angestrebter akademischer Grad:

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im November 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt: Deutsche Philologie

Betreuerin: Univ.-Prof. Dr. Eva Horn



## **Danksagung**

Die vorliegende Diplomarbeit steht als Abschlussdokument am Ende eines Weges, auf dem mich viele Menschen unterstützt haben. Ihnen allen bin ich zu Dank verpflichtet, die folgenden möchte ich jedoch besonders hervorheben:

Zu Beginn gilt mein Dank natürlich meiner Betreuerin Univ.-Prof. Dr. Eva Horn, die mich gleichermaßen gefördert wie gefordert und mir die Perspektive einer kulturwissenschaftlich orientierten Literaturwissenschaft eröffnet hat. Die Arbeit mit ihr hat mich darin bestärkt, über mein Zweitstudium der Soziologie erworbenes Wissen auch in der literaturwissenschaftlichen Analyse konsequent einzusetzen (und umgekehrt). Insofern steht mir am Ende meines Studiums nur noch viel deutlicher vor Augen, warum ich Germanistik *und* Soziologie studieren wollte...

Bedanken möchte ich mich auch bei meinen StudienkollegInnen und FreundInnen, die mein Leben bereichern und mir auch in Hinblick auf meine Arbeit durch ihr teilnehmendes Interesse oft wertvolle Impulse liefern.

Besonders hervorheben möchte ich in diesem Zusammenhang – die anderen mögen es mir verzeihen – meine liebe Freundin Johanna, die es immer wieder geschafft hat, meine Bedenken und Sorgen zu zerstreuen und mich an ihrem Erfahrungsschatz rund um die Abfassung einer Diplomarbeit teilhaben lassen.

Besonderer Dank gilt auch meinem Freund Matthias, der mir in Momenten des Selbstzweifels und der Erschöpfung – denn diese hat es natürlich auch gegeben – Halt gegeben hat.

Und schließlich möchte ich vor allem meiner Familie danken, die mir diesen Weg bereitet und ermöglicht hat und schlichtweg immer für mich da ist.

DANKE!



# Inhaltsverzeichnis

|                                                                                                                             |     |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| I. Einleitung .....                                                                                                         | 7   |
| II. Theoretischer Rahmen .....                                                                                              | 13  |
| II.1. Zum Begriff der Biopolitik bei Michel Foucault .....                                                                  | 13  |
| II.2. Foucaults Lebensbegriff und die „Entdeckung“ des Lebens um 1800 .....                                                 | 19  |
| III. Biopolitische Elemente im Werk Georg Büchners.....                                                                     | 25  |
| III.1.    Naturwissenschaftliche Schriften.....                                                                             | 25  |
| III.2. <i>Der Hessische Landbote</i> (1834).....                                                                            | 33  |
| III.3. <i>Danton's Tod</i> (1835) .....                                                                                     | 39  |
| III.3.1. Volkskörper und politische Repräsentation.....                                                                     | 40  |
| III.3.2. Ökonomie des Genießens .....                                                                                       | 43  |
| III.3.3. Juridischer ↔ Biopolitischer Diskurs.....                                                                          | 46  |
| III.4. <i>Lenz</i> (1835).....                                                                                              | 53  |
| III.4.1. So etwas wie ein „J.M.R. Lenz“ und „Oberlin-Diskurs“ ... ..                                                        | 54  |
| III.4.2. Wahnsinn, Melancholie, Religion .....                                                                              | 58  |
| III.4.3. Kunstgespräch .....                                                                                                | 67# |
| III.5. <i>Leonce und Lena</i> (1836).....                                                                                   | 73  |
| III.5.1. Vielstimmigkeit .....                                                                                              | 74  |
| III.5.2. Melancholie und Langeweile .....                                                                                   | 76  |
| III.6. <i>Woyzeck</i> (1837) .....                                                                                          | 87  |
| III.6.1. Wissenschaft.....                                                                                                  | 87  |
| III.6.2. Militär .....                                                                                                      | 94  |
| III.6.3. Justiz .....                                                                                                       | 97  |
| III.6.4. Religion und Moral.....                                                                                            | 101 |
| IV. Resümee: Zusammenfassung, Pointierung und Anschlussfragen zum Status von Literatur<br>im diskursiven Zusammenhang ..... | 105 |
| V. Literaturverzeichnis .....                                                                                               | 113 |
| VI. Abbildungsverzeichnis .....                                                                                             | 124 |
| VII. Abkürzungsverzeichnis.....                                                                                             | 124 |
| VIII. Anhang.....                                                                                                           | 125 |
| VIII.1. Abstract.....                                                                                                       | 125 |
| VIII.2. Lebenslauf .....                                                                                                    | 127 |



## I. Einleitung<sup>1</sup>

Biopolitik (nach Michel Foucault) bezeichnet – allgemein ausgedrückt – eine spezifische Art der politischen Machtausübung, die direkt am menschlichen Körper ansetzt, diesen diszipliniert und dressiert (Disziplinierung des individuellen Körpers) oder reguliert und kontrolliert (Regulierung und Kontrolle des Bevölkerungskörpers). Foucault ortet die „Geburt der Biopolitik“ im Ausgang des 17. Jahrhunderts als Übergang der Souveränitätsmacht zur Biomacht: Während das Funktionsprinzip der alten Souveränitätsmacht darin bestand, „sterben zu *machen* oder leben zu *lassen*“ besteht das der neuen Biomacht darin, „leben zu *machen* oder in den Tod zu *stoßen*“<sup>2</sup>. Der negative Zugriff der Politik auf das Leben über den Tod transformiert sich also in einen positiven, der das Leben nun selbst zum Bezugspunkt macht und sich zum Ziel setzt, es zu entwickeln, zu ordnen und zu bewirtschaften. Biopolitik macht sowohl das Leben des Einzelnen als auch das Leben der Gattung zum Objekt politischer Diskurse und Handlungspraktiken. Spätestens gegen Ende des 18. Jahrhunderts setzt sich diese neue Art der Machtausübung gegenüber der alten Souveränitätsmacht konsequent durch. Diese Entwicklung fällt zusammen mit der „Entdeckung des Lebens“ und der Konstitution der modernen Biologie im epistemischen Bruch um 1800. Erst vor dem Hintergrund der sich formierenden Lebenswissenschaften, die das Leben nicht mehr innerhalb eines Tableaus der taxinomischen Oberflächenorganisation anordnen, sondern als lebendigen Prozess untersuchen, wird die Funktionsweise einer Macht verständlich, die sich positiv auf das Leben bezieht, dessen Möglichkeiten sie auszuschöpfen, dessen Äußerungen sie zu verwalten, dessen Formen sie zu kontrollieren und zu regulieren sucht und dessen innere Dynamik sie schließlich annimmt.

„Seit dem 19. Jahrhundert“, schreibt Armin Schäfer, „hat die Literatur auf unterschiedliche Weise Teil an der Biopolitik“<sup>3</sup>. Thüring geht noch etwas weiter zurück und benennt konkret zwei im Jahr 1759 erschienene Bücher, die „für jene Wissensbereiche, die dann Literatur und Biologie heißen sollten, sowie für deren diskursiven Zusammenhang von umwälzender und nachhaltiger Bedeutung waren und sind“<sup>4</sup>: Laurence Sternes *Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman* und Caspar Friedrich Wolffs *Theoria generationis*. Während Sternes Roman die zeitgenössisch hegemoniale Theorie der Präformation (maßgeblich begründet und vertreten von Albrecht von Haller) literarisch anhand einer unmöglichen Doppelfigur hypostasiert, indem das erzählende Ich in endlosen Digressionen von seinen vorgeburtlichen Beschädigungen berichtet, die seine Geburt unendlich verzögern, gelingt es Caspar Friedrich Wolff aufzuzeigen, „dass organische Körper (...) ihre Gestalt und Größe nicht aufgrund der immer schon fertig vorgeformten Materie erhalten, die sie zum Wachsen lediglich auszuwickeln brauchen [so die Annahme der Präformationstheorie, S.P.], sondern durch Formung und Vermehrung kleinerer und weniger gestalteter Grundelemente *selbst* herausbilden“<sup>5</sup>. Wolff, den Thüring als „ersten modernsten Biologen“<sup>6</sup> bezeichnet, bereitet so

---

<sup>1</sup> Es wird aus der Münchner Ausgabe von Büchners Werken und Briefen zitiert: Büchner, Georg, 2006<sup>12</sup>: Werke und Briefe. Münchner Ausgabe. Hg. von Karl Pömbacher, Gerhard Schaub, Hans-Joachim Simm und Edda Ziegler. München: DTV. (=MBA)

<sup>2</sup> Foucault, Michel, 1977: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 134.

<sup>3</sup> Schäfer, Armin, 2004: „... und das Wort ist Fleisch geworden. Diskurse der Biopolitik“. S. 325-340 In: Bröckling, Ulrich et al. (Hg.): Disziplinen des Lebens. Zwischen Anthropologie, Literatur und Politik, Tübingen: Gunter Narr, hier S. 338.

<sup>4</sup> Thüring, Hubert, 2009a: Kraft, Gestalt und der (biopolitische) Rest. Goethes biologisch-ästhetischer Umgang mit dem Leben 1770 bis 1800. S. 85-111 In: Schimma, Sabine; Vogl, Joseph (Hg.): Versuchsanordnungen 1800. Zürich/Berlin: Diaphanes, hier S. 85.

<sup>5</sup> Ebd.: S. 86, Hervorhebung S.P.

<sup>6</sup> Ebd.: S. 85.

den modernen Organismusbegriff, von dem weiter unten noch vermehrt die Rede sein wird,<sup>7</sup> federführend vor.

Die „diskursive und praktische Radikalität und historische Tragweite des neuen Wissens vom Leben“ besteht, so Thüning, nun eben genau darin, dass „durch die Möglichkeit (...), das Leben als autonome Substanz und damit autopoietischen Organismus nicht nur zu denken, sondern aufgrund empirischer Kategorien wie Irritabilität auch experimentell zu erforschen und zu bearbeiten“ die „neue biopolitische Dimension“<sup>8</sup> eröffnet wird. Einerseits ist es nämlich „gerade die Idee der Selbstformation und Selbstregulation des Organismus (...), die impliziert, dass diese Prozesse auch von außen beeinflusst werden können“<sup>9</sup>. Andererseits stellen die Lebewesen in dieser neuen Perspektive, wie Foucault es bezeichnet, ein „biologische[s] Kontinuum“<sup>10</sup> dar, „in dem Unterschiede und Grenzen zwischen den Lebewesen, ob wissenschaftlich oder politisch betrachtet, grundsätzlich fließend sind und in dem deshalb immer neue kategoriale Einschnitte und Wertungen vorgenommen werden müssen“<sup>11</sup>.

Es sind vor allem die Werke und Schriften des Dichters Georg Büchners, der zudem mit seinen naturwissenschaftlichen Schriften direkten Anteil an der Herausbildung des neuen Wissens vom Leben hat, in denen diese neue biopolitische Machttechnik, in der das Leben den Kern des Politischen affiziert, zum ersten Mal in der Literatur konkrete Gestalt annimmt:

In *Danton's Tod* wird die Frage nach einer Regierung problematisiert, die dem Umstand Rechnung trägt, dass der moderne Mensch nicht länger, wie Aristoteles proklamierte, „ein lebendes Tier [ist], das auch einer politischen Existenz fähig ist“, sondern „ein Tier, in dessen Politik sein Leben als Lebewesen auf dem Spiel steht“<sup>12</sup>. *Danton's Tod* macht „den bedürftigen und begierigen Körper zum Thema und zur Aufgabe aller politischen Form“<sup>13</sup>.

In *Woyzeck* wird diese „Perspektive auf die Bedürftigkeit der Körper in einer Analytik extremster Armut“ ausgeweitet, „in der noch die basalen Lebensvollzüge wie etwa der Stoffwechsel ökonomisch ausgebeutet werden“<sup>14</sup>. Das Dramenfragment lässt sich als biopolitischer Disziplinierungsdiskurs lesen, der sich aus Elementen des wissenschaftlichen, militärischen, juristischen und religiösen bzw. bürgerlich-moralischen Diskurses speist.

Im *Hessischen Landboten* liefert Büchner „eine Auffächerung der Instanzen und Instrumente der materiellen Ausbeutung“<sup>15</sup> und einen Versuch einer Demaskierung einer Macht, die, wie Büchner aufdeckt, „nur ein Mittel [ist], euch in Ordnung zu halten, damit man euch bequemer schinde“<sup>16</sup>.

In *Lenz* zeigt Büchner einen Protagonisten, der durch das Spannungsfeld zwischen dem eigenen „Lebensempfinden“ und den gesellschaftlichen Existenzbedingungen buchstäblich zerrissen wird und dem sozialen Normalisierungszwang schließlich erliegt.

Und *Leonce und Lena* führt das Leben derjenigen, für die das Leben, wie Büchner im *Hessischen Landboten* schreibt, einen „langen Sonntag“<sup>17</sup> darstellt, als „eine Welt [vor, S.P.],

---

<sup>7</sup> Vgl. vor allem Kap. II.2.

<sup>8</sup> Thüning 2009a: S. 90.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Foucault, Michel, 1999: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76). Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 295.

<sup>11</sup> Thüning 2009a: S. 90.

<sup>12</sup> Foucault 1977: S. 138.

<sup>13</sup> Horn, Eva, 2011: Der nackte Leib des Volkes. Volkskörper, Gesetz und Leben in Georg Büchners *Danton's Tod*. S. 237-269 In: Fricke, Beate; Klammer, Markus; Neuner, Stefan (Hg.): Bilder und Gemeinschaften. Studien zur Konvergenz von Politik und Ästhetik in Kunst, Literatur und Theorie. München: Wilhelm Fink Verlag, hier S. 254.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> MBA: S. 45.

<sup>17</sup> MBA: S. 41.

in der es um nichts anderes mehr geht als wiederum die Verrichtungen des Körpers – Ankleiden, Schlafen, Essen, sich Langweilen.“<sup>18</sup>

Nun gehört die Feststellung, dass ein Thema noch nicht, noch nicht ausreichend oder zumindest nicht unter diesem Vorzeichen erforscht wurde, gewissermaßen zur wissenschaftlichen Rhetorik. Allerdings handelt es sich bei dem vorliegenden Zugang, Büchners Werk aus einer biopolitischen Perspektive zu betrachten, tatsächlich um eine relativ neue Entwicklung in der (kulturwissenschaftlich orientierten) Literaturwissenschaft. Im engeren Sinne existieren dazu erst eine Handvoll neuerer Publikationen:

Armin Schäfer<sup>19</sup> führt in einem eigenen Beitrag zu „Biopolitik“ im Ende 2009 erschienen „Büchner-Handbuch“ zunächst in die Grundlagen einer solchen Politik ein und diskutiert Büchners Lebenskonzept im zeitgenössischen wissenschaftlichen Kontext, um schließlich exemplarisch auf (einige) biopolitische Aspekte ausgewählter Werke Büchners hinzuweisen: Für Schäfer setzt Büchners Analyse der (Bio-)Macht hauptsächlich an einer „Untersuchung und Darstellung der Existenzbedingungen von Gruppen und Individuen“<sup>20</sup> an. So werden im *Hessischen Landboten* die Existenzbedingungen der Bauern der Herrschaftsausübung gegenübergestellt, während letztere in *Leonce und Lena* – nicht ohne komische Effekte zu produzieren – selbst „auf den Boden ihrer Existenzbedingungen herab[gezogen wird]“<sup>21</sup>. In *Woyzeck*, wo die Macht direkt am Körper des Protagonisten ansetzt, führt Büchner im Ineinandergreifen unterschiedlicher Diskurspraktiken (Wissenschaft, Militär, Recht, Moral, Religion etc.) einen spezifischen Subjektivierungsprozess vor, der als Resultat Woyzecks Reduktion auf seine bloße kreatürliche Existenz gedeutet werden kann.<sup>22</sup> Von *Woyzeck* schlägt Schäfer den Bogen zu Büchners *Lenz*, in dem Büchner Wahnsinn am „Leitfaden des Schmerzes erzählbar macht“<sup>23</sup>, und kommt abschließend zur These, dass Büchner der Literatur, indem er in seinen Werken Äußerungen von „Geringsten“ fingiert, „die sonst in (...) Diskursen stumm bleiben oder in indirekter Rede [sprechen]“, den Status eines Gegendiskurses verleiht.

Im „Büchner-Handbuch“ findet sich auch ein Beitrag zu „Leben“ von Hubert Thüning<sup>24</sup>, dessen Habilitation über den biopolitischen Lebensbegriff der modernen Literatur in der Zeit von 1750 bis 1938<sup>25</sup> voraussichtlich im Herbst 2012 erscheinen wird.<sup>26</sup> Thüning liest Büchners wissenschaftliche wie literarische Texte als „Poiesis und Performanz von Leben in seinen existentiellen (politischen, sozialen, moralischen) Ausformungen“<sup>27</sup>. Er unterscheidet zwischen „biologischem Leben“ (Leben) und „existentiellem Leben“ (Existenz) und postuliert: „Die Übersetzung der beiden Bereiche ineinander bzw. die ständige Auflösung und Neuziehung der Grenzen ist Sache der modernen Biopolitik“<sup>28</sup>. *Danton's Tod* diskutiert, so Thüning, die Umsetzung der biologischen Auffassungen des Lebens, wie sie in den politisch-philosophischen Phrasen zur Sprache kommen, in individuelle und kollektive Existenzformen.<sup>29</sup> In *Lenz* wird ein „vitalistische[r] Maximalbegriff“<sup>30</sup> vorgeführt, der durch

---

<sup>18</sup> Horn 2011: S. 254.

<sup>19</sup> Schäfer, Armin, 2009: Biopolitik. S. 176-181 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

<sup>20</sup> Schäfer 2009: S. 179.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Vgl. Ebd.: S. 180.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Thüning, Hubert, 2009b: Leben. S. 209-217 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

<sup>25</sup> Thüning, Hubert, 2012: Das neue Leben. Zum biopolitischen Lebensbegriff der modernen Literatur 1750-1938 (Lenz, Goethe, Leopardi, Nietzsche, Glauser). Paderborn: Wilhelm Fink Verlag. (erscheint voraussichtlich Herbst 2012)

<sup>26</sup> Thüning beschäftigt sich hier allerdings weniger mit Büchner, als mit Lenz, Goethe, Leopardi, Nietzsche und Glauser.

<sup>27</sup> Thüning 2009b: S. 209.

<sup>28</sup> Ebd.: S. 213.

<sup>29</sup> Vgl. Ebd.: S. 214.

die existentiellen Verhältnisse in seine Schranken gewiesen wird. *Leonce und Lena* zeigt die – freilich groteske – Entfaltung des Lebens in rhetorisch-poetischer Sprachform „angesichts allseitige[r] existentielle[r] Widerstände“, wohingegen das Leben in *Woyzeck* fast gänzlich „in der extremen existentiellen Verwertung“ aufgeht, „womit die biopolitische Dimension erstmals in der Literatur so konkrete Konturen annimmt“<sup>31</sup>.

Und schließlich macht Eva Horn<sup>32</sup> in einem 2011 erschienen Aufsatz den Körper selbst zum Angelpunkt ihrer Analyse von Büchners *Danton's Tod*: Sie legt dar, dass Büchners Drama weniger, wie oft angenommen, den „Streit der Fraktionen und de[n] Antagonismus zwischen Danton und Maximilien Robespierre“ vorführt als ihren gemeinsamen Ausgangspunkt – „die Frage nach einer modernen Politik des Lebens“<sup>33</sup>. Dantons „Logik des Genießens, die Politik nur als regulierenden Ausgleich verschiedener Bedürfnisse denkt“<sup>34</sup>, setzt Robespierre eine juridisch durch Recht und Strafe operierende Herrschaft der Tugend entgegen: „Was hier aufeinander prallt, ist der *biopolitische* Diskurs der Sorge um den genießenden und leidenden Volkskörper und der *juridische* Diskurs über die Einhaltung oder Transgression des Gesetzes. Wo der eine auf mehr oder minder liberale Regulation abzielt, setzt der andere auf Strafe und Verbot“<sup>35</sup>.

Abgesehen von diesen Beiträgen, die sich explizit mit biopolitischen Implikationen des Werks Georg Büchners beschäftigen, finden sich auch in anderen Texten<sup>36</sup> punktuelle Verweise.

Wie bereits ersichtlich geworden sein sollte, ist der Zugang der vorliegenden Diplomarbeit nicht rein literaturwissenschaftlich verfasst, sondern verfolgt im Prinzip ein kulturwissenschaftliches Programm.

Die zugrunde liegende Methodologie stellt eine Kombination von Diskursanalyse und möglichst genauem, textnahem Lesen („Close Reading“) dar, der Stil ist essayistisch.

Diskursanalyse „trägt die Literatur ein in das ihr zeitgenössische Geflecht wissenschaftlicher, politischer, philosophischer, ästhetischer und populärer Redeweisen“<sup>37</sup>. Durch die diskursanalytische Perspektive wird es möglich herauszuarbeiten, „welche epistemologischen, d.h. wissenschaftstheoretischen, politischen, gesellschaftlichen etc. Faktoren eine Äußerung überhaupt möglich machen“<sup>38</sup>. Wie greifen in den Werken Büchners die unterschiedlichen Diskurspraktiken (z.B. der Wissenschaft, des Militärs, der Justiz, der Moral, der Religion etc.) ineinander, um sich als biopolitische Wirkungsweisen identifizieren zu lassen? Wie lässt sich Büchners Lebens- und Körperbegriff im zeitgenössischen Kontext lesen?

Ergänzt – und damit an den Text rückgebunden – wird dieser diskursanalytische Zugang durch textnahes, genaues Lesen („Close Reading“). Exemplarisch sei auf einen Aufsatz

Nicolas Pethes<sup>39</sup> über das Ernährungsexperiment in Büchners *Woyzeck* verwiesen, den ich als Kombination dieser beiden methodologischen Logiken für sehr gelungen halte.

---

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Horn 2011 – siehe Anmk. 13.

<sup>33</sup> Ebd.: S. 247.

<sup>34</sup> Ebd.: S. 258.

<sup>35</sup> Ebd.: S. 259, Hervorhebungen S.P..

<sup>36</sup> Exemplarisch sei hier verwiesen auf: Neumeyer, Harald, 2009a: „Hat er schon seine Erbsen gegessen?“ Georg Büchners *Woyzeck* und die Ernährungsexperimente im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. In: DVJs 83/2, S. 218-245.

<sup>37</sup> Horn, Eva, 2008: Literatur. Gibt es Gesellschaft im Text? S. 363-381 In: Moebius, Stefan; Reckwitz, Andreas (Hg): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, hier S. 371f.

<sup>38</sup> Petersen, Jürgen H.; Egelhaaf-Wagner, Martina (Hg), 2006: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsbuch. Berlin: Erich Schmidt, S. 227.

<sup>39</sup> Pethes, Nicolas, 2006a: „Vieh dummes Individuum“, „unsterblichste Experimente“. Elements of a Cultural History of Human Experimentation in Georg Büchner's Dramatic Case Study *Woyzeck*. In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur, Vol. 98/1, S. 68-82.

Damit ist auch schon das Programm der vorliegenden Diplomarbeit angedeutet:

In einen *erstem Schritt* soll einerseits versucht werden, eine Einführung in den von Michel Foucault unterschiedlich akzentuierten Begriff der Biopolitik zu geben (Kap. II.1.) und andererseits der epistemische Bruch um 1800 skizziert werden, in dem das Leben als Lebendiges zur wissenschaftlichen Betrachtung gelangt und der biologische Organismusbegriff entsteht (Kap II.2.).

In einem *zweiten Schritt* werden Büchners Werke einzeln auf dem Hintergrund des zuvor erläuterten theoretischen Rahmens aus einer biopolitischen Perspektive untersucht, wobei der Schwerpunkt auf den literarischen Werken liegt. Zwei „rote Fäden“ ziehen sich als Fragestellungen durch diese Analyse: Die erste Frage betrifft die Charakteristik des Lebens- und Körperbegriffs und damit immer auch der Grundlage, des Gegenstands und der inneren Dynamik der neuen Biomacht in den Werken Büchners. Die zweite Frage betrifft die Verortung in den jeweiligen zeitgenössischen (wissenschaftlichen, juristischen, politischen etc.) Diskursen, deren Analyse als Bindeglied für das Verständnis biopolitischer Implikationen von Büchners Werken unbedingt notwendig ist.

Begonnen wird mit der Analyse bei den naturwissenschaftlichen Schriften, um einen logischen Anschluss an das Theorie-Kapitel herzustellen (Kap. III.1.). Daran angeschlossen wird die Analyse des *Hessischen Landboten* (1834) (Kap. III.2.), *Danton's Tod* (1835) (Kap. III.3.), *Lenz* (1835) (Kap. III.4.), *Leonce und Lena* (1836) (Kap. III.5.) und schließlich *Woyzeck* (1837) (Kap. III.6.).

Abschließend soll die Frage nach dem diskursiven Status von Literatur bzw. dem Verhältnis von Literatur und Biopolitik (Abbildung, Kritik, Präskription?) gestellt und in einem Resümee versucht werden, das Lebens- und Körperkonzept in Büchners Werken in Hinblick auf seine biopolitische Dimension zu pointieren.



## II. Theoretischer Rahmen

### II.1. Zum Begriff der Biopolitik bei Michel Foucault

Obwohl der Begriff der Biopolitik insgesamt erst eine eher kurze Karriere hinter sich hat, ist er doch schon so weit ausdifferenziert, dass man nicht mehr von einem einheitlichen und eindeutigen Begriffsinhalt ausgehen kann. „Offenbar meint jeder etwas anderes, wenn von Biopolitik die Rede ist.“<sup>40</sup>, schreibt Thomas Lemke in seinem Einführungsband zur Biopolitik. Geht man von der etymologischen Bedeutung der einzelnen Wortbestandteile aus, so meint Biopolitik allgemein die Politik, die sich mit dem Leben (griech.: *bíos*) befasst. Dementsprechend unterscheiden sich die kursierenden Konzepte danach, auf welchen Bestandteil dieser polaren Grundkonstellation der Schwerpunkt gelegt wird: Naturalistische Konzepte, „die das Leben als Grundlage der Politik begreifen“, stehen politizistischen Ansätzen gegenüber, „die Lebensprozesse als Gegenstand der Politik in den Blick nehmen“<sup>41</sup>. Diese den Begriff der Biopolitik unterschiedlich akzentuierende Interpretationslinien verfehlen allerdings „die in der Konjunktur des Begriffs der Biopolitik virulent werdende Instabilität der Grenze zwischen »Leben« und »Politik« und die Einsicht in die Relationalität und Historizität der scheinbar voneinander isolierten Pole“<sup>42</sup>.

Diese relationale und historische Fassung des Begriffs der Biopolitik ist maßgeblich mit dem Namen Michel Foucaults verknüpft. Foucaults Verwendung des Begriffs der Biopolitik, der zum ersten Mal in einem Vortrag aus dem Jahr 1974<sup>43</sup> vorkommt und systematisch im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen*<sup>44</sup> vorgestellt wird, ist keineswegs vollkommen einheitlich und verschiebt sich in seinen Werken immer wieder. Lemke<sup>45</sup> macht im Groben drei unterschiedliche Gebrauchsweisen des Begriffs der Biopolitik bei Foucault aus: Erstens steht Biopolitik für eine Art „Bruch“ im politischen Denken und Handeln, in der es zu einer „Relativierung und Reformulierung souveräner Macht“ kommt. Zweitens sieht Foucault in den Mechanismen der Biopolitik einen entscheidenden Grundstein des modernen Rassismus, denn es gibt „kein Züchten ohne Vernichten, kein ‚Leben machen‘ ohne ‚sterben lassen‘“<sup>46</sup>. Und drittens bringt Foucault die biopolitische Machtausübung mit liberalen Führungstechniken in Zusammenhang. Diese drei Verwendungsweisen sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Es ist außerdem kritisch anzumerken, dass Foucault neben „Biopolitik“ auch noch den Begriff der „Biomacht“ parallel verwendet und nicht gänzlich klar ist, inwiefern bzw. ob sich diese beiden Begrifflichkeiten als analytische Kategorien trennen lassen.

Für die Perspektive der vorliegenden Diplomarbeit ist vor allem die erste Verwendungsweise des Begriffs der Biopolitik bei Foucault als spezifisch moderne Technik der Machtausübung, wie sie erstmals in *Der Wille zum Wissen* auftaucht, von Bedeutung und wird nun in groben Zügen umrissen: Foucault ortet die Geburt der Biopolitik in jener geschichtlichen Periode, die der Historiker Reinhart Koselleck als „Sattelzeit“<sup>47</sup> der Moderne beschrieben hat und führt die

---

<sup>40</sup> Lemke, Thomas, 2007: Biopolitik zur Einführung. Hamburg: Junius, S. 9.

<sup>41</sup> Ebd.: S. 11.

<sup>42</sup> Ebd.: S. 12.

<sup>43</sup> Foucault, Michel, 2003: Schriften. Band 3: 1976-1979. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 275.

<sup>44</sup> Foucault, Michel, 1977 [1976]: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

<sup>45</sup> Vgl. Lemke 2007: S. 48.

<sup>46</sup> Schäfer 2004: S. 326.

<sup>47</sup> Koselleck, Reinhart, 1979: Einleitung. XIII-XXVII In: Brunner, Otto; Conze, Werner; Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 2. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, S. XV.

Beschaffenheit der „Biomacht“ in historischer Abgrenzung zu der der „Souveränitätsmacht“ ein.

Die Souveränitätsmacht ist, laut Foucault, nach einem „abschöpfenden“ Prinzip organisiert, das neben dem Entzug von Waren, Gütern, Diensten auch den äußersten Fall, das Recht einer Entscheidung über Leben und Tod, einschließt. Wenn dieses Recht auch kein absolutes Privileg des Souveräns mehr darstellt, so symbolisiert es doch als Extrempunkt dieser Art der Machtausübung deren Zugriff auf das Leben *über* den Tod: „Der Souverän übt sein Recht über das Leben nur aus, indem er sein Recht zum Töten ausspielt – oder zurückhält. Er offenbart seine Macht über das Leben nur durch den Tod, den zu verlangen er imstande ist. Das sogenannte Recht »über Leben und Tod« ist in Wirklichkeit das Recht sterben zu *machen* und leben zu *lassen*.“<sup>48</sup>.

Diese „negative Lebensmacht“ wird im Zuge des 17. Jahrhunderts immer stärker von einer „positiven Lebensmacht“ überlagert, die das Leben nun selbst zum Bezugspunkt macht und sich zum Ziel setzt, es zu entwickeln, zu ordnen und zu bewirtschaften.

Diese neue „Biomacht“ nimmt „das Leben in ihre Hand (...), um es zu steigern und zu vervielfältigen, um es im einzelnen zu kontrollieren und im gesamten zu regulieren“<sup>49</sup>. Während das Funktionsprinzip der alten Souveränitätsmacht also darin bestand, „sterben zu *machen* oder leben zu *lassen*“ besteht das der neuen Biomacht darin, „leben zu *machen* oder in den Tod zu *stoßen*“<sup>50</sup>. Für die alte Souveränitätsmacht war „das Leben als solches kein direktes Ziel der Machtkontrolle (...), sondern [konnte] nur als Grenze oder Gefahr mit dem Tod bestraft werden“ – in der neuen Biomacht hingegen wird „die Bearbeitung oder (...) Verwaltung des Lebens zentral“<sup>51</sup>. Dass der Eintritt des „Lebens“ in die Geschichte gerade in diese Phase geschichtlicher Entwicklung fällt, sieht Foucault damit gekoppelt, dass zu dieser Zeit als Folge ökonomischer (vor allem landwirtschaftlicher) Verbesserungen und des wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts bezüglich des menschlichen Körpers der „Druck des Biologischen auf das Historische“ allmählich abnimmt: „Der Tod hört auf, dem Leben ständig auf den Fersen zu sein“<sup>52</sup>. Erst dies mache, so Foucault, eine „relative Herrschaft über das Leben“ durch die Biopolitik möglich.

Foucault unterscheidet zwei Pole biopolitischer Zugriffstechnologien auf den menschlichen Körper: Den ersten Pol bildet die Disziplinierung und Zurichtung des individuellen Körpers (nach einer Norm), den zweiten Pol die Kontrolle und Regulierung des „Bevölkerungskörpers“, des Lebens als Kollektiv.

Die Disziplinartechnologie setzt auf der Mikroebene des Individualkörpers an, indem sie menschliche Biografien entlang der Achse von Disziplinierungsinstitutionen (Schule, Militär etc.) organisiert und ausrichtet. Ihr liegt ein mechanistisches Verständnis des menschlichen Körpers als Maschine, dessen Funktionalität durch Disziplinierung gesteigert werden soll, zugrunde, das mithilfe die Anatomie des menschlichen Körpers zu einer „politischen“ zu machen. In seinem Werk *Überwachen und Strafen* führt Foucault das Prinzip der Disziplin systematisch aus: „Die Disziplin »verfertigt« Individuen: sie ist die spezifische Technik einer Macht, welche die Individuen sowohl als Objekte wie als Instrumente behandelt und einsetzt.“<sup>53</sup>. Das Besondere (fast möchte man sagen: die Glanzleistung) dieser historisch neuen Form der Disziplinierung besteht darin, den disziplinierten Körper hinsichtlich seiner wirtschaftlichen Funktionalität maximal zu stärken und hinsichtlich seiner politischen Unterwerfung maximal zu schwächen: „Der historische Augenblick der Disziplinen ist der

---

<sup>48</sup> Foucault 1977 [1976]: S. 132, Hervorhebungen im Original.

<sup>49</sup> Ebd.: S. 132f.

<sup>50</sup> Ebd.: S. 134.

<sup>51</sup> Kögler, Hans-Herbert, 2004: Michel Foucault. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Weimar: Metzler, S. 93.

<sup>52</sup> Foucault 1977 [1976]: S. 137.

<sup>53</sup> Foucault, Michel 1994 [1976]: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 220.

Augenblick, in dem eine Kunst des menschlichen Körpers das Licht der Welt erblickt, die nicht nur die Vermehrung seiner Fähigkeiten und auch nicht bloß die Vertiefung seiner Unterwerfung im Auge hat, sondern die Schaffung eines Verhältnisses, das in einem einzigen Mechanismus den Körper *um so gefügiger macht, je nützlicher er ist, und umgekehrt*.“<sup>54</sup>.

Der zweite Pol biopolitischer Technologien setzt anstatt am Individualkörper am „Körper der Bevölkerung“ an, ist also bevölkerungspolitisch orientiert. Hier geht es um die Regulierung und Kontrolle der Gesamtheit an „Lebensäußerungen“ einer Bevölkerung, wie zum Beispiel Geburten- und Sterberate, Lebenserwartung, Lebensstandard etc. Biopolitik der Bevölkerung „zielt auf die einer Bevölkerung eigenen Massenphänomene und die Bedingungen ihrer Variation, um die Gefahren abzuwenden oder auszugleichen, die sich aus dem Zusammenleben einer Bevölkerung als biologischer Gesamtheit ergeben“<sup>55</sup>. Ein „Schlüsseldispositiv“, in dem sich Biopolitik vollzieht, ist in diesem Zusammenhang die moderne Hygiene. Verstehen wir heute kaum mehr darunter als möglichst keimfreie Sauberkeit, so handelt es sich bei den vielfältigen Hygienediskursen des späten 18. und 19. Jahrhunderts um ein „Wissen, das das Verhältnis des Menschen zu den materiellen Bedingungen seiner physischen Existenz beschrieb und das Individuen und gesellschaftliche Handlungsträger dazu anleitete, diese Bedingungen zu regulieren“<sup>56</sup>.

Foucault versteht diese zwei Pole biopolitischer Technologien dabei nicht als unabhängig voneinander zu betrachtende Zugriffsweisen auf das „Leben“, sondern als Endpunkte eines größeren Gesamtkomplexes, „um die herum sich die Macht zum Leben organisiert hat“<sup>57</sup>. „Die Disziplin ist nicht eine Form der Individualisierung, die auf gegebenen Individuen ausgeübt wird, sondern setzt immer schon eine Vielheit voraus; ebenso stellt Bevölkerung die Vereinigung und Zusammenfassung individualisierter Existenzen zu einer neuen politischen Form dar. »Individuum« und »Masse« sind also weniger Gegensätze als zwei Seiten einer umfassenden politischen Technologie, die zugleich auf die Kontrolle des Körper-Menschen wie des Gattungs-Menschen zielt“<sup>58</sup>.

Als „Scharnier“, das beide Pole miteinander verbindet, führt Foucault das Sexualitätsdispositiv an: „Der Sex eröffnet den Zugang sowohl zum Leben des Körpers wie zum Leben der Gattung“<sup>59</sup>. Sexualität repräsentiert einerseits einen individuellen körperlichen Verhaltenskomplex, der für Disziplinierung und normative Festlegungen offen ist, zeitigt aber aufgrund ihrer Fortpflanzungsfunktion auch Wirkungen auf makrostruktureller Ebene des „Gesellschaftskörpers“, die Ziel biopolitischer Maßnahmen sein können.

Für eine Politik, deren zentraler Bezugspunkt das Leben ist, wird zudem der Begriff der „Norm“ immer wichtiger, nach dem die individuellen Körper und der Bevölkerungskörper ausgerichtet werden können. Es geht um die Organisation des Lebenden innerhalb einer normativen Matrix. „Eine Normalisierungsgesellschaft“, schreibt Foucault, „ist der historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie“<sup>60</sup>.

Die Entwicklung weg von der alten Souveränitätsmacht zur neuen Biomacht darf man sich dabei nicht so vorstellen, dass die neue Macht die alte perfekt und vollkommen ersetzt, vielmehr findet ein Transformationsprozess statt, der bewirkt, dass Neues auf Altem fußt und zu einem Ganzen zusammenwächst, das mehr ist als die Summe seiner Teile. Entscheidend ist dabei, dass das alte Prinzip des Rechts des Souveräns über Leben und Tod dem neuen biopolitischen Machtkomplex untergeordnet wird, das sich als „positive Lebensmacht“

---

<sup>54</sup> Ebd.: S. 176, Hervorhebung S.P..

<sup>55</sup> Lemke 2007: S. 51.

<sup>56</sup> Sarasin, Philipp, 2001: Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 17. Sarasin schreibt seine Geschichte des Körpers anhand des Hygienedispositivs des späten 18. und vor allem 19. Jahrhunderts.

<sup>57</sup> Foucault 1977 [1976]: S. 135.

<sup>58</sup> Lemke 2007: S. 52.

<sup>59</sup> Foucault 1977 [1976]: S. 141.

<sup>60</sup> Ebd.: S. 139.

versteht. Todesmacht wird also „entgrenzt und von allen Schranken befreit, da sie nun dem Leben selbst dienen soll“<sup>61</sup>. Das führt zu der paradoxen Situation, dass im Namen des Lebens getötet und gemordet werden kann – „die Massaker sind vital geworden“<sup>62</sup>.

Dies führt uns zur zweiten Verwendungsweise des Begriffs der Biopolitik bei Foucault – der Frage, wie und durch welche Technologien die Legitimation des Tötens im Paradigma der Biomacht hergestellt wird. Dieser Frage geht Foucault u.a. in den Vorlesungen am Collège de France von 1975 bis 1976<sup>63</sup> nach: „Wie werden nun innerhalb dieser Machttechnologie, deren Gegenstand und Ziel das Leben ist (...), das Recht zu töten und die Funktion des Mordens ausgeübt (...)? Wie kann eine solche Macht töten, wenn es stimmt daß es im wesentlichen darum geht, das Leben aufzuwerten, seine Dauer zu verlängern, seine Möglichkeiten zu vervielfachen, Unfälle fern zu halten oder seine Mängel zu kompensieren? (...) Hier kommt der Rassismus ins Spiel“<sup>64</sup>. Für Foucault erfüllt der Rassismus<sup>65</sup> zwei wichtige Funktionen:

Die erste Funktion „liegt darin, zu fragmentieren und Zäsuren innerhalb des biologischen *Kontinuums*, an das sich die Bio-Macht wendet, vorzunehmen“<sup>66</sup>. Es geht darum eine Zäsur zu etablieren „zwischen dem, was leben und dem, was sterben muß“<sup>67</sup>. Homogenisierung und Hierarchisierung gehen Hand in Hand: Der Rassismus ermöglicht es, eine „prinzipiell homogen vorgestellte biologische Gesamtheit“ aufzuspalten in „gute und schlechte, höhere und niedere, aufstrebende oder absinkende »Rassen«“<sup>68</sup>. Diese Verquickung von biologischem Monismus und gleichzeitiger Fragmentierung führt zu einem Rassismus, „den die Gesellschaft gegen sich selber, gegen ihre eigenen Elemente, ihre eigenen Produkte kehrt; ein innerer Rassismus permanenter Reinigung, der zu einer der grundlegenden Dimensionen der gesellschaftlichen Normalisierung wird“<sup>69</sup>. Mit dem Rassismus steht der Biomacht also eine Technologie zur Verfügung, die es ermöglicht, das biologische Kontinuum des Lebens zu zerteilen und jene Elemente zu identifizieren, die einer prosperierenden und gesunden Entwicklung einer Gesellschaft oder der menschlichen Spezies insgesamt im Wege stehen.

Die zweite Funktion des Rassismus stellt gewissermaßen eine Vergrößerung der Tragweite der ersten Funktion dar, indem sie eine „positive Beziehung vom Typ »je mehr du töten wirst, um so mehr wirst du sterben machen« oder »je mehr du sterben läßt, um so mehr wirst du eben deswegen leben«“<sup>70</sup> herstellt. Es wird also in der Weise eine Beziehung zwischen dem Leben der Einen und dem Tod der Anderen etabliert, dass die Tötenden vom Tod der zu Tötenden direkt profitieren – das Leben der Einen und der Tod der Anderen werden auf einer Achse von Kosten-/Nutzenkalkülen dynamisch miteinander verbunden. Dabei betont Foucault, dass der „Tod des Anderen (...) nicht einfach mein Überleben in der Weise [bedeutet], daß er meine persönliche Sicherheit erhöht; der Tod des Anderen, der Tod der bösen Rasse, der niederen (oder degenerierten oder anormalen) Rasse wird das Leben im allgemeinen gesünder machen; gesünder und reicher“<sup>71</sup>.

Für Foucault leitet der Rassismus spätestens ab dem Ende des 19. Jahrhunderts die Rationalität staatlichen Handelns als „Staatsrassismus“ an: „Die Vorstellung der Gesellschaft als einer biologischen Gesamtheit setzt die Einrichtung einer zentralisierten Instanz voraus, die sie steuert und lenkt, ihre »Reinheit« überwacht und stark genug ist, »feindlichen

---

<sup>61</sup> Lemke 2007: S. 54.

<sup>62</sup> Foucault 1977 [1976]: S. 133.

<sup>63</sup> Foucault 1999 – siehe Anmk. 10.

<sup>64</sup> Ebd.: S. 294.

<sup>65</sup> Zur Entwicklung des rassistischen Diskurses von einem historisch-kritischen zu einem evolutionär-biologischen Modell vgl. Foucault 1999: S. 71ff.

<sup>66</sup> Ebd.: S. 295.

<sup>67</sup> Ebd.

<sup>68</sup> Lemke 2007: S. 57.

<sup>69</sup> Foucault 1999: S. 75.

<sup>70</sup> Ebd.: S. 295.

<sup>71</sup> Ebd.: S. 296.

Elementen« im Inneren und Äußeren zu begegnen: den modernen Staat<sup>72</sup>. Der Staat wird zum „Beschützer der Integrität, der Überlegenheit und Reinheit der Rasse“<sup>73</sup>. Trotz der berechtigten Kritik, die an Foucaults eigenwilliger Perspektive angebracht wurde<sup>74</sup>, muss festgehalten werden, dass Foucault in der für ihn typischen Weise einen analytischen Zugang eröffnet, der es ermöglicht, Rassismus nicht nur als Ausnahmesituation oder ideologisches Konstrukt zu konzeptualisieren, sondern als inneres Funktionsprinzip politischen Handelns und als „Ausdruck einer gesellschaftlichen Spaltung, die durch die biopolitische Vorstellung einer permanenten und unabschließbaren Reinigung des Gesellschaftskörpers angetrieben wird“<sup>75</sup>.

Für die dritte Foucaultsche Verwendungsweise von Biopolitik ist der Begriff der Regierung in einem „sehr weit gefassten Sinn“<sup>76</sup> grundlegend. Für Foucault ist die Geburt der Biopolitik (gleichzeitig auch der Titel seiner Vorlesung am Collège de France 1979<sup>77</sup>) eng verknüpft mit dem Aufkommen liberaler Regierungsformen. Liberalismus darf hier nicht reduzierend missverstanden werden als ökonomische Theorie oder politische Ideologie – vielmehr begreift Foucault Liberalismus als „spezifische Kunst der Menschenführung, die sich an der Bevölkerung als einer neuen politischen Figur orientiert und über die Politische Ökonomie als Interventionstechnik verfügt“<sup>78</sup>. Der Liberalismus fußt auf der „Vorstellung einer Naturalität der Gesellschaft, die sowohl die Grundlage wie die Grenze des Regierungshandelns bildet“<sup>79</sup>. Im Zentrum der Politischen Ökonomie, die im 18. Jahrhundert entsteht, steht die „Idee einer spontanen Selbstregulation des Marktes auf der Grundlage »natürlicher« Preise“<sup>80</sup>. Der Liberalismus ist dabei stets von dem Verdacht begleitet, dass zu viel regiert wird. In diesem Verdacht verbirgt sich für Foucault die grundlegendere Frage, warum man überhaupt regieren muss. Daher lässt sich „die liberale Kritik nur schwer von einer für die Epoche neuen Problematik der »Gesellschaft« trennen: In ihrem Namen sucht man zu wissen, warum es notwendig ist, daß es eine Regierung gibt, inwieweit man ohne sie auskommt, wo ihr Eingreifen unnütz oder schädlich ist.“<sup>81</sup>. Die liberale Regierung geht also nicht so sehr vom Staat als von der Gesellschaft aus.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass diese politischen Entwicklungen eng verknüpft sind mit Veränderungen auf wissenschaftlichem Terrain: der Entstehung der modernen Biologie als Wissenschaft vom Leben (griech.: *bíos*) um 1800. Liberale Begrifflichkeiten wie Freiheit oder Autonomie schöpfen ihren Bedeutungsgehalt aus biologischen Begriffen der Selbsterhaltung und Selbstregulation, die sich in der Biologie gegenüber dem physikalisch-mechanischen und naturgeschichtlichen Verständnis von Leben durchsetzen (vgl. dazu Kapitel II.2.).<sup>82</sup>

---

<sup>72</sup> Lemke 2007: S. 58.

<sup>73</sup> Foucault 1999: S. 95.

<sup>74</sup> So wird das Problem des Kolonialismus nur am Rande erwähnt, der innere Zusammenhang von Nation, Bürgerschaft und Rassismus nicht erkannt und bleiben die sexualisierten Komponenten des Rassendiskurses unbehandelt (vgl. Lemke 2007: S. 59). Für eine ausführliche Kritik der Foucaultschen Rassismusanalyse siehe Magiros, Angelika, 1995: Foucaults Beitrag zur Rassismustheorie. Berlin/Hamburg: Argument Verlag; Stoler, Ann Laura, 1995: *Race and the Education of Desire*. Foucault's »History of Sexuality« and the Colonial Order of Things. Durham/London: Duke University Press; Stingelin, Martin (Hg.), 2003: *Biopolitik und Rassismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

<sup>75</sup> Lemke 2007: S. 60.

<sup>76</sup> Foucault, Michel, 2005: *Schriften*. Band IV. 1980-1988. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 520.

<sup>77</sup> Foucault, Michel, 2006: *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesung am Collège de France 1978-1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

<sup>78</sup> Lemke 2007: S. 61.

<sup>79</sup> Ebd.

<sup>80</sup> Ebd.: S. 62.

<sup>81</sup> Foucault 2006: S. 437.

<sup>82</sup> Vgl. Lemke 2007: S. 65.

Diese Einbettung des Begriffs der Biopolitik in einen breiteren theoretischen Kontext verknüpft die Aufmerksamkeit für physisch-biologische Seinsformen mit der Untersuchung von Subjektivierungsprozessen und moralisch-politischen Existenzweisen. Biopolitik repräsentiert in dieser Perspektive „eine spezifische spannungsvolle Konstellation, die für die liberale Regierungsweise charakteristisch ist. Erst mit dem Liberalismus taucht die Frage auf: Wie werden Subjekte regiert, wenn diese zugleich als Rechtssubjekte und als biologische Lebewesen begriffen werden?“<sup>83</sup>

Foucault hat sich vor allem in Anschluss an seine Analyse und Integration des Begriffs der Regierung in das Konzept der Biopolitik mit der Frage beschäftigt, auf welche Widerstände und Freiheitspraktiken diese neue Bearbeitung und Verwaltung des Lebens stößt. Interessant ist nun, dass die Kritiker einer Macht, die sich das Leben auf ihre Fahnen geheftet hat, dieses selbst gegen sie ins Feld führen: „(...) [G]egen diese Macht (...) haben sich die Widerstand leistenden Kräfte gerade auf das berufen, was durch diese Macht in Amt und Würden eingesetzt wird: auf das Leben und den Menschen als Lebewesen. (...) Was man verlangt und worauf man zielt, das ist das Leben verstanden als Gesamtheit grundlegender Bedürfnisse, konkretes Wesen des Menschen, Entfaltung seiner Anlagen und Fülle des Möglichen.“<sup>84</sup> In diesen „neuen“ politischen Kämpfen wird eine neue Kategorie des Rechts eingeklagt: das Recht „auf das Leben, auf den Körper, auf die Gesundheit, auf das Glück, auf die Befriedigung der Bedürfnisse, das »Recht« auf die Wiedergewinnung all dessen, was man ist oder sein kann“<sup>85</sup>.

Nach der Skizzierung der drei Verwendungsweisen des Begriffs der Biopolitik bei Foucault lässt sich allgemein resümieren, dass Biopolitik mit einer signifikanten Veränderung des Politischen verbunden ist, in der das Leben den genuinen Kern des Politischen durchdringt, wobei biopolitische Phänomene Handlungen, Wissensformen, Kommunikationsstrukturen, Subjektivierungsweisen etc. umfassen.

Nach Foucaults Tod wurde sein Konzept der Biopolitik vielfach rezipiert und kritisch erweitert. Die prominentesten Aktualisierungsversuche, die hier kurz Erwähnung finden sollen, sind die Schriften von Giorgio Agamben<sup>86</sup> sowie Michael Hardt und Antonio Negri<sup>87</sup>. Agamben zeichnet die Geschichte des Abendlandes seit der Antike anhand der Leitdifferenz der Trennung zwischen „nacktem Leben“ und der politisch-rechtlichen Existenz nach. Seine wesentliche Kritik an der Foucaultschen Begriffsfassung besteht darin, dass er Biopolitik im Kern souveräner Machtausübung bereits angelegt sieht und sich in der Moderne lediglich generalisiert und radikalisiert, was in den Ursprüngen souveräner Macht bereits vorhanden war.

Hardt und Negri untersuchen eine neue Etappe kapitalistischer Vergesellschaftung, in der sich die Grenzen zwischen Ökonomie und Politik, Reproduktion und Produktion auflösen. Ihre zentrale Kritik an die Adresse Foucaults lautet, dass die moderne Biopolitik längst selbst einen Transformationsprozess hin zu einer postmodernen Biopolitik durchlaufen hätte.<sup>88</sup>

---

<sup>83</sup> Ebd.: S. 66.

<sup>84</sup> Foucault 1977 [1976]: S. 139f.

<sup>85</sup> Ebd.: 140.

<sup>86</sup> Siehe vor allem Agamben, Giorgio, 2002: *Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

<sup>87</sup> Siehe vor allem Hardt, Michael; Negri, Antonio, 2002: *Empire. Die neue Weltordnung*. Frankfurt am Main/New York: Campus; Hardt, Michael; Negri, Antonio, 2004: *Multitude. Krieg und Demokratie im Empire*. Frankfurt am Main/ New York: Campus.

<sup>88</sup> Vgl. Lemke 2007: S. 15; S. 71-86; S. 87-100.

Im Folgenden soll nun nach dem Lebensbegriff Foucaults gefragt und jener epistemische Bruch beleuchtet werden, in dem sich die Biologie als Wissenschaft vom Leben maßgeblich konstituiert hat und auf dessen Folie die neue positive Biomacht, die das Leben als Lebendiges zum Bezugspunkt macht, erst verständlich wird. Einen Schwerpunkt werden dabei die vitalistischen Lebenskraftlehren des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts bilden.

## II.2. Foucaults Lebensbegriff und die „Entdeckung“ des Lebens um 1800

Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, dass der Begriff des Lebens – immerhin ein Bestandteil der polaren Grundkonstellation des Begriffs der Biopolitik – bei Foucault merkwürdig unbestimmt bleibt. So zeichne sich die neue Biomacht zwar wesentlich durch ihren veränderten, nämlich positiven Bezug auf das Leben aus, aber eine explizite Bestimmung dieses Lebens bleibt Foucault schuldig. Eine interessante These hierzu liefert Maria Muhle in ihrer „Genealogie der Biopolitik“. Ihrer Analyse zufolge kommt dem Leben in Foucaults Verständnis der Biopolitik eine doppelte Rolle zu: „Das Leben ist nicht nur *Gegenstand* der Biopolitik, es ist zugleich das *funktionale Modell*, nach dem sich die Macht auf ihren Gegenstand bezieht. Mit anderen Worten: Die Biopolitik bezieht sich in einer Weise auf das Leben, die die Dynamik des Lebens *imitiert* bzw. *aufnimmt*“<sup>89</sup>. Insofern ist die methodische Unbestimmtheit des Lebens bei Foucault Programm, das es ihm erlaubt, das Leben als „Korrelat historisch spezifischer Diskurs- und Machtformationen“<sup>90</sup> und von „historischen Wissens- oder Machttechniken“<sup>91</sup> zu verstehen. Dies ermöglicht es, das Leben als historische Entsprechung unterschiedlicher wissenschaftlicher Diskurse und Diskursbrüche zu begreifen und es für externe Determinierungen offen zu lassen. Für Muhle vertritt Foucault einen Lebensbegriff, „der das Leben genuin als ein »zu normierendes«, d.h. als von äußeren Einflüssen bestimmtes versteht“<sup>92</sup>.

Die Veränderungen im Bereich der Macht „treten in einen wechselseitigen Bezug zu einem sich im epistemischen Bruch um 1800 konstituierenden »Wissen vom Leben«“<sup>93</sup>. Das Leben wird nun nicht mehr (nur) negativ durch Sektion, Auseinandernehmen und Einteilen bestimmt, sondern als lebendiger Prozess untersucht – das Leben als Lebendiges steht im Mittelpunkt. Diese Entwicklung korrespondiert mit der Durchsetzung einer positiven Lebensmacht, die das Leben ebenfalls als Lebendiges zu ihrem Bezugspunkt macht, das es zu fördern und zu beschützen gilt. Über diesen Bezug nimmt Biopolitik, so die These Muhles, selbst die innere Dynamik des Lebendigen an.<sup>94</sup> Das Leben wird also unter bestimmten historischen Voraussetzungen zu einem Gegenstand von Diskursen und Machtpraktiken, die wiederum auf das Leben zurückwirken.<sup>95</sup>

Wir wollen nun diesen epistemischen Bruch, in dem das Leben „in dem Maße zu einem zentralen, diskurstragenden Begriff [avanciert], wie zugleich naturwissenschaftlich unklar wird, was es eigentlich ist“<sup>96</sup> und die Konjunktur verschiedener Lebenskraftlehren näher betrachten:

---

<sup>89</sup> Muhle 2008: S. 11, Hervorhebungen im Original.

<sup>90</sup> Ebd.: S. 12.

<sup>91</sup> Ebd.: S. 62.

<sup>92</sup> Ebd.: S. 63.

<sup>93</sup> Ebd.: S. 29.

<sup>94</sup> Vgl. Ebd.

<sup>95</sup> Vgl. Schäfer 2009: S. 177.

<sup>96</sup> Bergengrün, Maximilian; Lehmann, Johannes F.; Thüring, Hubert, 2005: Einleitung: Sexualität, Recht, Leben. S. 7-20 in: Dies. (Hg.), Sexualität – Recht – Leben. Die Entstehung eines Dispositivs um 1800. München: Wilhelm Fink, hier S. 7.

In „Die Ordnung der Dinge“<sup>97</sup> legt Foucault „zwei große Diskontinuitäten“ in der epistemischen Ordnung der abendländischen Kultur frei: die erste leitet das klassische Zeitalter Mitte des 17. Jahrhunderts ein und die zweite bezeichnet zu Beginn des 19. Jahrhunderts die „Schwelle unserer modernen Epoche“<sup>98</sup>. Das Leben bezeichnet er als „Positivität“, die im Rahmen des zweiten epistemischen Bruchs um 1800 im Übergang von der Naturgeschichte zu den Lebenswissenschaften, insbesondere der modernen Biologie, „entsteht“. Foucault bringt die Entstehung des Lebensbegriffs in direktem Zusammenhang mit wesentlichen Veränderungen in der Wissensordnung, die vor allem durch die Auflösung der ausschließlichen taxinomischen Anordnung der Lebewesen<sup>99</sup> markiert werden: „Mit dem Überschreiten der Schwelle der Moderne verlässt der westlichen Wissensraum das Paradigma der taxinomischen Oberflächenorganisation zu Gunsten einer neu erfundenen Tiefgründigkeit (...).“<sup>100</sup> Von nun an steht die Untersuchung von „großen verborgenen Kräften, die von ihrem ursprünglichen und unzugänglichen Kern her entwickelt sind“<sup>101</sup> im Mittelpunkt. Es ist Foucault wichtig zu betonen, dass diese Veränderungen im Raum des Wissens weder auf bloßen Erkenntnisfortschritt zurückzuführen sind, noch die Entwicklung von der Naturgeschichte hin zu den Lebenswissenschaften als reiner Rationalisierungsprozess zu deuten ist: „Was an der Wende des Jahrhunderts sich geändert, eine irreparable Veränderung durchgemacht hat, ist das Wissen selbst (...).“<sup>102</sup> Die klassische Naturgeschichte, die die „Vielfalt der Natur dank ihrer Analysetechniken zu einem kontinuierlichen Tableau von Gattungen, Arten und Klassen“<sup>103</sup> formt, wird um 1800 von einem anderen Verständnis der Natur abgelöst. Das Leben bricht, wie Muhle pointiert zusammenfasst, „alte naturgeschichtliche Kontinuitäten ab und wird zu einer unsichtbaren Kraft“<sup>104</sup>. Es ist dieser Aspekt der „Kraft“, der sich mit dem des Lebens zur „Lebenskraft“ paart und die wissenschaftlichen Debatten dieser Zeit in unterschiedlichster Weise bestimmt. Die Lebenskraftlehren des 18. Jahrhunderts<sup>105</sup> sind, wie Eve-Marie Engels<sup>106</sup> argumentiert, aus einer wissenschaftshistorischen, wissenschaftsphilosophischen und rezeptionsgeschichtlichen Perspektive interessant. Wissenschaftshistorisch sind sie deswegen aufschlussreich, weil sie eine „wichtige Periode des *Umbruchs* in Biologie und Medizin“<sup>107</sup> markieren. Die wissenschaftsphilosophische (bzw. wissenschaftstheoretische) Bedeutung besteht darin, diese Periode als „Prüfstein für die Beurteilung bestimmter Annahmen der *Wissenschaftshistoriographie*“<sup>108</sup> einsetzen zu können. Und schließlich kann man anhand der Rezeptionsgeschichte dieser Theorien zeigen, „wie stark die Art und Weise der Erfahrung von Wissenschaftsgeschichte von *rezeptionsgeschichtlichen Bedingungen* abhängt, ja wie wirkungsmächtig die Rezeption für die nachträgliche *Konstruktion* eines bestimmten Bildes

---

<sup>97</sup> Foucault, Michel, 1971 [1966]: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

<sup>98</sup> Ebd.: S. 25.

<sup>99</sup> Ein berühmtes Beispiel ist das Tableau Carl von Linnés: Linné teilt die Natur in drei Klassen ein: die Mineralien, die zwar wachsen, aber keiner Bewegung oder Sensibilität fähig sind, die vegetativen Wesen, die wachsen und sensibel sind und die Tiere, die sich spontan, i.e. von selbst bewegen können (vgl. Muhle 2008: 71).

<sup>100</sup> Muhle 2008: S. 69.

<sup>101</sup> Foucault 1971 [1966]: S. 308.

<sup>102</sup> Ebd.: S. 309.

<sup>103</sup> Muhle 2008: S. 70.

<sup>104</sup> Muhle 2008: S. 72.

<sup>105</sup> Ich beschränke mich hier auf ausgewählte Lebenskraftlehren aus Deutschland. Theorien zur Lebenskraft werden aber auch in anderen Ländern, wie z.B. Italien, England, Frankreich, entworfen und debattiert.

<sup>106</sup> Engels, Eve-Marie, 1994: Die Lebenskraft – metaphysisches Konstrukt oder methodologisches Instrument? Überlegungen zum Status von Lebenskräften in Biologie und Medizin im Deutschland des 18. Jahrhunderts. S. 127-152 In: Kanz, Kai Torsten (Hg.): Philosophie des Organischen in der Goethezeit. Studien zu Werk und Wirkung des Naturforschers Carl Friedrich Kielmeyer (1765-1844). Stuttgart: Franz Steiner Verlag, hier S. 127.

<sup>107</sup> Ebd., Hervorhebung im Original.

<sup>108</sup> Ebd., Hervorhebung im Original.

von Theorien sein kann, die ursprünglich in anderer theoretischer Absicht entworfen wurden“<sup>109</sup>.

Engels<sup>110</sup> unterscheidet bei den Lebenskraftlehren des 18. Jahrhunderts einen „metaphysischen oder ontologischen Vitalismus“ von einem „methodologischen Vitalismus“. „Vitalismus“ ist, wie später noch zu zeigen sein wird, ein Begriff, der erst in der kritischen Rezeption im Laufe des 19. Jahrhunderts zur abwertenden Charakterisierung dieser Lehren eingeführt wurde. Unter „metaphysischem Vitalismus“ wird dabei die „Annahme lebensspezifischer Kräfte, die sich dem naturwissenschaftlichen Zugang mit seiner Anwendung bestimmter methodischer und instrumenteller Verfahrensweisen prinzipiell entziehen sollen“ verstanden, während mit „methodologischem Vitalismus“ die „Annahme gemeint [ist], daß die biologischen Wissenschaften auf Grund spezifischer Besonderheiten des Lebendigen gegenüber der nichtbelebten Natur zu dessen naturwissenschaftlicher Beschreibung und Erklärung auf die Verwendung von Begriffen, Theorien und Methoden angewiesen sind, welche in Physik und Chemie nicht gebräuchlich oder zu einer bestimmten Zeit der Wissenschaftsgeschichte (noch) nicht verfügbar sind.“<sup>111</sup>. Engels vertritt die These, dass die Lebenskraftlehren des 18. Jahrhunderts einen methodologischen Vitalismus vertraten und somit eng mit dem Konstitutionsprozess der Wissenschaften vom Leben, insbesondere der Biologie verknüpft waren. Der Begriff „Biologie“ wird übrigens erstmals 1797 in einer Schrift von Theodor Georg August Roose<sup>112</sup> verwendet, die Lebenskraft im Titel trägt (*Grundzüge der Lehre von der Lebenskraft*).

Thüring<sup>113</sup> differenziert die von Engels getroffene Unterscheidung noch etwas weiter aus: Er unterscheidet „drei verschiedene Tendenzen der vitalistischen Theoretisierung und Erforschung des Lebens“: eine „essentialistische“ Tendenz, die „eine vom Organismus separate Lebenskraft als Substanz, Essenz, Energie oder Prinzip [annimmt], deren Beweis oder Begründung prospektiv (...) bleibt“<sup>114</sup>, eine „organisch-funktionalistische Tendenz“, bei der Lebenskraft entweder „als Hypothese [fungiert] oder (...) als Resultat des organischen Zusammenwirkens“ betrachtet wird<sup>115</sup> und schließlich die „naturphilosophische“ Tendenz, die durch eine „Überhöhung (...) die ganze Natur (mit Geist) belebte“<sup>116</sup>. Die ersten beiden Tendenzen wären unter Engels' Begriff des „methodologischen Vitalismus“ fassbar, während die letzte dem „metaphysischen Vitalismus“ zuzuordnen wäre.

Grundlegend für diese Geistesrichtung, die Engels als methodologischen Vitalismus bezeichnet, ist Kants Bestimmung des Organismusbegriffs in seiner *Kritik der Urteilskraft*<sup>117</sup>. Kants Organismusbegriff „besitzt für die Entstehung der Disziplin der Biologie insofern herausragende Bedeutung, als er eine reflektierte, philosophisch vertretbare Unterscheidung zwischen anorganischer und organischer Natur macht und den Gegenstand dieses Faches dadurch definiert“<sup>118</sup>: „Ein organisiertes Wesen ist also nicht bloß Maschine: denn die hat lediglich bewegende Kraft; sondern es besitzt in sich bildende Kraft und zwar eine solche, die es den Materien mitteilt, welche sie nicht haben (sie organisiert): also eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen allein (den

---

<sup>109</sup> Ebd., Hervorhebung im Original.

<sup>110</sup> Vgl. Ebd.: S. 128f.

<sup>111</sup> Ebd.

<sup>112</sup> Roose, zit. nach Arz, Maike, 1996: Literatur und Lebenskraft. Vitalistische Naturforschung und bürgerliche Literatur um 1800. Stuttgart: M & P Verlag für Wissenschaft und Forschung, S. 27.

<sup>113</sup> Thüring 2009b: S. 210f.

<sup>114</sup> Dieser Tendenz ordnet Thüring Friedrich Casimir Medicus, Joachim Dietrich Brandis, Johann Friedrich Blumenbach und Theodor August Roose zu.

<sup>115</sup> Dieser Tendenz ordnet Thüring Ernst Platner, Friedrich Schiller, Johann Gottfried Herder, Johann Wolfgang Goethe, Carl Friedrich Kielmeyer, Gottfried Reinhold Treviranus und Johann Christian Reil zu.

<sup>116</sup> Diese Tendenz wird vor allem durch den Namen Friedrich Wilhelm Joseph Schellings geprägt.

<sup>117</sup> Kant, Immanuel, 1986 [1790]: Kritik der Urteilskraft. Stuttgart: Reclam.

<sup>118</sup> Arz 1996: S. 27f.

Mechanism) nicht erklärt werden kann“<sup>119</sup>. Kant vertritt also die Auffassung, dass Lebewesen als funktionale Einheiten sich durch eine spezifische „bildende Kraft“ organisieren und selbst erhalten. Das Ganze steht dabei zu seinen Teilen in einer Beziehung, die beide gleichermaßen Mittel und Zweck sein lässt: „Ein organisiertes Produkt der Natur ist das, in welchem alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist“<sup>120</sup>.

Damit lieferte Kant die Grundlage, von der die meisten Lebenskraftlehren ihren Ausgang nehmen. Naturforscher wie beispielsweise Johann Friedrich Blumenbach<sup>121</sup>, Joachim Dietrich Brandis<sup>122</sup>, Carl Friedrich Kielmeyer<sup>123</sup>, Theodor Georg August Roose<sup>124</sup> oder Johann Christian Reil<sup>125</sup> beziehen sich, wenn nicht explizit, so implizit auf Kants Organismusbegriff. Sie alle gehen von bestimmten organischen Kräften aus, um Phänomene des Lebens, wie Ernährung/Stoffwechsel, Wachstum/Entwicklung, Reproduktion/Fortpflanzung, Sensibilität/Empfindungsvermögen und Irritabilität/Reizbarkeit, Vielfalt und Stammesentwicklung zu erklären.<sup>126</sup> Sie grenzen sich dabei gleichzeitig nach zwei Seiten hin ab: einerseits gegenüber der „Maschinentheorie des Organischen“ und allgemein gegenüber bekannten physikalischen und chemischen Theorien, die kein geeignetes Instrumentarium zur Erklärung von Phänomenen des Lebendigen zur Verfügung stellen und andererseits gegenüber einer Art „Seelenmetaphysik“, die den wissenschaftlichen Erkenntnisanforderungen nicht genügen.<sup>127</sup> Einige Beispiele seien nun exemplarisch vorgestellt: Johann Friedrich Blumenbach führt den „Bildungstrieb“ bzw. „nisus formativus“ in die Diskussion ein – ein besonderer Trieb, „*der die erste wichtigste Kraft zu aller Zeugung, Ernährung, und Reproduction zu seyn scheint, und den man um ihn von anderen Lebenskräften zu unterscheiden, mit dem Namen des Bildungstriebes (nisus formativus) bezeichnen kan*“<sup>128</sup>. Wie Engels darlegt ist dieser „Bildungstrieb“ allerdings keine metaphysische Kategorie, sondern ein „methodologisches Instrument, das der Auffindung allgemeiner Naturgesetze dienen soll“<sup>129</sup>. Auch Carl Friedrich Kielmeyer betont in seiner Lehre von den organischen Kräften die Vorläufigkeit seiner Annahmen: Der Begriff der „organischen Kräfte“ stellt für ihn ein „Behelfwort“<sup>130</sup> dar, das verwendet werden soll bis sich diese Phänomene erklären lassen. Johann Christian Reil lokalisiert den „Grund des Lebens“<sup>131</sup> in den groben und feinen Stoffen, aus der die Materie organischer Körper bestehen soll. Auch Reil ist sich der Vielzahl offener Fragen bewusst, wenn er schreibt: „Das Studium der Naturlehre der organischen Welt ist freilich mühsam, aber auch die Ausbeute ist nützlicher (...)“.<sup>132</sup>

Worauf man in den Lebenskraftlehren des 18. Jahrhunderts also immer wieder stößt ist der Hinweis auf die Grenzen der aktuellen, mechanistischen Erklärungsansätze von Phänomenen des Lebens gepaart mit der Einsicht, dass es sich bei den eingeführten Begriffen, die zur Bezeichnung der Lebenskraft gebraucht werden, mehr um Heuristiken als um feststehende Theorien handelt – aus diesem Grund spricht Engels, wie oben erwähnt, von einem „methodologischen Vitalismus“, der sich von einem „metaphysischen“ abgrenzen lässt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde allerdings nur mehr der vermeintlich metaphysische

<sup>119</sup> Kant 1986 [1790]: S. 340f., Hervorhebungen im Original.

<sup>120</sup> Ebd.: S. 343.

<sup>121</sup> Blumenbach, zit. nach Arz 1996: S. 27.

<sup>122</sup> Brandis, zit. nach Arz 1996: S. 27.

<sup>123</sup> Kielmeyer, zit. nach Arz 1996: S. 27.

<sup>124</sup> Roose, zit. nach Arz 1996: S. 27.

<sup>125</sup> Reil, zit. nach Arz 1996: S. 27.

<sup>126</sup> Vgl. Arz 1996: S. 27.

<sup>127</sup> Vgl. Engels 1994: S. 133.

<sup>128</sup> Blumenbach, zit. nach Engels 1994: S. 134, Hervorhebungen im Original.

<sup>129</sup> Engels 1994: S. 136f.

<sup>130</sup> Kielmeyer, zit. nach Engels 1994: S. 137.

<sup>131</sup> Reil, zit. nach Arz 1996: S. 32.

<sup>132</sup> Ebd., zit. nach Arz 1996: S. 32.

Grundzug dieser Lehren rezipiert, von dem sich Naturwissenschaftler der sich etablierenden mechanistischen Naturwissenschaft<sup>133</sup> abzugrenzen suchten. Sie prägten den abwertend gebrauchten Begriff des „Vitalismus“ für die Lebenskraftlehren des 18. Jahrhunderts. Erst die Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts rehabilitiert die Lebenskraftlehren und hebt die Fruchtbarkeit dieser Ansätze für den wissenschaftlichen Fortschritt hervor<sup>134</sup>. Der Komplex der Lebenskraftlehren wird als „Lücken- bzw. Markierungsparadigma“ gewürdigt, da „mit den auf den Begriff der Lebenskraft und ähnliche Kategorien zurückgreifenden Ansätzen die Probleme und Grenzen des dominanten Paradigmas markiert werden, ohne daß jedoch bereits ein von der scientific community akzeptiertes naturwissenschaftliches Alternativparadigma angeboten werden könnte“<sup>135</sup>. Die Lebenskraftlehren des 18. Jahrhunderts markieren also gewissermaßen eine Zeit des wissenschaftshistorischen Umbruchs, in dem sich die rein mechanische Betrachtungsweise des Lebendigen zu einer dynamischen wandelt und so gewissermaßen die Evolutionsideen des 19. Jahrhunderts vorbereitet werden. Das Verdienst der Lebenskraftlehren besteht vor allem darin, einen „metatheoretischen Rahmen“, einen „Denkraum“ geschaffen zu haben, „der den Übergang vom Modell des Organismus als Maschine im Sinne der klassischen Mechanik zu einer an der Idee der Selbstorganisation orientierten Vorstellung des Organismus ermöglicht“<sup>136</sup>.

Die biopolitische Machtformation bezieht sich auf eben diesen neuen biologischen Organismusbegriff, der sich um 1800 herauszubilden beginnt. Entscheidend ist dabei, dass der Organismus als strukturierte Einheit gesehen wird, dessen Teile in wechselseitiger Abhängigkeit stehen und sich zu einem funktionalen Gesamtzusammenhang schließen. Nach Schäfer findet Biopolitik „im Organismus sowohl das Modell ihrer systemischen Funktionsweise vor als auch das Modell einer Wechselwirkung des Organismus mit seinen Existenzbedingungen“<sup>137</sup>: Einerseits handelt es sich bei einem Organismus um eine sich selbst regulierende und erhaltende Einheit, die allerdings andererseits unter bestimmten Bedingungen und Milieus sich zu wandeln gezwungen ist bzw. sogar von Auslöschung bedroht ist.

Büchner hat mit seinen naturwissenschaftlichen Schriften unmittelbaren Anteil an der Herausbildung des neuen Wissens vom Leben und verarbeitet den neuen Lebensbegriff zugleich in seinen literarischen Werken.

Im Anschluss an diesen wissenschaftshistorischen Teil sollen folgerichtig die naturwissenschaftlichen Schriften Büchners stehen.

---

<sup>133</sup> Wie Engels darlegt verallgemeinert sich die mechanistische naturwissenschaftliche Position im 19. Jahrhundert von einer Orientierung an der Bewegungslehre der klassischen Mechanik hin zu einer Position, die die Gesamtheit naturwissenschaftlicher Erklärungsweisen umfasst (vgl. Engels 1994: S. 147).

<sup>134</sup> Engels 1994 weist u.a. hier auf folgende Beiträge hin: Engels, Eve-Marie, 1980: Lebenskraft. S. 122-128 In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5. Basel u.a.: Schwabe; Lenoir, Timothy, 1980: Kant, Blumenbach an Vital Materialism in German Biology In: Isis 71 (1980), S. 77-108; Lenoir, Timothy, 1981: Teleology without Regrets. The Transformation of Physiology in Germany: 1790-1847. In: Studies in the History and Philosophy of Science 12 (1981), No. 4, S. 293-354; Lenoir, Timothy, 1982: The Strategy of Life. Teleology and Mechanics in Nineteenth Century German Biology. Dordrecht/London: Reidel; Lohff, Brigitte, 1980: Die Entwicklung des Experimentes im Bereich der Nervenphysiologie. Gedanken und Arbeiten zum Begriff der Irritabilität und der Lebenskraft In: Sudhoffs Archiv 64 (1980), Heft 2, S. 105-129.

<sup>135</sup> Engels 1994: S. 149.

<sup>136</sup> Ebd.: S. 150.

<sup>137</sup> Schäfer 2009: S. 177.



### III. Biopolitische Elemente im Werk Georg Büchners

#### III.1. Naturwissenschaftliche Schriften<sup>138</sup>

Büchners naturwissenschaftliche Schriften wurden sowohl aus editionskritischer wie auch literaturwissenschaftlicher Perspektive lange Zeit vernachlässigt – erst seit den 1960er Jahren lässt sich eine systematische Beschäftigung damit konstatieren. Die Forschungssituation präsentiert sich – wie wir es von der Büchner-Forschung allgemein kennen – höchst kontrovers und ist von gegensätzlichen Positionen bestimmt:<sup>139</sup> So wird Büchners Stellung innerhalb der naturwissenschaftlichen Forschung seiner Zeit höchst unterschiedlich bestimmt und bewegt sich zwischen den Polen einer eher idealistischen<sup>140</sup> und eher empiristischen Zuordnung<sup>141</sup>. Auch die Beziehung zwischen Büchners naturwissenschaftlichen Schriften und seinen literarischen Werken wird einerseits als Bruch<sup>142</sup> und andererseits als Kontinuität<sup>143</sup> aufgefasst. In jenen Forschungsbeiträgen schließlich, in denen eine Beziehung zwischen Wissenschaft und Literatur postuliert wird, geschieht dies auf höchst unterschiedliche Weise: Peter Ludwig versucht Büchners Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaftler- und Dichter-Dasein einerseits als Formtransfer aus der Wissenschaft in die Literatur und andererseits als Thematisierung von Wissenschaft im literarischen Werk zu analysieren.<sup>144</sup> Daniel Müller Nielaba fasst Büchners naturwissenschaftliche Arbeit im Kern als „Nerven-Lesen“ auf, welches sich in vermittelter Form auch in seinen literarischen Werken als Versuch, kommunikations- und zeichentheoretische Dekonstruktionen zu liefern, fortsetzt.<sup>145</sup> Helmüt Müller Sievers sieht im seltsamen Nebeneinander der „partie descriptive“ und der „partie philosophique“ in Büchners Dissertationsschrift (*Mémoire sur le système nerveux du barbeau*) angelegt, was als „enteignete, desorientierte Sprache“ Büchners Werke charakterisiert.<sup>146</sup> Und schließlich analysiert Gideon Stiening ausgehend von Büchners in der

<sup>138</sup> In diesem Kapitel wird aufgrund der breiteren Textbasis ausnahmsweise aus der Marburger Ausgabe von Büchners Werken zitiert: Büchner, Georg, 2008: Georg Büchner. Naturwissenschaftliche Schriften. Hg. von Burghard Dedner und Aurelia Lenné. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (=MaBA 8)

<sup>139</sup> Vgl. zu den folgenden Ausführungen über die kontroverse Forschungssituation vor allem Borgards, Roland, 2009a: Naturwissenschaftliche Schriften. S. 123-129 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 129.

Einen guten, vor allem auf zu dieser Zeit aktuelle Neuerscheinungen bezogenen, Überblick liefern auch Roth, Udo; Stiening, Gideon, 2000: Gibt es eine Revolution in der Wissenschaft? Zu wissenschafts- und philosophiehistorischen Tendenzen in der neueren Büchner-Forschung. In: Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften. Bd. 4/2000, S. 192-216.

<sup>140</sup> Vgl. Arz, Maike, 1996: Literatur und Lebenskraft. Vitalistische Naturforschung und bürgerliche Literatur um 1800. Stuttgart: M & P Verlag für Wissenschaft und Forschung.

<sup>141</sup> Vgl. Döhner, Otto, 1967: Georg Büchners Naturauffassung. Phil. Diss. Marburg. und daran anschließend Döhner, Otto, 1982: Neuere Erkenntnisse zu Georg Büchners Naturauffassung und Naturforschung. In: Georg Büchner Jahrbuch 2 (1982), S. 126-132.

<sup>142</sup> Vgl. Mayer, Hans, 1972 [1946]: Georg Büchner und seine Zeit. Erweiterte Neuauflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

<sup>143</sup> Vgl. Proß, Wolfgang, 1978: Naturgeschichtliches Gesetz und gesellschaftliche Anomie. Georg Büchner, Johann Lucas Schönlein und Auguste Comte. S. 228-259 In: Martino, Alberto (Hg.), Literatur in der sozialen Bewegung. Aufsätze und Forschungsberichte zum 19. Jahrhundert. Tübingen: Max Niemeyer. und Proß, Wolfgang, 1980: Die Kategorie der »Natur« im Werk Georg Büchners. In: Aurora 40 (1980), S. 172-188.

<sup>144</sup> Vgl. Ludwig, Peter, 1998: »Es giebt eine Revolution in der Wissenschaft«. Naturwissenschaft und Dichtung bei Georg Büchner. St. Ingbert: Röhrig.

<sup>145</sup> Vgl. Müller Nielaba, Daniel, 2001: Die Nerven lesen. Zur Leit-Funktion von Georg Büchners Schreiben. Würzburg: Königshausen und Neumann.

<sup>146</sup> Vgl. Müller-Sievers, Helmut, 2003: Desorientierung. Anatomie und Dichtung bei Georg Büchner. Göttingen: Wallstein, hier S. 7. und Müller-Sievers, Helmut, 1999: Über die Nervenstränge. Hirnanatomie und Rhetorik bei Georg Büchner. S. 26-49 In: Hagner, Michael (Hg.), Ecce Cortex. Beiträge zur Geschichte des modernen Gehirns. Göttingen: Wallstein.

„Probevorlesung über Schädelnerven“ formulierten „Gesetz der Schönheit“<sup>147</sup> dessen Wiederholungen und Alternativen im literarischen Werk.<sup>148</sup>

Diese kontroverse Forschungssituation ist vor allem in Hinblick auf den Versuch, Büchners Stellung innerhalb der zeitgenössischen Naturwissenschaft zu bestimmen, zweierlei geschuldet:

Zum einen ist die Textbasis sehr schmal: Von Büchner sind nur zwei naturwissenschaftliche Texte überliefert: seine in französischer Sprache abgefasste Dissertationsschrift *Mémoire sur le système nerveux du barbeau (Cyprinus barbus L.)* über das Nervensystem der Flussbarbe und die daran anschließende *Probevorlesung über Schädelnerven*, die Büchner 1836 zur Erlangung des Status des Privatdozenten an der Zürcher Universität hielt. Das *Mémoire* gliedert sich in zwei Teile – einen beschreibenden („partie descriptive“), in dem auf empirischer Basis anatomische Befunde präsentiert werden, und einen philosophischen („partie philosophique“), in dem allgemeine Schlussfolgerungen zur Entwicklungsgeschichte der Nerven und Wirbeln gezogen werden. Die *Probevorlesung* schließt thematisch an das *Mémoire* an, ist allerdings sehr viel kürzer und beginnt mit einer oft zitierten Reflexion der methodischen Positionen, die Büchner als „teleologische“ und „philosophische“ Methode einander gegenüber stellt.

Zum anderen ist die Vieldeutigkeit, auf die seine naturwissenschaftlichen Schriften in der Forschung stoßen, schon in seinen Werken angelegt, die die wissenschaftliche Umbruchsituation, in deren Verlauf sich die Wissenschaft/en vom Leben herausbilden, reflektieren. Schon Döhner als einer der ersten Autoren, die sich mit Büchners naturwissenschaftlichen Schriften auseinandersetzten, weist darauf hin, dass Büchners Naturauffassung „die Krise des naturwissenschaftlichen Denkens seiner Zeit [spiegelt]“<sup>149</sup>.

Büchner partizipiert nun aus sehr unterschiedlichen Perspektiven an diesem wissenschaftshistorischen Umbruch: Er ist sowohl in Straßburg als auch in Gießen für Medizin immatrikuliert, beschäftigt sich aber – was durch den Besuch universitärer Kurse nachweislich belegt ist – auch ausführlich mit Philosophie. Und schließlich tritt er als Wissenschaftler mit Dissertation und Probevorlesung im Kleid des Zoologen bzw. vergleichenden Anatomen und Neurologen hervor. Heute würde man vielleicht sagen, Büchners Interesse galt – ganz wie es die brüchig werdende epistemische Ordnung nahe legte – der Grundlagenforschung, die zu dieser Zeit in diesem Bereich nach den „Bauplänen“ des Lebens suchte.

Büchners wissenschaftliche Sozialisation wird auf bemerkenswerte Weise immer wieder von polaren Konstellationen seiner Lehrerfiguren geprägt: In Straßburg stehen sich Georges-Louis Duvernoy und Ernest-Alexandre Lauth gegenüber. Duvernoy war ein Vertreter der empirischen, sich um Cuvier gruppierenden Richtung der zoologischen Forschung, während Lauth zu eher naturphilosophischen Ansichten (u.a. in Anschluss an Lorenz Oken) tendierte und beide waren zentrale Förderer Büchners späteren Dissertationsprojekts. Auch in Gießen wird für Büchner die Spannung zwischen empirischer und naturphilosophischer Forschung durch seine Lehrer Friedrich Christian Georg Wernekinck und Johann Bernhard Wilbrand spürbar. Wernekinck lehrte vergleichende Anatomie in Anschluss an Cuvier, Wilbrand trat offen als naturphilosophischer Zoologe auf (vgl. Vorlesungstitel wie *Naturgeschichte des Thierreichs*).<sup>150</sup> Die Hintergrundfolie dieser polaren Lehrerkonstellationen bildet die unter dem Namen „Pariser Akademiestreit“ bekanntgewordene Auseinandersetzung zwischen Georges Cuvier und Etienne Geoffroy de Saint-Hilaire um 1830. Im Zentrum steht die Frage, ob allen Arten ein gemeinsamer Bauplan zugrunde liegt oder ob für bestimmte Gruppen (z.B. Wirbeltiere) eigene Baupläne festzustellen seien. Während Cuvier für letzteres optiert und für

<sup>147</sup> MaBA 8: S. 155.

<sup>148</sup> Vgl. Stiening, Gideon, 1999: Schönheit und Ökonomie-Prinzip. Zum Verhältnis von Naturwissenschaft und Philosophiegeschichte bei Georg Büchner. In: Scientia Poetica 3 (1999), S. 95-121.

<sup>149</sup> Döhner 1982: S. 127.

<sup>150</sup> Vgl. Borgards 2009a: S. 124.

bestimmte Gruppen einen eigenständigen Typus postuliert, plädiert Geoffroy für die Einheit des Typus.<sup>151</sup> Beim Typus-Begriff handelt es sich um eine „spekulative Idee, die erfassen soll, wie das Lebendige organisiert ist“<sup>152</sup>. Gemeinsam ist den beiden Kontrahenten allerdings, dass sie überhaupt nach Bauplänen suchen und an dieser Gemeinsamkeit scheint Büchner anzusetzen. Das ermöglicht es ihm, „einerseits – im Sinne Cuviers – die Barbe als Primitivform ausschließlich der Wirbeltiere zu untersuchen und zugleich andererseits – im Sinne Geoffroys – von der Barbe aus die Gesamtheit des animalen Lebens in den Blick [zu, S.P.] nehmen“<sup>153</sup>.

Die Erforschung von Bauplänen gehörte zum Teil noch in den Zusammenhang einer im 18. Jahrhundert dominierenden Vorstellung einer zeitlosen Stufenleiter der Natur, zum Teil bereitete sie allerdings – vor allem wenn sie die Zeitdimension miteinbezog – Ideen der Evolutionstheorie vor.<sup>154</sup> Auch hier steht die Forschung also – von ihren unterschiedlichen Positionen zunächst einmal abgesehen – gewissermaßen zwischen zwei Türen, von denen eine noch nicht ganz geschlossen und die andere noch nicht vollends offen ist. Auch die von Lorenz Oken erstmals 1807 formulierte Wirbeltheorie, auf die sich Büchner zentral bezieht, nimmt von der Bauplanforschung ihren Ausgang und ist ein markantes Beispiel für diese Übergangssituation: Die zentrale These lautet, dass „die einzelnen Schädelknochen auf Metamorphosenbildungen von Wirbeln zurückführbar seien“<sup>155</sup>. Büchner bezieht sich in der „Probevorlesung“ auf Oken, wenn er schreibt: „{Da man aber g}esagt hatte: der Schädel ist eine Wirbelsäule, so mußte man auch sagen das Hirn ist ein metamorphosirtes Rückenmark und die Hirnnerven sind Spinalnerven“<sup>156</sup>. Lorenz Oken verkörpert auf paradigmatische Weise das „Nebeneinander induktiver und spekulativer Methoden“<sup>157</sup> in der naturwissenschaftlichen Forschung um 1800, die exakte Empirie und ganzheitliche Naturphilosophie kombiniert.

Büchners methodische Reflexion spiegelt diese Übergangssituation, die sich durch die „Kollision einer statischen, finalistisch determinierten Naturauffassung mit dynamisch genetischen und kausalistischen Momenten“<sup>158</sup> kennzeichnet, wider:

Schon im *Mémoire* zeichnet sich Büchner durch bemerkenswerte methodische Reflektiertheit aus, benennt er doch schon zu Beginn explizit seine Methode: Er folgt der „genetischen Methode, die „einen sorgfältigen Vergleich des Nervensystems der Wirbeltiere [darstellt, S.P.], indem man von den einfachsten Bauformen ausgeht und allmählich zu den entwickeltsten fortschreitet“<sup>159</sup>. Der von Büchner verwendete Begriff der „Stufenleiter der Wirbeltiere“ markiert ein seit der Antike überliefertes Modell, das im 18. Jahrhundert u.a. von Carl von Linné forciert wurde: die *scala naturae*. Bei der *scala naturae* handelt es sich um „ein dezidiert räumliches Ordnungsmodell, das zeitliche Phänomene wie etwas das Aussterben und Neuentstehen von Arten als temporale Oberflächeneffekte einer topologischen Tiefenstruktur deutet“<sup>160</sup>. Entwicklungsgeschichte meint hier lediglich das „zeitliche Abschreiten einer vorab gegebenen, räumlich konzipierten Ordnung“<sup>161</sup> – die „Gegenstände bewegen sich zwar durch

---

<sup>151</sup> Vgl. Schäfer 2009: S. 177.

<sup>152</sup> Ebd.

<sup>153</sup> Borgards 2009a: S. 126.

<sup>154</sup> Dedner, Burghard; Lenné, Aurelia (Hg.), 2008: Wissenschaftsgeschichtliche Einleitung. S. 243-306 In: Büchner, Georg, 2008: Georg Büchner. Naturwissenschaftliche Schriften. Hg. von Burghard Dedner und Aurelia Lenné. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, hier S. 246.

<sup>155</sup> Ebd.: S. 279.

<sup>156</sup> MaBA 8: S. 157.

<sup>157</sup> Arz 1996: S. 33.

<sup>158</sup> Roth, Udo, 2004: Die naturwissenschaftlichen Schriften Georg Büchners. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft vom Lebendigen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Tübingen: Niemeyer, S. 175.

<sup>159</sup> MaBA 8: S. 5.

<sup>160</sup> Borgards 2009: S. 127.

<sup>161</sup> Ebd.

die Geschichte, sind aber nicht in einem modernen Sinn selbst geschichtlich“<sup>162</sup>. Und gerade an dieser Stelle vollzieht sich um 1800 allmählich ein epistemischer Bruch und „Historizität wird zunehmend als Konstitutionsbedingung natürlicher Objekte verstanden“<sup>163</sup>. Die Räumlichkeit des Lebendigen verändert sich: Das Lebendige, so resümiert auch Foucault in seiner Analyse dieser epistemischen Umbruchsituation in „Die Ordnung der Dinge“, „hüllt sich (...) in sich selbst ein, bricht (...) seine taxinomischen Nachbarschaften ab, entreißt (...) sich dem weiten, zwingenden Plan der Kontinuitäten und errichtet sich einen neuen Raum“<sup>164</sup>. Bei diesem „neuen Raum“ handelt es sich um einen „doppelten“, der aus einem „inneren Raum“ der „anatomischen Kohärenzen und der physiologischen Kompatibilitäten“ und einem „äußeren Raum“ der Elemente, „in denen das Lebendige ruht, um daraus seinen eigenen Körper zu machen“<sup>165</sup>, besteht. Die „Aufrechterhaltung des Lebens in seinen Existenzbedingungen“ ist Ausdruck der neu entdeckten „Geschichtlichkeit des Lebens“<sup>166</sup>. Diese Geschichtlichkeit des Lebens ist die „Geschichte seiner Brüche, Abweichungen, Irrtümer und Diskontinuitäten, die auf dem Weg zur Aufrechterhaltung seiner Existenzbedingungen eine wesentlich lebendige Dynamik auslösen“<sup>167</sup>.

Auch bei Büchner kündigt sich ein Bezug der Raumordnung der *scala naturae* auf die zeitliche Dimension an. Seine Analyse beginnt im „beschreibenden Teil“ „unten“, „mit der letzten Klasse der Wirbeltiere, den Fischen“<sup>168</sup> und setzt sich im „philosophischen Teil“ zu „auf der Stufenleiter weiter oben stehenden Tieren“<sup>169</sup> fort. Das Verhältnis der einfachen zu den höheren Formen beschreibt Büchner dabei zunächst als Entsprechung<sup>170</sup>, erkennt aber, dass sich dieses Verhältnis nicht nur als Analogie, sondern auch als Entwicklung<sup>171</sup> fassen lässt. Büchner führt in diesem Zusammenhang beispielsweise die Unterscheidung zwischen einfachen („nerfs primitifs“)<sup>172</sup> und abgeleiteten Nerven („nerfs dérivés“)<sup>173</sup> ein: Die abgeleiteten Nerven entwickeln sich aus den Primitivnerven; „sie sind nicht nur im Sinne einer Analogie, sondern auch im Sinne einer Genealogie verbunden“<sup>174</sup> – die „Geschichtlichkeit des Objekts beginnt sich abzuzeichnen“<sup>175</sup>.

Auf welchem methodischen Fundament seine Arbeit ruht, macht Büchner also schon im *Mémoire* deutlich; von welcher methodischen Position er sich distanziert, diskutiert er vor allem in den einleitenden Sätzen der *Probevorlesung*. Der „genetischen“ Methode, die Büchner hier als „philosophische“<sup>176</sup> einführt, stellt er die „teleologische“<sup>177</sup> gegenüber, von denen letztere „in England und Frankreich“ und erstere „in Deutschland überwiegt“<sup>178</sup>. Diese nationale Einteilung gepaart mit dem Umstand, dass es sich bei „teleologisch“ und „philosophisch“ eigentlich nicht um ein sinnvolles Gegensatzpaar handelt, legen nahe, dass – neben einem unmittelbaren Zeitbezug Büchners – „eine tiefere und breite (historische) Perspektive deutlich artikuliert [ist]“<sup>179</sup> und die beiden Methoden zwei großen

<sup>162</sup> Ebd.

<sup>163</sup> Ebd.

<sup>164</sup> Foucault 1971 [1966]: S. 335.

<sup>165</sup> Ebd.

<sup>166</sup> Muhle 2008: S. 78.

<sup>167</sup> Ebd.

<sup>168</sup> MaBA 8: S. 5.

<sup>169</sup> MaBA 8: S. 67.

<sup>170</sup> Vgl. MaBA 8: S. 69.

<sup>171</sup> Vgl. MaBA 8: S. 101.

<sup>172</sup> Vgl. MaBA 8: S. 77.

<sup>173</sup> Vgl. MaBA 8: S. 79.

<sup>174</sup> Borgards 2009a: S. 126.

<sup>175</sup> Ebd.: S. 127.

<sup>176</sup> MaBA 8: 153.

<sup>177</sup> Ebd.

<sup>178</sup> Ebd. Zur wissenschaftsgeschichtlichen Positionierung dieser methodischen Fragen vgl. Roth 2004: S. 175-382.

<sup>179</sup> Thüring 2009b: S. 210.

Traditionslinien zuzuordnen sind, die „sich unterschiedlich auf die aristotelische Entelechie berufen“<sup>180</sup>: Die teleologische Methode „liegt auf der Linie der verschiedenen dualistisch-mechanistischen Modelle“<sup>181</sup> und versucht, organische Vorgänge durch äußere Ursachen, Zwecke und Funktionen zu erklären. Das Leben selbst wird bei dieser „auf physikalische und chemische Gesetze bauende Erforschung des Lebendigen (...) weitgehend vernachlässigt“<sup>182</sup>. Die Teleologie denkt also vom Zweck her, den bestimmte Organe erfüllen. Die philosophische Methode hingegen lässt sich „auf der Linie der im weiteren Sinn vitalistischen Konzeptionen“<sup>183</sup> ansiedeln, die „das Leben als die im Werden und Vergehen der Lebewesen wirkende Kraft [begreifen], deren Ursache und Zweck im Lebendigen selbst liegen“<sup>184</sup>. Büchner exerziert die unterschiedlichen Zugänge dieser beiden Methoden anhand des Beispiels der Beziehung des Auges zur Tränendrüse durch: Die teleologische Ansicht sagt: „soll das Auge seine Funktion versehen, so muß die Hornhaut feucht erhalten werden, und somit ist eine Thränendrüse nöthig.“<sup>185</sup> Die philosophische Ansicht entgegnet: „die Thränendrüse ist nicht da, damit das Auge feucht werde, sondern das Auge wird feucht, weil eine Thränendrüse da ist“<sup>186</sup>. Während die teleologische Methode also deduktiv vorgeht und „die Wirkungen der Organe als Zwecke voraussetzt“<sup>187</sup>, versucht die philosophische Methode ein induktives Programm zu verfolgen, das „von einem möglichst einfachen Bauplan zu immer komplexeren organischen Formen vordringt“<sup>188</sup> und sucht nach der „Manifestation eines Urgesetzes, eines Gesetzes der Schönheit, das nach den einfachsten Rissen und Linien die höchsten und reinsten Formen hervorbringt“<sup>189</sup>.

Büchner orientiert sich hier – und auch allgemein, worauf schon Döhner hinweist<sup>190</sup>, – an dem führenden deutschen Anatomen und Physiologen Johannes Müller<sup>191</sup>, der in seiner Antrittsvorlesung in Bonn 1824 die „teleologische Richtung“ der Physiologie kritisiert: „Diese Physiologie spricht nur von Funktionen der Organe, von ihren Zwecken, von ihrer Nützlichkeit. Sie bemüht sich zu zeigen, daß eine gewisse Einrichtung die beste sei. In der Natur hat nichts, was einer physiologischen Untersuchung unterworfen ist, einen Zweck. Alles ist um seiner selbst willen da“<sup>192</sup>. Frappierend ähnlich schreibt Büchner in der *Probevorlesung*: „Die Natur handelt nicht nach Zwecken, sie reibt sich nicht in einer unendlichen Reihe von Zwecken auf, von denen der eine den anderen bedingt; sondern sie ist in allen ihren Aeüßerungen sich unmittelbar selbst genug. Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da.“<sup>193</sup>

Auch wenn Büchner sich solcherart klar der „philosophischen“ Schule zuordnet, bleibt seine Selbstpositionierung doch nicht so ganz eindeutig, vor allem, wenn er schreibt, dass die „Philosophie a priori (...) noch in einer trostlosen Wüste sitzt“ und „einen weiten Weg zwischen sich und dem frischen grünen Leben“<sup>194</sup> zurückzulegen hat.

---

<sup>180</sup> Ebd.

<sup>181</sup> Ebd.

<sup>182</sup> Ebd.

<sup>183</sup> Ebd.

<sup>184</sup> Ebd.

<sup>185</sup> MaBA 8: S. 153.

<sup>186</sup> Ebd.

<sup>187</sup> Ebd.

<sup>188</sup> Borgards 2009a: S. 128.

<sup>189</sup> MaBA 8: S. 154.

<sup>190</sup> Döhner weist in einem an seine 1967 erschienene Dissertation anschließenden Beitrag im Büchner Jahrbuch 1982 hin, dass Büchner „wohl den Anschauungen Johannes Müllers am nächsten stand“ (Döhner 1982: S. 130).

<sup>191</sup> Aus der Schule von Johannes Müller gingen zahlreiche bedeutende Biologen hervor, zu denen Theodor Schwann (Zellentheorie), Emil du Bois-Reymond (Elektrophysiologie), Hermann von Helmholtz (Energetik), Rudolf Ludwig Virchow (Cellularpathologie), Robert Remak (Kernteilung, Keimblattentwicklung) und Ernst Haeckel (Morphologie, Evolutionstheorie) zählen.

<sup>192</sup> Müller, zit. nach Arz 1996: S. 83.

<sup>193</sup> MaBA 8: S. 153.

<sup>194</sup> Ebd.: S. 155.

Wenn wir nun resümierend die unvermeidliche, wenn auch unbequeme (und vermutlich nie ganz zu lösende) Frage stellen, wie sich Büchner im Rahmen dieser wissenschaftshistorischen Umbruchsituation positionieren lässt, so können wir – als zugegebenermaßen sehr diplomatische Antwort – festhalten:

Büchner steht an der epistemologischen Schwelle seiner Zeit – mit einem Bein noch in der Tür der Naturphilosophie, mit der Hand allerdings schon die Klinke der Tür zur modernen, sich im Konstitutionsprozess befindlichen Naturwissenschaft betätigend. Büchner bewegt sich in dem Spannungsfeld des Aufbrechens einer alten Ordnung, die noch nicht vollends durch eine neue ersetzt werden kann und erfährt seine Sozialisation als Wissenschaftler unter den gegensätzlichen Lehreindrücken, die diesen Umbruch begleiten und bestimmen. Dedner und Lenné meinen, dass es „vermutlich an Büchners Herkunft aus der deutschen Tradition einerseits, seiner wesentlichen Schulung in Frankreich unter dem Cuvier-Schüler Duvernoy andererseits [lag], daß es ihm möglich wurde, vielversprechende methodologische Ansätze aus Deutschland, wie z.B. die genetische Methode mit der sehr viel stärker empirisch und funktionalistisch ausgerichteten Tradition in Frankreich zu verbinden.“<sup>195</sup> So gelang Büchner das merkwürdige Kunststück, „[u]nter dem Cuvier nahestehenden Duvernoy (...) eine von diesem für den Druck befürwortete Dissertation [zu schreiben, S.P.], die auch dem ganz anders orientierten Lorenz Oken [als Rektor der neu (1832) gegründeten Zürcher Universität, an der Büchner sich als Privatdozent niederlassen wollte, S.P.] gefiel“<sup>196</sup>.

Auch wenn Büchner noch auf alte taxinomische Modelle der Naturgeschichte wie die *scala naturae* zurückgreift, oder Theoremen folgt, die später widerlegt werden, wie etwa die Wirbeltheorie Okens, so klingt bei ihm doch eindeutig der Übergang zu einer dynamischen Betrachtung des Lebens an, die nicht mehr auf physikalische oder chemische Gesetzmäßigkeiten bei der Erforschung des Lebendigen rekurriert, sondern dessen Tiefgründigkeit in seiner größtmöglichen Potentialität erfassen will. Insofern lässt sich Büchners naturwissenschaftliches Schaffen, seine Suche nach der „Manifestation (...) eines Gesetzes der Schönheit“<sup>197</sup>, mit Engels, als „methodologischer Vitalismus“ bezeichnen, der als „Lücken-“ oder besser „Markierungsparadigma“ einen metatheoretischen Raum schafft für „den Übergang vom Modell des Organismus als Maschine im Sinne der klassischen Mechanik zu einer an der Idee der Selbstorganisation orientierten Vorstellung des Organismus“<sup>198</sup>. Diesen Paradigmenwechsel benennt Büchner sogar selbst in der *Probevorlesung*: Selbst wenn die philosophische Ansicht noch in der bereits erwähnten „trostlosen Wüste“ sitzt, und „nichts absolut Befriedigendes erreicht [hat], so genüge doch der Sinn dießer Bestrebungen dem Naturstudium *eine andere Gestalt zu geben*“<sup>199</sup>.

Büchner versucht, so Thüring, das Leben als „möglichst reine und offene (...) Idee“ in seiner „größtmöglichen Potentialität“ zu konturieren, „die sich in jeder organischen Form und Äußerung manifestiert“<sup>200</sup>. Und eben dies ist die Art und Weise, wie Biopolitik das Leben zu ihrem Gegenstand macht: es geht darum, das Leben als Ganzes – in seiner „Potentialität“ – zu fördern, zu bewirtschaften, zu verwalten und zu kontrollieren. Büchners Lebensbegriff ist allerdings einer, der sich jeglichem Zugriff von außen entziehen will, was schon in seiner leidenschaftlichen Ablehnung der teleologischen Methode durchscheint, die das Leben von außen durch äußere Zwecke bestimmt, und sich in seinem literarischen Werk fortsetzt. Dies bringt uns zur – wiederum ebenfalls ebenso unvermeidlichen wie unbequemen – Frage, wie der Übergang vom Denk- und Diskursraum der Wissenschaft (mit ihrer eigenen Sprache und Begriffen) zu den literarischen Werken vorstellbar ist. Büchner greift das Leben auch hier in

<sup>195</sup> Dedner/Lenné 2008: S. 253.

<sup>196</sup> Ebd.

<sup>197</sup> MaBA 8: S. 155.

<sup>198</sup> Engels 1994: S. 150.

<sup>199</sup> MaBA 8: S. 155, Hervorhebung S.P. .

<sup>200</sup> Thüring 2009b: S. 212.

seiner Potentialität und Geschichtlichkeit auf und fragt nach dessen Aufrechterhaltung und Ausformung unter den jeweiligen Existenzbedingungen, gewissermaßen nach den „Formgebungen“ des Lebens. Schäfer schreibt: „Während seine naturwissenschaftlichen Forschungen die Rolle und Funktion der Existenzbedingungen für die Entwicklung von Klassen, Gattungen und Arten im Tierreich herausstellen, untersuchen seine Dichtungen und politischen Schriften konkrete Existenzbedingungen von Individuen und sozialen Gruppen.“<sup>201</sup> Die „poetische Performanz“, so Thüring, „artikulierte das Leben (...) in Narrationen und Dramen *existentieller*, d.h. politischer, sozialer, moralischer, individueller, alltagspraktischer etc. *Ausformungen des Lebens*“<sup>202</sup>. Thüring führt die heuristische Unterscheidung zwischen dem biologischen Leben (Leben), „wie es seit Mitte des 18. Jahrhunderts von Wissenschaft und Philosophie vermeintlich unabhängig von >äußeren<, praktischen Bedingungen als substantielle Größe konzeptualisiert worden ist“<sup>203</sup> und dem existentiellen Leben (Existenz), dem Leben „in seinen praktisch bedingten Ausformungen“<sup>204</sup>, ein. Zum Geheimnis des Lebens gehören für Büchner „von seinen frühen Schriften an die wechselseitigen Bedingungs- und Produktionsverhältnisse von biologischem Leben und Existenzform“<sup>205</sup>. Büchner bringt die biopolitischen „Möglichkeiten bzw. Unmöglichkeiten der Wechselbeziehungen, der Auflösung und (Neu-)Ziehung der Grenzen zwischen Leben und Existenz“<sup>206</sup> in seinen literarischen Werken zur Entfaltung.

Bevor wir uns nun aber dem literarischen Werk Büchners widmen, sei noch jenem Stück Text Beachtung geschenkt, das explizit „Politik“ genannt werden kann: *Der Hessische Landbote*.

---

<sup>201</sup> Schäfer 2009: S. 179.

<sup>202</sup> Thüring 2009b: S. 213, Hervorhebung S.P.

<sup>203</sup> Ebd.

<sup>204</sup> Ebd.

<sup>205</sup> Ebd.

<sup>206</sup> Ebd.



### III.2. *Der Hessische Landbote* (1834)

Beim *Hessischen Landboten* handelt es sich um den ersten – als anonyme Flugschrift erstmals im Juli 1834 – publizierten Text Büchners, der allerdings in Hinblick auf seine Autorschaft mit Vorsicht zu genießen ist: Die Flugschrift entstand in Zusammenarbeit mit der zentralen Gestalt der oberhessischen Oppositionsbewegung, dem Pastor Friedrich Ludwig Weidig<sup>207</sup>. Nichtsdestotrotz ist es für Büchners weiteres literarisches Schaffen geradezu bezeichnend, dass am Beginn seiner (kurzen) Karriere als Schriftsteller ein sozialreformerischer Text steht, der gewissermaßen ein Begründungszeugnis seiner Sensibilität für soziale Ungleichheit liefert und eine biopolitische Fragestellung eröffnet, die er in seinen literarischen Werken aufgreift, die „genealogisch, aber auch thematisch [aus ihm, S.P.] hervor[gehen]“<sup>208</sup>.

Prägend für Büchners politisches Bewusstsein war sein vierjähriger Studienaufenthalt in Straßburg, das nach der Julirevolution 1830 als „republikanische Hochburg [galt], offen für politische Flüchtlinge und Sympathisanten demokratischer Reformen, die den revolutionären Diskurs nicht abreißen ließen“<sup>209</sup>. Dieser revolutionäre Diskurs speiste sich zu dieser Zeit vor allem aus den Strömungen des Jakobinismus, des Neobabouvismus sowie des Saint-Simonismus. Besondere<sup>210</sup>, „wenn auch vielleicht bisweilen überschätzte“<sup>211</sup> Bedeutung für Büchner ist dabei dem Neobabouvismus zuzuschreiben, der eine Fortführung der protokommunistischen Lehren von Francois Noël „Gracchus“ Babeuf durch Philippe Buonarrotti darstellte und „soziale Gerechtigkeit über die Aufhebung des Privateigentums und eine nationale Gütergemeinschaft ermöglichen wollte“<sup>212</sup>. Besonders unter dem Einfluss des Saint-Simonismus gab der Neobabouvismus, der auch an die jakobinische Tradition anknüpfte, „die asketische und sinnenfeindliche Position Babeufs (...) [auf]“<sup>213</sup>. Als herausragendste politische Aktivität der Neobabouvisten kann die Gründung der „Société des Droits de l’Homme“ 1833 veranschlagt werden, nach deren Vorbild Büchner 1834 in Gießen seine „Gesellschaft für Menschenrechte“ gründet. In diesem Zusammenhang beginnt Büchner vermutlich mit der Arbeit am *Hessischen Landboten*. Weidig, der zwischen dem radikalrepublikanischen und liberal-konstitutionellen Flügel der hessischen Revolutionsbewegung vermitteln wollte, gibt nach der Lektüre von Büchners Entwurf zu bedenken, „daß die konstitutionellen Revolutionärs sich von uns trennen würden, wenn sie die heftigen Invektiven gegen die Reichen läsen“<sup>214</sup> und drängt beim Oppositionellen-Treffen auf der Badenburg schließlich u.a. darauf, den Begriff der „Reichen“ gegen den der „Vornehmen“ auszutauschen<sup>215</sup>. Auch wenn Büchners radikale Position in der revolutionären Bewegung keine Mehrheit gefunden hatte und er sich empörte, dass „gerade das, worauf er das meiste Gewicht gelegt habe und wodurch alles andere gleichsam legitimirt werde, durchgestrichen“<sup>216</sup> worden sei, dürfte er die von Weidig bearbeitete Textfassung letztlich

<sup>207</sup> Weidig war u.a. Gründer der patriotischen „Deutschen Gesellschaft“ in Butzbach (1814) und Agitator und – heute würde man wohl sagen – „Networker“ innerhalb der heterogenen oppositionellen Bewegung Hessens. Er war einer der maßgeblichen Drahtzieher des (gescheiterten) Sturms auf die Haupt- und Konstablerwache in Frankfurt 1833. – Vgl. Mazza, Ethel Matala de, 2009: Geschichte und Revolution. S. 168-175 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 170.

<sup>208</sup> Mazza 2009: S. 168.

<sup>209</sup> Neuhuber, Christian, 2009: Georg Büchner. Das literarische Werk. Berlin: Erich Schmidt, S. 14.

<sup>210</sup> Vgl. vor allem Mayer, Thomas Michael, 1979: Büchner und Weidig – Frühkommunismus und revolutionäre Demokratie. Zur Textverteilung des »Hessischen Landboten«. S. 16-298 in: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.), Georg Büchner I/II. Sonderband. München: edition text + kritik, hier S. 19ff.

<sup>211</sup> Hofmann, Michael, 2009: Der Hessische Landbote. S. 7-18 in: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.), 2009: Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 10.

<sup>212</sup> Neuhuber 2009: S. 14.

<sup>213</sup> Hofmann 2009: S. 16.

<sup>214</sup> Mayer 1979: S. 163.

<sup>215</sup> Vgl. Ebd.: S. 241.

<sup>216</sup> Schaub, Gerhard (Hg.), 1996: Georg Büchner, Friedrich Ludwig Weidig: Der Hessische Landbote. Studienausgabe. Stuttgart: Reclam, S. 110, zit. nach Neuhuber 2009: S. 21.

doch als Grundlage der geplanten politischen Aktion akzeptiert haben, da er das Manuskript Anfang Juli 1834 gemeinsam mit Jakob Friedrich Schütz – in Botanisierbüchsen versteckt – nach Offenbach in die Druckerei von Karl Preller brachte.<sup>217</sup> Das Nachfolgende – die Verhaftung Minnigerodes, Büchners Flucht nach Darmstadt und schließlich Straßburg sowie Weidigs veränderte Neuauflage des *Hessischen Landboten* ohne Mitarbeit Büchners im November 1834 – ist bekannt.<sup>218</sup>

Die philologische Forschung hat sich sehr oft bemüht, die jeweiligen Textanteile von Büchner und Weidig herauszuarbeiten – eine Frage, die „nicht definitiv geklärt werden [kann]“<sup>219</sup>. Die umfangreichste Arbeit hierzu hat Mayer vorgelegt, der – so seine Hauptthese – ungefähr in der Mitte des Textes der Juli-Fassung, nach dem „genuin Büchnerschen Bild von den *Lampen*“ („(...) die Lampen (...), aus denen man mit dem Fett der Bauern illuminiert“<sup>220</sup>) einen „derart tiefen Bruch“<sup>221</sup> ausmacht, der es rechtfertigen würde, den zweiten Teil des Textes hauptsächlich Weidig zuzuschreiben.

Die Unterscheidung unterschiedlicher Stilebenen (und anhand dessen unterschiedlicher Textanteile) wird aber nicht nur durch das Fehlen von Manuskripten und Quellenmaterial erschwert, sondern auch durch ein viel grundlegenderes hermeneutisches Problem: die Adressatengebundenheit und -bezogenheit des *Hessischen Landboten*, die bewirken, dass „personalstilistische Eigenheiten zugunsten einer genretypischen (...) und intentionsgerechten Sprach- und Stilgebung zurückgenommen werden“<sup>222</sup>. Der Text wendet sich klar an eine bestimmte Bevölkerungsgruppe – die hessischen Bauern –, auf die man im revolutionären Prozess nicht verzichten kann, weswegen „ein solch wirkungs- und adressatenbezogener Text (...) in seiner Struktur, seinem Aufbau, seiner Argumentation, seiner Aussage, seiner Stilgebung, ja bis in die Mikrostrukturen der Bilder, der Wortwahl und der Syntax hinein wesentlich durch die Rücksichtnahme auf und die Anpassung an die angesprochene Adressatengruppe der Bauern geprägt und prädisponiert [ist]“<sup>223</sup>. Hofmann verortet den Text mit seiner Verbindung von religiösen Themen mit sozialen Forderungen in der Tradition der Flugschrift im Anschluss an die Reformation und die Bauernkriege.<sup>224</sup>

Mit der Suche nach den jeweiligen Textanteilen Weidigs und Büchners eng verbunden ist die Frage der Unterschiedlichkeit in der politischen Ausrichtung des ursprünglichen Büchner-Entwurfs sowie der beiden publizierten Flugschriftversionen. Auch hier trug Mayer weitgehend dazu bei, die Diskussion zurechtzurücken und einen revolutionstheoretischen Kontext zu stellen. Er differenziert drei Positionen, die als Stimmen in den unterschiedlichen Fassungen hörbar und durch verschiedene Personen verkörpert werden: „Rechts (...) ein bourgeoisrepublikanischer Revolutionarismus, der etwa bei Eichelberg<sup>225</sup> bis zu dem bewußten Zynismus reicht, es gelte die Bauernbewegung mit Flugschriften nach Art des »Landboten« im wohlverstandenen Interesse gerade der »Mittelklasse« »am Schnürchen« zu halten, d.h. für den Umsturz zu benutzen; in der Mitte Weidigs kleinbürgerlich philanthropische Vorstellungen von einer quasijakobinischen, brüderlichen Harmonie der verschiedenen bürgerlichen und subbürgerlichen »Stände« im Ankampf gegen den »Aristokratismus« ebenso wie in einem neuen Sozialgefüge der friedlichen und solidarischen Besitz- und Bildungsnivellierung; und erst links von dieser Position (...) die nach Eichelbergs Beurteilung »extravaganten Ansichten (...) Büchners« (...), nach denen »die Mittelklasse (...)

<sup>217</sup> Vgl. Hofmann 2009: S. 9.

<sup>218</sup> Vgl. z.B. Neuhuber 2009: S. 22f. oder MBA: 443f.

<sup>219</sup> Hofmann 2009: S. 8.

<sup>220</sup> MBA: S. 50.

<sup>221</sup> Mayer 1979: S. 267.

<sup>222</sup> Neuhuber 2009: S. 28.

<sup>223</sup> MBA: S. 450.

<sup>224</sup> Vgl. Hofmann 2009: S. 13. Zur Situierung des „Hessischen Landboten“ in der Flugschriftenliteratur siehe Ruckhäberle, Hans-Joachim, 1975: Flugschriftenliteratur im historischen Umkreis Georg Büchners. Kronberg/Ts.: Scriptor.

<sup>225</sup> Der Marburger Liberale Leopold Eichelberg war maßgeblich an dem Druck der Novemberfassung beteiligt.

für nichts mehr empfänglich« und weder in der Revolution noch anschließend anders denn als Feind der »niederen Volksklassen«, d.h. der großen besitzlosen Masse ländlicher und städtischer Plebejer zu betrachten sei.«<sup>226</sup> Die verschiedene Stoßrichtung dieser drei Positionen lässt sich besonders gut an der jeweils unterschiedlich favorisierten Verwendung der Begriffe „Reiche“, „Vornehme“ und „Fürsten“ nachzeichnen: Während Büchners Entwurf die Welt der „Reichen“ der Welt der Armen, insbesondere der Bauern, gegenüberstellt, setzt sich Weidig in der Juli-Fassung durch, diesen Begriff, der bildungsbürgerliche Sympathisanten der Revolution vor den Kopf stoßen könnte, durch den der „Vornehmen“ zu ersetzen. In der Novemberfassung schließlich steht an seiner Stelle der Begriff des „Fürsten“ – eine Ersetzung, die höchstwahrscheinlich auf Eichelberg zurückgehen dürfte.<sup>227</sup> Neobabouvismus, Neojakobinismus und Liberalismus stehen sich also – wenngleich in gemeinsamer Sache – gegenüber. Bemerkenswert ist, dass es Eichelberg und Weidig als Vertreter der beiden letzteren Positionen hauptsächlich um die Durchsetzung einer konstitutionellen Verfassung, also um die rechtliche Ebene, zu gehen schien, während Büchner eine völlige Veränderung der sozialen Verhältnisse durchsetzen wollte. *Der Hessische Landbote* muss also gewissermaßen als diskursives Konvolut unterschiedlicher revolutionärer „Stimmen“ gelesen werden. Schon mit dem an den Anfang gestellten Motto „Friede den Hütten! Krieg den Pallästen!“<sup>228</sup> verortet sich der Text selbst im Dispositiv der „Mutterrevolution“ von 1789 – „Guerre aux châteaux! Paix aux chaumières“ war ein dem Dichter Nicolas Chamfort zugeschriebener Kampfspruch des Revolutionsheeres.<sup>229</sup> Mit diesem vorangestellten Motto schlägt der Text beim gebildeten Publikum gleich zu Beginn die ideologische Brücke zum diskursiven Raum der Revolution, vermittelt den Bauern als Hauptadressaten Solidarität und pointiert sein zu entwickelndes Thema, die Antinomie von Arm und Reich.<sup>230</sup> Es ist dieser Ausspruch, der am Beginn des Textes (nach dem höchstwahrscheinlich Weidig zuzuschreibenden „Vorbericht“) stehend die Grundstruktur vorgibt, an der man Büchners Position durchscheinen sehen kann, für den, wie er in einem Brief an Gutzkow schreibt, „das Verhältnis zwischen Armen und Reichen (...) das einzige revolutionäre Element in der Welt [ist]“<sup>231</sup>.

Die Erläuterung dieses ungleichen Verhältnisses zwischen Arm und Reich wird anhand der Präsentation finanzstatistischen Materials über die Staatsausgaben des Herzogtums Hessen-Darmstadt entfaltet. Die erforderlichen Angaben entnahm Büchner dem 1831 erschienenen 4. Band der „Statistisch-topographisch-historischen Beschreibung des Großherzogtums Hessen“ von Georg Wilhelm Justin Wagner, den er sich von Weidig geliehen hatte.<sup>232</sup> Entscheidende Anregungen dürfte in diesem Zusammenhang die Verteidigungsrede Louis-Auguste Blanquis geliefert haben, die dieser am 12. Januar 1832 im Prozess gegen 15 Mitglieder der „Société des Amis du Peuple“<sup>233</sup> hielt: „In der Gegenüberstellung der untersten Bevölkerungsschichten und der ‚Privilegierten‘, der Anprangerung der Geldaristokratie als Ausbeuter des Proletariats und der Aufgliederung fiskalischer Ungerechtigkeiten lassen sich Gemeinsamkeiten mit dem Landboten bis hin zur Bildmetaphorik finden“<sup>234</sup>. Bei der Auffächerung der staatlichen Ausgaben für Ministerien, Militär, Pensionen etc. steht angesichts des ländlichen Zielpublikums dabei nicht so sehr eine präzise statistische Argumentation im Mittelpunkt, als ein Sichtbarmachen der Größenverhältnisse.

<sup>226</sup> Mayer 1979: S. 381.

<sup>227</sup> MBA: S. 454.

<sup>228</sup> Ebd.: S. 40.

<sup>229</sup> Vgl. Große, Wilhelm, 1988: *Der Hessische Landbote*. Woyzeck. München: Oldenbourg, S. 17.

<sup>230</sup> Vgl. Neuhuber 2009: S. 32.

<sup>231</sup> MBA: S. 303 (Brief an Gutzkow 1835).

<sup>232</sup> Ebd.: S. 26.

<sup>233</sup> Diese im Namen auf Jean-Paul Marat hinweisende Gesellschaft ist ebenfalls als Vorbild für Büchners Gießener Gesellschaft der Menschenrechte anzusehen (vgl. Hofmann 2009: S. 10).

<sup>234</sup> Neuhuber 2009: S. 26.

Dieses finanzstatistische Material, das eine zentrale strukturierende Funktion übernimmt, wird in einem eng an die Bibel angelehnten Sprachstil präsentiert. Es gebe, so Büchner in einem Brief an Gutzkow 1836, „zwei Hebel“ zur Agitation der Massen: „materielles Elend und religiöse[n] Fanatismus“<sup>235</sup>. Die Gesellschaft „mittelst der *Idee*, von der *gebildeten Klasse* aus“<sup>236</sup> zu reformieren, hält Büchner für unmöglich, woraus sich die lebensweltliche Anbindung des *Hessischen Landboten* an die miserablen materiellen Verhältnisse der Landbevölkerung und Topoi des christlichen Alltagslebens erklärt. Die Forschung hat sich lange Zeit auf die Aussage August Beckers gestützt, die biblischen Stellen seien eine spätere Zutat Weidigs<sup>237</sup>. Diese Aussage darf allerdings, so ist sich die neuere Forschung einig<sup>238</sup>, auf dem Hintergrund des im Brief an Gutzkow angesprochenen wirkungsästhetischen Kalküls einer sich an die Landbevölkerung richtenden biblischen Sprache nicht zu strikt interpretiert werden. Vielmehr lassen sich, wie Hofmann zeigt, zwei unterschiedliche an die Bibel angelehnte Denk- und Argumentationsweisen differenzieren, die sich besonders gut an einer Gegenüberstellung der Eingangs- und Schlusspassage zeigen lässt: In der Eingangspassage, die Büchner zugeschrieben wird, wird die Schöpfungsgeschichte den realen Verhältnissen der Bevölkerung in Hessen-Darmstadt gegenübergestellt:

„Im Jahr 1834 sieht es aus, als würde die Bibel Lügen gestraft. Es sieht aus, als hätte Gott die Bauern und Handwerker am 5ten Tage, und die Fürsten und Vornehmen am 6ten gemacht, und als hätte der Herr zu diesen gesagt: Herrschet über alles Getier, das auf Erden kriecht, und hätte die Bauern und Bürger zum Gewürm gezählt. Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache; das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug, der Vornehme aber geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihn mit den Ochsen am Pflug, er nimmt das Korn und lässt ihm die Stoppel. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Äcker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen“<sup>239</sup>

Büchner nutzt hier den Bibelbezug, um die Unterschiede zwischen Arm und Reich als schöpfungswidrig herauszustellen, schließlich hat Gott *alle* Menschen am sechsten Tag erschaffen. Indem er Bauern und Handwerker mit dem fünften Tag der Schöpfung in Beziehung setzt, assoziiert er sie mit einer niedrigeren Ebene des Daseins, stellt damit zwar die Schöpfungsgeschichte, aber gerade nicht die realen Verhältnisse auf den Kopf. Hofmann will „ein für Büchner typisches Vorgehen“ beobachten: „Das Verhältnis zwischen dem sinnlich Anschaubarem und einer übertragen-abstrakten Dimension wird kritisch untersucht und radikal dekuviert; die rhetorischen Muster werden kritisch >beim Wort genommen< und sie entfalten, jenseits ihrer konventionellen Verwendung eine intensive Wirkung, indem die Rezipienten ihrerseits die Bilder >beim Wort nehmen< und sich der Verdinglichung ihrer eigenen Existenz bewusst werden“<sup>240</sup>.

In der Schlusspassage wie überhaupt dem zweiten Teil, die Weidig zugeschrieben werden, „weicht diese subtile Umdeutung biblischer Sinngebung dem direkteren Beweisverfahren religiöser Rhetorik“<sup>241</sup>:

„Wer das Schwert erhebt gegen das Volk, der wird durch das Schwert des Volkes umkommen. Deutschland ist jetzt ein Leichenfeld, bald wird es ein Paradies sein. (...) Und bis der Herr euch ruft durch seine Boten und Zeichen, wachet und rüstet euch im Geiste und betet ihr selbst und lehrt eure Kinder beten: »Herr, zerbrich den Stecken unserer Treiber und laß dein Reich zu uns kommen, das Reich der Gerechtigkeit. Amen.«“

---

<sup>235</sup> MBA: S. 319.

<sup>236</sup> Ebd.

<sup>237</sup> Vgl. Schaub 1996: S. 109, zit. nach Neuhuber 2009: S. 27.

<sup>238</sup> Vgl. Neuhuber 2009: S. 27 oder Hofmann 2009: 13ff.

<sup>239</sup> MBA: S. 40 (Juli-Fassung).

<sup>240</sup> Hofmann 2009: S. 13.

<sup>241</sup> Neuhuber 2009: S. 27.

Hofmann resümiert: „Während Büchner (...) die biblischen Bilder als Grundlage nimmt und sie kritisch verändert (...), geht Weidig von einer Einheit religiösen und politischen Bewusstseins aus und stellt die angestrebte Revolution als eine göttlich inspirierte kollektive Handlung dar (...)“<sup>242</sup>.

Büchner entlehnt Bildmaterial aus theologischen und politischen Diskursen, bricht dieses auf und setzt es neu zusammen – dieses „Spiel der rhetorischen Brechung und der anschließenden Rekonstituierung“ wird überwiegend an „Bildern des Körpers und der Körperlichkeit“<sup>243</sup> vollzogen. Schon in der zitierten Eingangspassage spielt Körperlichkeit eine entscheidende Rolle: Die Vornehmen werden als Körper beschrieben, die in schönen Häusern wohnen, feine Gewänder tragen, feiste Gesichter haben, und aus deren Mündern eine eigene Sprache erklingt, während die Armen als Dünger dieser Körper fungieren und ihre Arbeit sich als Salz auf dem Tische der Vornehmen materialisiert. Selbst die Herkunft des Geldwerts, auf den sich die statistischen Daten beziehen, ist körperlicher Natur, ist das Geld doch der „Blutzehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird“, wofür die Menschen „schwitzen, stöhnen und hungern“<sup>244</sup>. Körperlichkeit tritt also wesentlich in Kombination mit Verbrauchsmetaphern auf: Die Körper der Armen werden von den Körpern der Reichen „verbraucht“, die einen Körper „zehren“ die anderen regelrecht auf. Büchner beschreibt das „exploitierende Verhältnis der Organe des Staatskörpers zu jenen des Volkes“ und lässt dabei „buchstäblich letzteres verschwinden“, womit „in der Klimax (...) damit plötzlich der übermächtige und gefräßige Staatskörper alleine da[steht]“<sup>245</sup>. Es ist aber auch gerade diese Körperlichkeit, der Demokratisierungspotential innewohnt: Blickt man nämlich durch den Fürstenmantel hindurch, so erkennt man, dass sein Träger „so nackt und weich in die Welt [kroch], wie ihr und so hart und steif hinausgetragen [wird], wie ihr“<sup>246</sup>.

Wir wollen nun explizit die Brücke zur übergreifenden Fragestellung schlagen und resümieren, inwiefern im *Hessischen Landboten*, dieser kurzen Flugschrift, die der Forschung in so vielerlei Hinsicht Probleme bereitet (multiple Autorschaft, Überlieferung, Situierung im historischen Kontext, Genregebundenheit etc.), eigentlich eine zutiefst biopolitische Fragestellung eröffnet wird: Was der *Hessische Landbote* einzufordern anstiften will, ist nämlich nichts anderes als das Leben selbst – und nicht nur irgendein Leben, sondern „gutes Leben“, das nicht auf dem „Verbrauch“ und „Verschleiß“ anderer Leben basiert. Der Text greift die bis in die Antike zurückreichende Metapher vom Volk als Leib auf<sup>247</sup>, gibt ihr aber, wie Horn zeigt, „eine gänzlich neue Wendung, in der sich die Paradoxien einer modernen politischen Einheit aus vielen Gleichen nicht nur verdichten, sondern auch auf ihre materiellen Grundlagen zurückgeführt werden“<sup>248</sup>. Es ist der physische Zustand des Volks-Leibs, der den „blinden Fleck“ eines rein juristisch geführten Gleichheitsdiskurses darstellt. Die materielle Ungleichheit der Körper ist es, der sich jede politische Form stellen muss. Wie muss Politik beschaffen sein, um der Körperlichkeit des Menschen Rechnung zu tragen? Der Text partizipiert am heterogenen Revolutionsdiskurs seiner Zeit, geht aber zugleich über ihn hinaus, indem er die Frage von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ in physischen Termini stellt und die Körperlichkeit des Menschen in den Mittelpunkt politischer Forderungen rückt. Der *Hessische Landbote* eröffnet so eine Fragestellung, die für Büchners gesamtes literarisches Werk schlagend und insbesondere in *Danton's Tod* aufgegriffen wird.

---

<sup>242</sup> Hofmann 2009: S. 15.

<sup>243</sup> Müller Nielaba, Daniel, 1994: Das Loch im Fürstenmantel. Überlegungen zu einer Rhetorik des Bildbruchs im »Hessischen Landboten«. In: Colloquia Germanica 27 (1994), S. 123-140, hier S. 124.

<sup>244</sup> MBA: S. 42.

<sup>245</sup> Müller Nielaba 1994: S. 128.

<sup>246</sup> MBA: S. 48.

<sup>247</sup> Für einen kurzen Überblick vgl. Horn 2011: S. 236-242.

<sup>248</sup> Ebd.: S. 242.



III.3. *Danton's Tod* (1835)

Büchner wendet sich in seinem Erstlingsdrama – übrigens das einzige Werk, das zu seinen Lebzeiten veröffentlicht wurde – der Großen Revolution von 1789 zu. Allerdings wählt er eine ihrer wenig glorreichen historischen Etappen: „Es ist der schwärzeste Moment der Revolution, die Phase der Terreur im Frühjahr 1794, in der sich die Fraktionen der Nationalversammlung gegenseitig zerfleischen und aufs Schafott bringen.“<sup>249</sup> Es handelt sich um einen historischen Moment der „radikalen Zuspitzung“, in dem „sich die Aporien der politischen Ideale zeigen, für die die Revolution eingetreten war“<sup>250</sup> und in dem „sich ihr Versagen als ‚soziale Revolution‘ endgültig manifestiert“<sup>251</sup>.

Der Entstehungszusammenhang des Revolutionsdramas könnte für den verhinderten Revolutionär Büchner wohl kaum bedrückender sein: Büchner nimmt nach seinem durch das Auffliegen der Aktion des *Hessischen Landboten* erzwungenen Umzug nach Darmstadt die Arbeit am Drama im Herbst 1834 vor allem als Quellenstudium verschiedener historischer Werke<sup>252</sup> auf, wobei ihn, wie er selbst in einem Brief an Gutzkow im Februar 1835 schreibt, „unglückliche Verhältnisse“ zwangen, das Stück in „höchstens fünf Wochen zu schreiben“<sup>253</sup>, und flieht bald darauf – wie eine Verhaftungswelle zeigen wird, gerade noch rechtzeitig – nach Straßburg.

In einem Brief an die Familie im Juli 1835 verortet er sich explizit auf der Linie Goethes und Shakespeares, wenn er zum Verhältnis von Geschichte und Literatur schreibt: „[D]er dramatische Dichter ist in meinen Augen nichts, als ein Geschichtsschreiber, steht aber *über* Letzterem dadurch, daß er uns die Geschichte zum zweiten Mal erschafft und uns gleich unmittelbar, statt eine trockene Erzählung zu geben, in das Leben einer Zeit hinein versetzt, uns statt Charakteristiken Charaktere, und statt Beschreibungen Gestalten gibt.“<sup>254</sup> Die Frage der Gattungszugehörigkeit ist von der Forschung im Anschluss daran immer wieder verhandelt worden und bewegt sich zwischen den Polen einer Klassifizierung als Tragödie einerseits und als Geschichtsdrama andererseits.<sup>255</sup> Büchner selbst spricht immer nur von „Drama“, das für ihn eben jenen „paradoxen Zusammenfall von künstlerischer Schöpfung und reiner Wiedergabe“<sup>256</sup> zu bezeichnen scheint, wie er ihn im Brief an seine Familie darlegt. Ethel Mazza de Mazza ortet in Büchners Revolutionsdrama zugleich eine „Literaturrevolution“, die „die Geschichte um[stürzt], indem sie das Gewebe der großen, idealistisch-geschichtsphilosophischen Erzählungen zerreißt und Schreibformen erprobt, die einer unheroischen, armseligen, mitunter grotesken Geschichte Raum geben“<sup>257</sup>. Den Eindruck, den das Studium der Revolution auf ihn machte, schildert Büchner im oft zitierten Fatalismusbrief: „Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein

<sup>249</sup> Horn 2011: S. 246.

<sup>250</sup> Ebd.

<sup>251</sup> Neuhuber 2009: S. 60.

<sup>252</sup> So ist nachgewiesen, dass Büchner zusätzlich zu dem in der Bibliothek des Vaters vorhandenen „Geschichte unserer Zeit“ von Johann Konrad Friedrich die seiner Zeit führende historische Darstellung von Louis-Adolphe Thiers „Histoire de la Révolution française“, die Philosophiegeschichte W.G. Tennemanns und die „Œuvres politiques“ von Jean-Jacques Rousseau sowie zeitgenössische Berichte und Biografien der Revolutionszeit aus der Hofbibliothek auslieh (vgl. Jaspers, Anna, 1918: Georg Büchners Trauerspiel »Dantons Tod«. Diss. Marburg, S. 15f, zit. nach Campe, Rüdiger, 2009: Danton's Tod. S. 18-38 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 19f.).

<sup>253</sup> MBA: S. 297.

<sup>254</sup> Ebd.: S. 305.

<sup>255</sup> Vgl. exemplarisch Campe 2009: S. 25ff.

<sup>256</sup> Ebd.: S. 25.

<sup>257</sup> Mazza 2009: S. 169.

Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich.“<sup>258</sup> Einen interessanten Deutungsansatz zu Büchners rätselhaftem und viel diskutiertem Fatalismuskonzept liefert Schnyder im sich an der Schwelle zum 19. Jahrhundert herausbildenden Normalismusdispositiv, das in engem Zusammenhang mit der Durchsetzung von Biopolitik zu sehen ist. Schnyder legt dar, dass auf dem Hintergrund jener statistischen Durchschnittswerte, die die Grundlage normalistischen Denkens bilden, „unheimlicherweise (...) auch die vermeintlich individuellsten Entscheidungen – wie Eheschließungen, Selbstmorde und Verbrechen – über die Jahre erstaunliche Regelmäßigkeiten aufwiesen“, sodass es schien, „als hätte die Gesellschaft ganz unabhängig von subjektiven Einzelentscheidungen ein Pensum an bestimmten Handlungen auszuführen“.<sup>259</sup> In Büchners fatalistischem Geschichtserleben hallt also jenes normalistisch-statistische Denken wider, das für die biopolitische „Konzeptualisierung des physisch-ökonomischen Gesellschaftskörpers“ im 19. Jahrhundert so bedeutend werden wird.

Und genau diese Problematik soll der Ausgangspunkt der Analyse von „Danton's Tod“ sein: Was den historischen Revolutionären Büchners Drama nämlich nicht zu gelingen scheint, ist die Frage der Neuordnung des Rechts mit der biopolitischen Sorge um den Körper systematisch zu verbinden; die Revolution bleibt „ganz auf den symbolischen, politischen Körper des Staates bezogen, während der physische, ökonomische Körper nicht wirksam reformiert wird“.<sup>260</sup> Insofern führt das Drama, wie Horn eindrucksvoll darlegt, „weniger den Streit der Fraktionen und de[n] Antagonismus zwischen Danton und Maximilien Robespierre“ vor, sondern vielmehr ihren gemeinsamen Ausgangspunkt: „die Frage nach einer modernen Politik des Lebens“.<sup>261</sup>

Die kommenden Ausführungen, sie sich eng an die Perspektive Horns<sup>262</sup> anlehnen, sind folgendermaßen strukturiert: Zunächst wird die Frage der politischen Repräsentation des „Volkskörpers“ im Mittelpunkt der Betrachtung stehen (III.3.1.), daran anschließend wird das Programm einer „Ökonomie des Genießens“ (III.3.2.) erläutert und schließlich der juristische dem biopolitischen Diskurs gegenübergestellt (III.3.3.).

### III.3.1. Volkskörper und politische Repräsentation

Büchner greift die bereits dem „Hessischen Landboten“ inhärente Rede über den Körper auch in *Danton's Tod* konsequent auf und stellt ihn als physisch-existentiellen – als hungernden, leidenden, bedürftigen, sexuellen, sterbenden – Körper in den Mittelpunkt. So wird im Drama immer wieder sichtbar, wie das Volk im Frühjahr 1794 „von der materiellen Not geradezu erdrückt wird“<sup>263</sup>: Es muss sich prostituieren und leidet trotzdem Hunger (I,2), sodass es schließlich das Einzige, was ihm von der Revolution wirklich angeboten zu werden scheint – das Schauspiel der Guillotine – als Nahrungssurrogat für seine Kinder einsetzen muss: „Platz! Platz!“ ruft eine Mutter am Revolutionsplatz in IV,7, „Die Kinder haben Hunger. Ich muß sie zusehen machen, daß sie still sind. Platz“<sup>264</sup>. Es ist, wie Helmut J. Schneider schreibt, die

---

<sup>258</sup> MBA: S. 288.

<sup>259</sup> Schnyder, Peter, 2009: Ökonomie. S. 182-186 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 185f.

<sup>260</sup> Ebd.: 184.

<sup>261</sup> Horn 2011: S. 247.

<sup>262</sup> Vgl. Ebd. – siehe Anmk. 13.

<sup>263</sup> Fink, Gonthier-Louis, 1990: Das Bild der Revolution in Büchners Dantons Tod. S. 175-202 In: Dedner, Burghard; Oesterle, Günter (Hg.): Zweites Internationales Georg Büchner Symposium 1987. Frankfurt am Main: Hain, hier S. 178.

<sup>264</sup> MBA: S. 130.

„Abspaltung und Verselbständigung der menschlichen Bedürfnisnatur (...), deren flagrante Körperlichkeit allem Idealismus ins Gesicht schlägt“<sup>265</sup>.

Büchners Revolutionäre – es spricht Camille – greifen die Körperlichkeit des Volks auf, wenn sie in I,1 über die geeignete Staatsform rasonieren:

„CAMILLE. Die Staatsform muß ein durchsichtiges Gewand sein, das sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß sich darin abdrücken. Die Gestalt mag nun schön oder hässlich sein, sie hat einmal das Recht zu sein wie sie ist, wir sind nicht berechtigt ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuschneiden. Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebsten Sünderin Frankreich den Nonnenschleier werfen wollen, auf die Finger schlagen. Wir wollen nackte Götter, Bacchantinnen, olympische Spiele, und melodische Lippen: ach, die gliederlösende, böse Liebe!“<sup>266</sup>

Sie beziehen sich damit auf die bis in die Antike zurückreichende Tradition der politischen Figuration von Gemeinschaft am Bild des menschlichen Körpers: Waren es früher vor allem synekdochische Symbole des Ganzen<sup>267</sup>, so ändern sich diese Bilder mit der modernen Idee des „Volks“ als einer Gemeinschaft der sowohl Gleichberechtigten als auch Gleichartigen.<sup>268</sup> Moderne Figurationen des Volks haben allerdings mit zwei grundlegenden Problemen zu kämpfen: Einerseits müssen sie das Paradoxon bewältigen, dass politische Repräsentation des Volks zugleich bedeutet, aus diesem herauszutreten und andererseits Bilder eines politischen Körpers schaffen, die nicht mehr rein rechtlich bestimmt sind, sondern in die auch ein biopolitisches Moment der Sorge um den physischen Körper der Einzelnen mit eingeht.<sup>269</sup> Insofern handelt es sich bei modernen politischen „Verkörperungen“ um „imaginäre Abbildungen dessen (...), was die Gemeinschaft über sich selbst – ihren Zustand, ihre Elemente, ihr »Wohlsein« zu sagen hat; sie führen vor, wie sie sich entwirft und träumt.“<sup>270</sup> Diese Wendung zeigt Horn an Bildern, die das revolutionäre Frankreich zu seiner Darstellung wählt: Exemplarisch sei auf Alexandre Cléments Darstellung Frankreichs als wehrhaft-strenge Frauenfigur mit offenem Mieder und nackten Brüsten hingewiesen (Abb. 2). Clément greift Louis-Simon Boizots „Allegorie der Republik“ (Abb. 1) auf, der die alte Allegorie der französischen Nation mit Insignien der Revolution ausstattet und ihr den Naturkörper einer Frau gibt, akzentuiert jedoch das Körper-Sein der verkörpernden Allegorie stärker:



Abb. 1.: Louis Simon Boizot, La République (1792), zit. nach Horn 2011: S. 241.



Abb. 2.: Alexandre Clément, La France Ouvrant son sein à tous les Français, zit. nach Horn 2011: S. 244.

<sup>265</sup> Schneider, Helmut J., 2006: Tragödie und Guillotine. „Dantons Tod“: Büchners Schnitt durch den klassischen Bühnenkörper. S. 127-156 In: Dörr, Volker C.; Schneider, Helmut J. (Hg.): Die deutsche Tragödie. Neue Lektüren einer Gattung im europäischen Kontext. Bielefeld: Aisthesis Verlag, hier S. 131.

<sup>266</sup> MBA: S. 71.

<sup>267</sup> Zu nennen wären hier die antike Allegorie vom Haupt und den Gliedern, Menenius Agrippas Fabel vom Magen und dem restlichen Körper sowie der Kompositkörper Hobbes' Leviathan (vgl. Horn 2011: S. 237f).

<sup>268</sup> Vgl. Ebd.: 239.

<sup>269</sup> Vgl. Ebd.: S. 239ff.

<sup>270</sup> Ebd.: S. 242.

Horn legt dar, dass dieser Körper zwar noch als Allegorie funktioniert – Frankreich hat ein offenes Herz für all seine Bürger, wie die Bildunterschrift erklärt –, aber „zugleich doch auch seine Physis mit vorführt, eine Physis, die unmittelbar an die Funktionen und Bedürfnisse realer Körper erinnert“ und somit „zum Gegenstand des Politischen wird“<sup>271</sup>. Horn resümiert: „Das Volk tritt also – im Moment seiner Selbstverfassung als Volk, als ein *Volkskörper* – nicht nur auf den Plan des Politischen als juristische und politische Einheit der *citoyens*, die vor dem Recht gleich sind und sich ihr Gesetz selbst geben, sondern auch als Gesamtheit dieser physischen Körper, für die die Nation nun zu sorgen hat.“<sup>272</sup>

Büchners Revolutionäre greifen dieses Bild der nackten Frau Frankreich auf. Horn weist nach, dass ihre Rede von der Staatsform als einem „durchsichtige[m] Gewand“, das sich „dicht an den Leib des Volkes schmiegt“, eine zeitgenössische Wendung des Verhältnisses von Nation und Staatsform zitiert: Antoine Louis François Sergent hatte 1789 den Finanzminister Jacques Necker<sup>273</sup> karikiert, wie er gemeinsam mit einem Vertreter des Tiers États der nackten Frau Frankreich ein neues Kleid anmisst (Abb. 3):<sup>274</sup>



Abb. 3 Antoine Louis François Sergent, Necker fait prendre par un homme du tiers la mesure de nouveaux habits pour la France (1789), zit. nach Horn 2011: S. 248.

Büchners Revolutionäre scheinen sich auf dieses Bild zu beziehen und akzentuieren vor allem seine erotische Dimension: Es geht „um die frivole Seite solcher Nacktheit, um die erotische Lesbarkeit solcher Bilder, in denen (...) auf einmal nicht nur die Verführungskraft einer Frau, sondern die Begehrlichkeit eines ganzen Volks“<sup>275</sup> lesbar wird. Interessant ist nun, dass die Staatsform gerade nicht mehr den Volkskörper erst konstituiert, sondern erstere sich letzterem mit all seinen Charakteristiken als flexibles Kleid anpassen soll.<sup>276</sup> Der Staat soll also für den Volksleib nicht spürbar sein, womit eines der zentralen Theoreme des Liberalismus angesprochen ist. Die Grenze zwischen natürlichem und kulturellem Körper wird durch

<sup>271</sup> Ebd.: S. 244.

<sup>272</sup> Ebd.: S. 245.

<sup>273</sup> Der Genfer Bankier Jacques Necker folgte 1777 dem Physiokraten Anne Robert Jacques Turgot als Finanzminister nach. Nach vergeblichen Versuchen, das hochverschuldete Frankreich zu sanieren verlangte schließlich auch er die Durchführung der Turgotschen Reformen: Dezentralisation und Selbstverwaltung, Handels- und Gewerbefreiheit mit Beseitigung des Zunftzwangs, Verstaatlichung des Armen- und Unterrichtswesens sowie die Verwirklichung der Steuergerechtigkeit durch die Besteuerung sämtlicher Einkommen und die Abschaffung der Feudalrechte. Nach einer Offenlegung der horrenden Ausgaben des Hofes erhielt Necker 1781 plötzlich seine Entlassung (Grund hierfür war allerdings weniger der ohnehin verschleierte Ausgabenbericht des Hofes als Neckers Ablehnung der französischen Beteiligung am amerikanischen Unabhängigkeitskrieg), wurde aber 1788, als der Staat vorübergehend zahlungsunfähig war, wieder eingesetzt. Necker berief am 5.5.1789 die Versammlung der Generalstände ein (dies war seit 1614 nicht mehr geschehen). In den Wirren vor dem Sturm auf die Bastille am 14.7.1789 entließ Ludwig XVI. Necker wiederum überraschend, rief ihn aber bald darauf wieder zurück. Necker kann also als wichtige Figur und Wegbereiter der Französischen Revolution betrachtet werden (vgl. MBA: S. 476f.).

<sup>274</sup> Vgl. Horn 2011: S. 248.

<sup>275</sup> Ebd.: S. 249.

<sup>276</sup> Vgl. Ebd.

Kleidung markiert. Die Staatsform ist nicht etwas, das von außen – Büchner würde vielleicht sagen als „Idee von der *gebildeten Klasse*“<sup>277</sup> – an das Volk herangetragen werden soll, sondern muss aus dem Volk selbst erwachsen, insofern sie den Bedürfnissen dieses begehrliehen Volkskörpers als „sich selbst legitimierende Natur“<sup>278</sup> Rechnung tragen soll. Thüring stellt hier einen Bezug zum biologischen Organismusbegriff her, wenn er schreibt: „In dem zur Allegorie tendierenden Verhältnis von Volkskörper und politischer Staatsform (...), ist das Modell eines organischen, sich aus sich selbst herausbildenden Lebewesens, dessen Teile im Dienst des Ganzen stehen, ohne einander einzuschränken, deutlich erkennbar.“

Damit ist also eine Fragestellung eröffnet, die nicht so sehr die rechtliche Seite der Revolution akzentuiert, sondern die Seite der (bio-)politischen Organisation einer Gemeinschaft der Körper.

Wie sich im Verlauf des Dramas zeigen wird, fehlt aber nicht nur ein Konzept für diese Gemeinschaft der Körper, sondern die Körper – so scheint es – sind auch die unüberwindbare Schwelle jener Gemeinschaft und die Grenze aller Kommunikation.<sup>279</sup> So stellt Danton bereits im „dekante[n] Eröffnungsgeplänkel“<sup>280</sup> der ersten Szene (I,1) gegenüber seiner Frau Julie fest: „Wir wissen wenig voneinander. Wir sind Dickhäuter, wir strecken die Hände nacheinander aus, aber es ist vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder aneinander ab, – wir sind sehr einsam“<sup>281</sup>. Brutale Konnotationen hat es schließlich, wenn Danton ausruft „Einander kennen?“ und als aporetische Idee ironisch vorschlägt „Wir müssten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren.“<sup>282</sup>. Um den Körper verstehen zu können, muss man ihn also zerstören und hat ihn erst nicht verstanden.

### III.3.2. Ökonomie des Genießens

Die Antinomie von Arm und Reich wird in *Danton's Tod* anhand dessen dargestellt, was man die „Ökonomie des Genießens“ nennen könnte. Hérault formuliert das liberale Programm des Genießens in I, 1 als Neuausrichtung der Revolution:

„HÉRAULT. Die Revolution ist in das Stadium der Reorganisation gelangt.

Die Revolution muß aufhören und die Republik muß anfangen. In unsern Staatsgrundsätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Notwehr an die der Strafe treten. Jeder muß sich geltend machen und seine Natur durchsetzen können. Er mag nun vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böse sein, das geht den Staat nichts an. Wir Alle sind Narren, es hat Keiner das Recht einem Andern seine eigentümliche Narrheit aufzudringen.

Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß Keiner auf Unkosten eines Andern genießen oder ihn in seinem eigentümlichen Genuß stören darf.“<sup>283</sup>

Dieses hedonistische Bekenntnis zum Genießen für jedermann kann als Formel dafür gelesen werden, worum es in der Biopolitik maßgeblich geht: Es geht um die Produktion, Regulation und Bewirtschaftung von „gutem Leben“, also einem Leben in Gesundheit, Sicherheit und Wohlstand.

Dieses Bekenntnis bleibt allerdings in Büchners Drama uneingelöstes Postulat, weil diejenigen, die es vertreten, „vor lauter Genießen nicht sehen, wie sie Not und Hunger der Masse vermehren“<sup>284</sup>. Die bürgerlichen Revolutionäre sind zu „neuen Aristokraten“

<sup>277</sup> MBA: S. 319 (Brief an Gutzkow 1836).

<sup>278</sup> Horn 2011: S. 249.

<sup>279</sup> Vgl. Ebd.: 246f.

<sup>280</sup> Neuhuber 2009: S. 65.

<sup>281</sup> MBA: S. 69.

<sup>282</sup> Ebd.

<sup>283</sup> Ebd.: S. 71.

<sup>284</sup> Mazza 2009: S. 173.

aufgestiegen: Sie essen gut und üppig, haben schöne Frauen, gehen ins Bordell, vertreiben sich die Zeit mit Spiel etc. Die Dialektik von Bürger- und Aristokratentum wird bereits in der ersten Szene I,1 offenbar: Gezeigt werden Hérault und einige Damen am Spieltisch – ein typisch aristokratischer Zeitvertreib – und Danton zu den Füßen seiner Frau Julie – eine genuin bürgerliche Pose. Die bürgerlichen Revolutionäre sind also zu den „neuen Aristokraten“ aufgestiegen und plötzlich in der Lage ihr liberales Programm von „Genießen und genießen lassen“ auch tatsächlich (für sich!) einzulösen. Und gerade dies – ihr Genuss – wird ihnen von den Jakobinern und insbesondere Robespierre zum Vorwurf gemacht, wenn er in I,6 ärgerlich über Danton sagt: „Er will die Rosse der Revolution am Bordell halten machen (...)“<sup>285</sup>. Die Revolution steuert also gewissermaßen auf eine Sackgasse zu, weil ihre Anführer zum Teil den Platz derer eingenommen haben, gegen die sie angetreten waren, wie ein armer Bürger in I,2 feststellt:

„3. BÜRGER. (...) Sie haben uns gesagt: schlägt die Aristokraten tot, das sind Wölfe! Wir haben die Aristokraten an die Laternen gehängt. (...) Sie haben gesagt die Girondisten hungern euch aus, wir haben die Girondisten guillotiniert. Aber sie haben die Toten ausgezogen und wir laufen wie zuvor auf nackten Beinen und frieren.“<sup>286</sup>

Die soziale und materielle Ungerechtigkeit hat sich also über die Revolution hinaus perpetuiert. Anstatt eine gerechte Ökonomie des Genießens im Volk zu verwirklichen, prostituieren sich die Revolutionäre mit den Töchtern des Volks, das erzürnt reagiert (I,2):

„I. BÜRGER. (...) Ein Messer für die Leute, die das Fleisch unserer Weiber und Töchter kaufen! (...) Ihr habt Kollern im Leib und sie haben Magendrücken, ihr habt Löcher in den Jacken und sie haben warme Röcke, ihr habt Schwielen in den Fäusten und sie haben Samthände. Ergo ihr arbeitet und sie tun nichts, ergo ihr habt's erworben und sie haben's gestohlen (...)“<sup>287</sup>

Hier lassen sich deutliche Anleihen an die Rhetorik des *Hessischen Landboten* erkennen, in dem Büchner, wie bereits gezeigt, an Bildern des Körpers sichtbar macht, wie der Genuss der Einen die Körper der Anderen regelrecht verbraucht. Auch in *Danton's Tod* finden sich nahezu kannibalistische Metaphern, in denen sich die Menschen gegenseitig „verbrauchen“, wenn ein aufgebrachter Bürger fordert (I,2):

„3. BÜRGER. (...) Wir wollen ihnen die Haut von den Schenkeln ziehen und uns Hosen daraus machen, wir wollen ihnen das Fett auslassen und unsere Suppe mit schmelzen.“<sup>288</sup>

Genießen vollzieht sich also aufgrund der allgegenwärtigen ökonomischen Ungleichheit vor allem auf Kosten anderer, „ist ein knappes Gut, zu dem die meisten Bürger in ihrer Armut einfach keinen Zugang haben“<sup>289</sup>. Büchner schreibt in einem Brief an die Familie 1836 vom Christkindelmarkt in Straßburg kommend, wo „überall Haufen zerlumpter, friender Kinder (...) mit aufgerissenen Augen und traurigen Gesichtern vor den Herrlichkeiten aus Wasser und Mehl, Dreck und Goldpapier standen“<sup>290</sup>: „Der Gedanke, daß für die meisten Menschen auch die armseligsten Genüsse und Freuden unerreichbare Kostbarkeiten sind, machte mich sehr bitter.“<sup>291</sup>. Es ist die Ungleichheit im Genießen, die den Ideen, für die Französische Revolution eingetreten war, hohnspricht. Büchners „Re-Inszenierung – oder besser gesagt: Durcharbeitung – der Französischen Revolution zielt darauf, genau dieses Problem in einem historischen Geschehen freizulegen, das es nicht sehen und beheben, sondern nur im Modus

---

<sup>285</sup> MBA: S. 87.

<sup>286</sup> Ebd.: S. 74.

<sup>287</sup> Ebd.: S. 73f.

<sup>288</sup> Ebd.: S. 74.

<sup>289</sup> Horn 2011: S. 251.

<sup>290</sup> MBA: S. 313.

<sup>291</sup> Ebd.

der politischen Aporie und der hilflosen Moralisierung behandeln konnte, im tugendhaften Terror eines Robespierres und im ratlosen Ennui eines Danton<sup>292</sup>. Beim Genießen geht es nämlich eben nicht nur um Spaß, überflüssigen Luxus oder einfache Lustbefriedigung – es geht um die Äußerungen und Ansprüche des menschlichen Lebens per se: um Essen, ein Dach über dem Kopf, Gesundheit, Kleidung, Erholung, Sexualität etc.. So fragt Fink zu Recht: „Was kann die von Robespierre gepredigte und vorgelebte Tugend bedeuten, wenn das, was er als Laster bezeichnet, Ausdruck des Lebens, der Natur ist?“<sup>293</sup>.

Für Horn ist die „insistierende Metapher“ für die Ungleichheit im Genießen, die die „tiefe Kluft in die politische Gemeinschaft einführt“, die „allgegenwärtige Rede vom Sex“<sup>294</sup> und „die sprechende Allegorie des Genießens“<sup>295</sup> die Kurtisane Marion. Marion legt in ihrem Monolog in I,5 ein Bekenntnis ihrer Liebe zur Sexualität ab:

„MARION: (...) ich wurde wie ein Meer, was Alles verschlang und sich tiefer und tiefer wühlte. Es war für mich nur ein Gegensatz da, alle Männer verschmolzen in einen Leib. Meine Natur war einmal so, wer kann darüber hinaus?“<sup>296</sup>

Dieses Liebesbekenntnis zur Promiskuität hat ihr allerdings auch den „einzige[n] Bruch“<sup>297</sup> in ihrem Wesen beschert – bedingt durch den Selbstmord ihres ersten Geliebten und den Tod ihrer Mutter, die sich beide über Marions ungezügelter Sexualität nicht trösten konnten. Wie Horn treffend feststellt, macht Marions Monolog deutlich, „daß das Genießen einer Ökonomie unterliegt, die es untrennbar mit dem Leiden verkoppelt: Das Genießen des einen ist das Leiden des anderen – eben weil das Genießen keine unendliche und harmlose Ressource ist, sondern ein böses, knapp verteiltes Gut.“<sup>298</sup>. Es erweist sich also, dass das, was dem Menschen, wie Danton Robespierre in I,6 gegenüber äußert, „wohl tut“<sup>299</sup> nicht unbedingt das „Wohl-Sein“ der Gemeinschaft sichert.<sup>300</sup>

Insofern Büchner Sexualität als „direkteste[n] Ausdruck der Natur im menschlichen Leben, des Lebens im Menschen“ thematisiert, kann es aufschlussreich sein, seine Reflexion von Sexualität vor dem „Hintergrund einer [zeitgenössischen] Verknüpfung der Sexualität mit Fragen der Anthropologie, der sozialen und politischen Ordnung und der Religion“<sup>301</sup> zu lesen. Lehmann zeigt, dass Sexualität im Zuge der „Biologisierung des Menschen um 1800“ zur „stärkste[n] Triebkraft des Menschen“, zu einer „alle menschlichen Bereiche durchdringenden grundlegenden Energie“ avanciert, „in der ehemals getrennte Aspekte gebündelt werden: Der Körper und seine Lust (...), die Fortpflanzung und die Bevölkerung und schließlich die Handlungen und die Praktiken der Kultur, die im »Geschlechtstrieb« fundiert sind“<sup>302</sup>. Sexualität ist, wenn wir uns an Foucault erinnern, ein „Scharnier“, das sowohl den „Zugang (...) zum Leben des Körpers wie zum Leben der Gattung [eröffnet]“<sup>303</sup>: Disziplinierung auf der Mikroebene, Regulation auf der Makroebene. Indem Büchner der

---

<sup>292</sup> Horn 2011: S. 252.

<sup>293</sup> Fink 1990: S. 183.

<sup>294</sup> Horn 2011: S. 252.

<sup>295</sup> Ebd.: S. 253.

<sup>296</sup> MBA: S. 81.

<sup>297</sup> Ebd.

<sup>298</sup> Horn 2011: S. 253.

<sup>299</sup> MBA: S. 86.

<sup>300</sup> Vgl. Werner, Hans-Georg, 1992: Büchners aufrührerischer Materialismus. Zur geistigen Struktur von *Dantons Tod*. S. 85-99 In: Poschmann, Henri; Malende, Christine (Hg.): Wege zu Georg Büchner. Internationales Kolloquium der Akademie der Wissenschaften (Berlin-Ost). Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, hier S. 91f.

<sup>301</sup> Lehmann, Johannes F., 2009: Sexualität. S. 231-236 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 231.

<sup>302</sup> Ebd.

<sup>303</sup> Foucault 1977 [1976]: S. 141.

Sexualität innerhalb der Ökonomie des Genießens einen zentralen Stellenwert einräumt, entwirft er Sexualität als „Faktum, das aller Gesellschaft und Politik zugrunde liegt“<sup>304</sup>.

### III.3.3. Juridischer ↔ Biopolitischer Diskurs

Foucault hat, wie in Kapitel II.1. dargelegt, die „Geburt der Biopolitik“ im Übergang von einer primär juridisch prozessierenden Souveränitätsmacht hin zu einer disziplinierenden und regulierenden Biomacht beschrieben. Bei Biopolitik handelt es sich dabei wesentlich um einen „Typus von Politik (...), der *unterhalb* der juridisch verfaßten Souveränität, der Ebene der Gesetze und festgelegten Strafen, angesiedelt ist“<sup>305</sup> und seinen Zugriff direkt am Körper des Einzelnen als Teil eines größeren Ganzen vollzieht. Im Zentrum stehen nicht mehr so sehr Recht und Gesetz, sondern vielmehr die (bio-)politische Sorge um das Leben der Menschen als krankheitsanfällige, arbeitende, hungrige, Schmerz und Lust empfindende Körper.<sup>306</sup>

*Danton's Tod* bewegt sich zwischen diesen beiden Seiten der Macht: Einerseits geht es „um die souveränitätstheoretische Frage nach der Form, in der das Volk sein eigener Souverän sein kann, nach den Gesetzen, die es für dieses Zusammenleben gibt, und vor allem nach den legitimen Repräsentanten des Volkes; andererseits um die biopolitische Frage nach dem leidenden und genießenden Körper dieses Volkes“<sup>307</sup>.

*Danton's Tod* akzentuiert dabei vor allem eine Schattenseite dieser modernen Politik des Lebens, wie sie Foucaults zweite Verwendungsweise des Begriffs „Biopolitik“ charakterisiert<sup>308</sup>: So wie die aufkommenden Wissenschaften vom Leben den modernen Organismusbegriff aus der „Diskontinuität [des Lebens] zu sich selbst“<sup>309</sup> heraus formulieren, d.h. als zwischen Leben und Tod oszillierend<sup>310</sup>, sind in der modernen Biopolitik Leben und Tod eng miteinander verschränkt, insofern der Tod der Einen das Leben der Anderen stärken und schützen soll. Foucault spricht hier von einem „inneren Rassismus“, den „die Gesellschaft gegen sich selber, gegen ihre eigenen Elemente, ihre eigenen Produkte kehrt“<sup>311</sup>. Um die Gesundheit des Volksleibs zu stärken und zu erhalten, „wird dieser Leib in seinem eigenen Interesse immer neuen Reinigungen, Aussonderungen und Ausmerzungen seiner unziemlichen Elemente ausgesetzt“<sup>312</sup>.

Horn, die sich neben Foucault auch auf Agamben<sup>313</sup> bezieht, hat die das Drama bestimmende Kontroverse zwischen Danton und Robespierre aus dieser Perspektive der innergesellschaftlichen Reinigung im Namen des Lebens gelesen und gezeigt, dass es darin weniger um den manifesten Antagonismus zwischen Tugend (Robespierre) und Laster (Danton) geht, sondern um die „Zwiespältigkeit zwischen juridischer Souveränität und biopolitischer Verwaltung des nackten Lebens“<sup>314</sup>.

Während sich Danton in I,6 gegen die Herrschaft der Terreur durch die Guillotine ausspricht, führt Robespierre die „gesunde Volkskraft“ dagegen ins Feld:

---

<sup>304</sup> Lehmann 2009: S. 232.

<sup>305</sup> Horn 2011: S. 255, Hervorhebung S.P..

<sup>306</sup> Vgl. Ebd.

<sup>307</sup> Ebd.: S. 256.

<sup>308</sup> Vgl. Kapitel II.1, S. 11f.

<sup>309</sup> Muhle 2008, S. 75.

<sup>310</sup> Stichwort: Selbsterhaltung des Organismus, aber gleichzeitiges Angewiesen-Sein auf eine kontinuierliche Beziehung mit seiner Umwelt.

<sup>311</sup> Foucault 1999: S. 75.

<sup>312</sup> Horn 2011: S. 257.

<sup>313</sup> Agamben versucht, zu zeigen, inwiefern sich Biopolitik und juridische Souveränität immer schon überlagert haben und baut das „Thanatoelement“ von Biopolitik konsequenter in sein Theoriegebäude ein. Seine These lautet dabei, dass sich souveräne Macht in Form einer Ausnahme auf nacktes Leben (zoé) bezieht. Seine umstrittene Schlussfolgerung stellt „innerste Solidarität zwischen Demokratie und Totalitarismus“ (Agamben 2002: S. 20 – siehe Anmk. 86) her. Vgl. auch Kap. II.1., S. 11f.

<sup>314</sup> Horn 2011: S. 258.

„ROBESPIERRE. (...) Die gute Gesellschaft ist noch nicht tot, die *gesunde Volkskraft* muß sich an die Stelle dieser nach allen Richtungen abgekitzelten Klasse setzen. Das Laster muß bestraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrschen.“<sup>315</sup>

Bezeichnend ist dabei, wie Horn feststellt, „Robespierres bruchloser Übergang von einer medizinischen Semantik der Volksgesundheit zu einer juristisch-moralischen Semantik des Lasters, der Strafe und des Schreckens“<sup>316</sup>. Robespierre versucht dem „*biopolitischen* Problem des sündigen und verunreinigten Volkskörpers (...) durch ein *juridisches* Regime der Züchtigung durch Gesetze und Strafen beizukommen“<sup>317</sup>. Dass Danton mit den Worten „Ich verstehe das Wort Strafe nicht.“<sup>318</sup> antwortet, macht kenntlich, dass er die „politische Krise nicht in Termini der Strafe und mithin des Juridischen [denkt], sondern im Rahmen jener Logik des Genießens, die Politik nur als regulierenden Ausgleich verschiedener Bedürfnisse“<sup>319</sup> entwirft. Danton überführt die unterschiedlichen juristischen Kategorien selbst in die Ökonomie des Genießens: „Askese und Ausschweifung, Einhaltung und Verletzung des Gesetzes (...) sind nichts als *unterschiedliche Grade des Genießens*.“<sup>320</sup>:

„DANTON. Mit deiner Tugend Robespierre! (...) Du bist empörend rechtschaffen. Ich würde mich schämen 30 Jahre lang mit der nämlich Moralphysiognomie zwischen Himmel und Erde herumzulaufen bloß um des elenden Vergnügens willen Andre schlechter zu finden, als mich.

Ist denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leise, heimlich sagte, du lügst, du lügst! (...) Das Gewissen ist ein Spiegel vor dem ein Affe sich quält; jeder putzt sich wie er kann und geht auf seine eigne Art auf seinen Spaß dabei aus. (...) Hast du das Recht aus der Guillotine einen Wachzuber für die unreine Wäsche anderer Leute und aus ihren abgeschlagen<en> Köpfen Fleckenkugeln für ihre schmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen sauber gebürsteten Rock trägst? (...) Bist du der Polizeisoldat des Himmels?“<sup>321</sup>

Und weiter auf die empörte Frage Robespierres, ob er die Tugend leugne:

„DANTON. Und das Laster. Es gibt nur Epicuräer und zwar grobe und feine, Christus war der feinste; das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß d.h. er tut, was ihm wohl tut.“<sup>322</sup>

Für Danton ist also Robespierres Tugendkult selbst nur eine Spielart eines epikureischen Genießens. Auch wenn Robespierre gegenüber Danton darauf besteht, dass sein Gewissen rein sei<sup>323</sup>, merkt man doch an seinem auf die verpatzte Versöhnung mit Danton folgenden Selbstgespräch, dass ihn Dantons Rede stark verunsichert hat:

„ROBESPIERRE. Wie das immer wieder kommt.

Warum kann ich den Gedanken nicht los werden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag so viel Lappen darum wickeln als ich will, das Blut schlägt immer durch. – (Nach einer Pause) Ich weiß nicht, was in mir da Andere belügt.“<sup>324</sup>

Und nachdem er St. Just gegenüber den Befehl zur todbringenden Verhaftung der Dantonisten gegeben hat:

„ROBESPIERRE. Dann rasch, morgen. Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich seit einigen Tagen. Nur rasch!“<sup>325</sup>

---

<sup>315</sup> MBA: S. 85f, Hervorhebung S.P..

<sup>316</sup> Horn 2011: S. 258.

<sup>317</sup> Ebd, Hervorhebung im Original.

<sup>318</sup> MBA: S. 86.

<sup>319</sup> Horn 2011: S. 258.

<sup>320</sup> Ebd.: S. 259, Hervorhebung im Original.

<sup>321</sup> MBA: S. 86.

<sup>322</sup> Ebd.

<sup>323</sup> Vgl. Ebd.

<sup>324</sup> Ebd.: S. 87.

Was in dieser Kontroverse, die letztlich das Schicksal Dantons und seiner Gefährten besiegelt, aufeinanderprallt, „ist der biopolitische Diskurs der Sorge um den genießenden und leidenden Volkskörper und der juridische Diskurs über die Einhaltung oder Transgression des Gesetzes.“<sup>326</sup> Während Danton auf „mehr oder minder liberale Regulation abzielt“, setzt Robespierre „auf Strafe und Verbot“<sup>327</sup>.

Dieses Streitgespräch zwischen Danton und Robespierre ist nahezu die einzige Stelle im ganzen Drama, wo wir Danton als entschlossenen Revolutionär auftreten sehen. Büchner präsentiert uns ihn ansonsten resigniert und melancholisch. So nimmt Danton schon am Schluss der allerersten Szene I,1 Reißaus aus der politischen Debatte mit seinen Gefährten:

„DANTON (zu Julie). Ich muß fort, sie reiben mich mit ihrer Politik noch auf.“<sup>328</sup>

Und als Camille die Dringlichkeit der Situation kurz vor seiner und Dantons Verhaftung in II,1 erkennt:

„CAMILLE. Rasch Danton wir haben keine Zeit zu verlieren.

DANTON. (er kleidet sich an) Aber die Zeit verliert uns.

Das ist sehr langweilig immer das Hemd zuerst und dann die Hose drüber zu ziehen und des Abends in's Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, da ist gar kein Absehens wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig und daß Millionen es schon so gemacht haben und daß Millionen es wieder so machen werden (...).“<sup>329</sup>

Im Umkehrschluss zu Dörrs These „Melancholie ist Zitat“<sup>330</sup>, die er anhand Büchners *Leonce und Lena* herausarbeitet, kommt Pethes zur These „Zitat ist Melancholie“<sup>331</sup>. Ausgehend von Lacroix' Prophezeiung kurz vor seiner Guillotinierung in IV,7: „Ihr tötet uns an dem Tage, wo ihr den Verstand verloren habt; ihr werdet sie töten, wo ihr ihn wiederbekommt.“<sup>332</sup> – ein Zitat des Girondisten Marie David Albin Lasource kurz vor seiner Enthauptung im Oktober 1793 – und der Reaktion des schaulustigen Pöbels: „Das war schon einmal da! wie langweilig!“<sup>333</sup>, zeigt Pethes, dass die Langeweile der Figuren „auf einem strukturellen Korrelat des Zitierens [beruht]: der Wiederholung immer gleicher Vorgänge und der Wahrnehmung einer gleichen Zeit“<sup>334</sup>. Die Wiederholung von bereits Geschehenem oder Gesagten erzeugt Melancholie, wie sie Danton in II,1 artikuliert. Festzuhalten ist hier vor allem der „strukturelle Widerspruch, wie er zwischen dem revolutionären Aufbruch und der resignativen Einsicht in die ewige Wiederkehr allen Geschehens besteht“<sup>335</sup>. Form und Inhalt entsprechen einander: „Zitieren ist das textuelle Verfahren, das der Melancholie als deren poetologisches Potential eignet“<sup>336</sup>.

Zurück zur Kontroverse zwischen Danton und Robespierre: Die Kritik des Tugend- und Gesetzesprinzips Dantons reicht wesentlich tiefer als die Debatte dieser beiden scheinbar so

---

<sup>325</sup> Ebd.: S. 89.

<sup>326</sup> Horn 2011: S. 259.

<sup>327</sup> Ebd.

<sup>328</sup> MBA: S. 72.

<sup>329</sup> Ebd.: S. 90.

<sup>330</sup> Dörr, Volker C, 2003: „Melancholische Schweinsohren und „schändlichste Verwirrung. Zu Georg Büchners Lustspiel *Leonce und Lena*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 77 (2003), S. 380-406, hier S. 390.

<sup>331</sup> Pethes, Nicolas, 2006b: „Das war schon einmal da! Wie langweilig!“ Die Melancholie des Zitierens in Georg Büchners dokumentarischer Poetik. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 125 (2006), S. 518-535, hier S. 527.

<sup>332</sup> MBA: S. 131.

<sup>333</sup> Ebd.

<sup>334</sup> Pethes 2006b: S. 526.

<sup>335</sup> Ebd.: 529.

<sup>336</sup> Neumeyer, Harald, 2009c: Melancholie und Wahnsinn. S. 242-248 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 247.

gegensätzlichen Charaktere und der Fraktionen, die sie vertreten – sie betrifft vielmehr das Prinzip der Selbstrepräsentation des Volks.<sup>337</sup> Wie soll die paradoxe Situation bewältigt werden, dass es zur Selbstrepräsentation des Volks Repräsentanten braucht, die allerdings nicht nur *für* das Volk, sondern immer auch *an Stelle* des Volks sprechen und aus ihm heraustreten? Für Pornschlegel ist *Danton's Tod* das „Drama der Repräsentation des Volks und ihrer Antinomie“<sup>338</sup>: Das Volk hat „keine andere Stimme als die seiner Repräsentanten, die – ebenso imaginär wie selbstverliebt – an seiner Stelle sprechen es dabei fortwährend zum Verschwinden bringen“<sup>339</sup> und dem „Volk (...) dessen eigenen Text [nur, S.P.] [soufflieren]“<sup>340</sup>. Ausgehend von der Figur des Souffleurs gelangt Pornschlegel zur These: „Das große Schauspiel der politischen Repräsentation und des Geschichtemachens ist eine blutige Posse, deren Text stets nur die soufflierten Reden anderer sind, nie die eigenen.“<sup>341</sup> *Danton's Tod* stellt so „mithin die leere Theatralität politischer Repräsentation selbst aus“<sup>342</sup>. Während Robespierre das Problem der Selbstrepräsentation des Volks mit seinem Tugendkult zu lösen versucht, indem er sich selbst jeden Genuss (abgesehen vom doch auffällig zelebrierten Gefühl moralischer Überlegenheit) verbietet und sich so der freilich nicht freiwillig gewählten Armut des Volks freiwillig unterwirft, trägt der Genuss der Dantonisten offen in die aporetischen Tiefen dieses Problems hinein und führt, wie Horn resümiert, „die Idee der Selbstrepräsentation des Volkes als solche ad absurdum“<sup>343</sup>. Pornschlegel weist in diesem Zusammenhang außerdem auf die Janusköpfigkeit des Volks als „bürgerlich-sentimentales Wunschbild“<sup>344</sup> der (gebildeten) Revolutionsführer einerseits und dem „fratzenhaften Double“<sup>345</sup>, dem real existierenden Pöbel, andererseits hin, für den es, wie Büchner in jenem bereits zitierten Brief an Gutzkow 1836 schreibt, „nur zwei Hebel“ gäbe: „materielles Elend und religiöse[n] Fanatismus“<sup>346</sup>. Danton scheint sich dieser Diskrepanz zwischen Idee und Realität in dieser politischen Krise der Revolution eher bewusst zu sein als Robespierre, wenn er in I,5 mit seinen Gefährten sinniert:

„DANTON. (...) das Volk ist wie ein Kind, es muß Alles zerbrechen, um zu sehen was darin steckt. LACROIX. Und außerdem Danton, sind wir lasterhaft, wie Robespierre sagt d.h. wir genießen, und das Volk ist tugendhaft, d.h. es genießt nicht, weil ihm die Arbeit die Genußorgane stumpf macht, es besäuft sich nicht, weil es kein Geld hat und es geht nicht in's Bordell, weil es nach Käs und Hering aus dem Hals stinkt und die Mädels davor einen Ekel haben.“<sup>347</sup>

Die *Repräsentanten des Volks* ziehen hier eine *klare Grenze zum Volk*. Die Leitdifferenz ist hier wieder einmal das Genießen. Die beobachtete Ungleichheit im Genießen wird allerdings nicht, wie Robespierre unterstellt, durch die Antinomie von Laster und Tugend hergestellt, sondern von Lacroix unmissverständlich in der ökonomischen Lage des Volks verortet: Das Volk verzichtet nicht darauf, zu genießen, weil es so tugendhaft ist, sondern weil es weder Muße noch Geld hat und ihm durch die harte Arbeit versagt wird, überhaupt so etwas wie „Genussfähigkeit“ auszubilden.

<sup>337</sup> Vgl. Horn 2011: S. 260.

<sup>338</sup> Pornschlegel, Clemens, 1997: Das Drama des Souffleurs: Zur Dekonstitution des Volks in den Texten Georg Büchners. S. 557-574 In: Neumann, Gerhard (Hg.): Poststrukturalismus. Herausforderungen an die Literaturwissenschaft. Stuttgart/Weimar: Metzler, hier S. 559.

<sup>339</sup> Pornschlegel, Clemens, 2009: Volk. S. 161-167 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 162.

<sup>340</sup> Pornschlegel 1997: S. 559.

<sup>341</sup> Ebd.: S. 566.

<sup>342</sup> Ebd.

<sup>343</sup> Horn 2011: S. 261.

<sup>344</sup> Pornschlegel 1997: S. 564.

<sup>345</sup> Ebd.

<sup>346</sup> MBA: S. 319.

<sup>347</sup> MBA: S. 84f.

In der Debatte im Nationalkonvent kurz nach der Verhaftung Dantons und seiner Gefährten in II,7 setzt Robespierre noch einmal juridisches Vokabular ein, um die Verhaftung zu rechtfertigen:

„ROBESPIERRE. (...) wir wollen *keine Privilegien*, wir wollen keine Götzen! (...) So erkläre ich denn, nichts soll mich aufhalten, und sollte auch Dantons Gefahr die meinige werden. Wir Alle haben etwas Mut und etwas Seelengröße nötig. Nur *Verbrecher* und gemeine Seelen fürchten Ihresgleichen an ihrer Seite fallen zu sehen, weil sie, wenn keine Schar von *Mitschuldigen* sie mehr versteckt, sich dem Licht der *Wahrheit* ausgesetzt sehen. Aber wenn es dergleichen Seelen in dieser Versammlung gibt, so gibt es auch *heroische*. Die Zahl der *Schurken* ist nicht groß. Wir haben nur wenige Köpfe zu treffen und das *Vaterland ist gerettet*.“<sup>348</sup>

Er beruft sich auf juristische Kategorien wie Schuld und Verbrechen und setzt die Ausmerzung der „Schurken“ in unmittelbaren Zusammenhang mit der Rettung Frankreichs. Sein „Messiasjünger“ St. Just bemüht diese Terminologie des Rechts gar nicht erst, sondern verortet den Tod der Dantonisten im unausweichlichen Lauf der Natur selbst und verfolgt somit ein zutiefst biopolitisches Programm:

„ST. JUST. Es scheint in dieser Versammlung einige empfindliche Ohren zu geben, die das Wort Blut nicht wohl vertragen können. Einige allgemeine Betrachtungen mögen sie überzeugen, daß wir nicht grausamer sind als die Natur und als die Zeit. Die Natur folgt ruhig und unwiderstehlich ihren Gesetzen, der Mensch wird vernichtet, wo er mit ihnen in Konflikt kommt. (...) Ich frage nun: soll die moralische Natur in ihren Revolutionen mehr Rücksicht nehmen, als die physische? Soll eine Idee nicht eben so gut wie ein Gesetz der Physik vernichten dürfen, was sich ihr widersetzt? (...) Moses führte sein Volk durch das rote Meer und in die Wüste bis die alte Generation sich aufgegeben hatte, eh' er den neuen Staat gründete. Gesetzgeber! Wir haben weder das rote Meer noch die Wüste aber wir haben den Krieg und die Guillotine.“<sup>349</sup>

St. Just konstruiert hier den Tod der Dantonisten als unausweichliche, gleichsam „natürliche“ Etappe auf dem Weg zu einer besseren Gesellschaft, für deren Realisierung die Revolutionäre angetreten waren – politische Verfolgung wird gleichermaßen naturalisiert als legitimiert. St. Just spielt hier mit den zwei Bedeutungen des Wortes „Gesetz“ und lässt juristische Norm und faktische Regel zusammenfallen<sup>350</sup>, womit er eine „naturgesetzliche Legitimierung biopolitischer Maßnahmen, durch den Tod Bevölkerungspolitik zu betreiben“<sup>351</sup> erreicht.

Mit St. Justs „natürlicher“ Reinigung des Volkskörpers zeigt sich jene Schattenseite moderner Biopolitik, bei der sich die Sorge für das Leben in einer Ausmerzung seiner vermeintlichen „Schädlinge“ erschöpft. Horn bezieht sich hier in ihrer Argumentation wiederum hauptsächlich auf Agamben, wenn sie schreibt: „In der Anwendung eines Gesetzes, das unhintergehbare Norm, nicht selbstgegebene Regel ist, und im Verlauf eines Prozesses, der nicht Anhörung, sondern ein Zum-Schweigen-Bringen der Angeklagten ist, werden Danton und die Seinen von der Rechtsordnung nicht so sehr verurteilt, als vielmehr aus ihr ausgestoßen. Sie sind nicht mehr Bürger, sondern Feinde, Schädlinge, Krankheitskeime“<sup>352</sup>. Ihr Prozess stellt eine einzige Farce dar, da die Ankläger für taube, betrunkene und sogar schlafende Geschworene gesorgt haben. So weit scheinen mir hier Agamben und Foucault allerdings gar nicht voneinander entfernt zu sein: Der Punkt, den sie machen – der Nachweis einer natürlich legitimierten Reinigungspolitik des Volkskörpers –, bleibt der gleiche, egal ob Jurisdiktion und Biopolitik nun im Übergang auf- und ineinander und ihrer Transformation beschrieben werden (Foucault) oder eine logische Verbindung zwischen Souveränitätsmacht und Biopolitik angenommen wird (Agamben).

Büchner führt uns hier also tief in die Aporie des „In-den-Tod-zu-Stoßens“, um „Leben zu machen“ der Großen Revolution von 1789 als „Urszene aller modernen

<sup>348</sup> Ebd.: S. 102f, Hervorhebungen S.P..

<sup>349</sup> Ebd.: S. 103f.

<sup>350</sup> Vgl. Horn 2011: S. 262.

<sup>351</sup> Ebd.: S. 262.

<sup>352</sup> Ebd.: S. 263.

Souveränitätsmodelle“<sup>353</sup> hinein und weist, wie Helmut Fuhrmann im Anschluss an Adornos und Horkheimers „Dialektik der Aufklärung“ formuliert, die „Dialektik der Revolution“<sup>354</sup> nach.

Als „düsteres Emblem und Instrument dieser revolutionären Aporie“<sup>355</sup> fungiert im Lauf des Stücks immer mehr die Guillotine, die „auf unheimliche Weise zugleich ein Instrument des Strafvollzugs und der biopolitischen Regulation“<sup>356</sup> darstellt. Auf Lacroix' Überraschung in III,3 über die „viel[en] Unglücklich[en]“<sup>357</sup>, die sich noch dazu „in einem so elenden Zustande“<sup>358</sup> befinden, entgegnet der als Royalist verhaftete Dramatiker und Schriftsteller Mercier, dessen Schilderung der Revolutionszeit in „Le nouveau Paris“ von Büchner als Quelle benutzt wurde:<sup>359</sup>

„MERCIER. Nicht wahr, Lacroix'? Die Gleichheit schwingt ihre Sicher über allen Häuptern, die Lava der Revolution fließt, die Guillotine republikanisiert! Da klatschen die Galerien und die Römer reiben sich die Hände, aber sie hören nicht, daß jedes dieser Worte das Röcheln eines Opfers ist. Geht einmal Euren Phrasen nach, bis zu dem Punkt wo sie verkörpert werden.

Blickt um Euch, das Alles habt Ihr gesprochen, es ist eine mimische Übersetzung Eurer Worte. Diese Elenden, ihre Henker und die Guillotine sind Eure lebendig gewordenen Reden. Ihr bautet eure Systeme, wie Bajazet seine Pyramiden aus Menschenköpfen.“<sup>360</sup>

Büchner interessiert, so Horn, „genau der Moment, wo Sprache zu Körper wird, wo sie unmittelbar physiologische Folgen hat“<sup>361</sup>. Die Guillotine ist die Verkörperung einer Politik, die in der öffentlichen Hinrichtung von „Feinden der Revolution“ den zu erreichenden Gesellschaftsentwurf nur umso mehr zelebriert. Sie ist zwar einerseits noch die Zur-Schau-Stellung einer souveränen Machtausübung, die sich in der gezielten Tötung manifestiert, aber andererseits auch ein zentrales Instrument eines biopolitischen Programms der Reinigung des Volkskörpers von schädlichen Elementen – eine Kur für den kränkelnden Volksleib.<sup>362</sup> Der Tod durch die öffentliche Exekution ist „nicht nur Strafe für die Übertretung des Gesetzes, sondern integraler Bestandteil einer Politik, die Leben und Sterben in eine gemeinsame Ökonomie der »Volksgesundheit« einschließt.“<sup>363</sup> Was Büchner hier, so Horn, vorführt, ist der „fundamentale Geburtsfehler“ des „moderne[n] Politischen“, das „seine Geburtsstunde in der Französischen Revolution feiert“: „das gute Leben der einen durch den Tod der anderen erkaufen zu wollen“<sup>364</sup>. Dieser „Geburtsfehler“ wird im 20. Jahrhundert mit der Geschichte der Rassenhygiene seine grauenvolle Kulmination erleben.

Die Guillotine wird so zum zentralen Symbol, um das sich das Volk versammelt und als Volk erblickt<sup>365</sup>: „Das leere Zentrum, das die alte Form der vom König verkörperten Macht gelassen hat, erfüllt nun die Tötungsmaschine, die immer wieder jene fundamental »republikanische« Geste wiederholt, in der einem Leib der Kopf abgetrennt wird“<sup>366</sup>, sodass

---

<sup>353</sup> Ebd.: S. 245f.

<sup>354</sup> Fuhrmann, Helmut, 1991: Die Dialektik der Revolution – Georg Büchners »Dantons Tod«. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 35 (1991), S. 212-233.

<sup>355</sup> Horn 2011: S. 263.

<sup>356</sup> Ebd.: S. 264.

<sup>357</sup> MBA: S. 110.

<sup>358</sup> Ebd.

<sup>359</sup> Vgl. Ebd.: S. 499.

<sup>360</sup> Ebd.: S. 110.

<sup>361</sup> Horn, Eva, 2012: Von Körpern und Phrasen. Durs Grünbein liest Georg Büchner. In: Pelz, Annegret; Rohrwasser, Michael (Hg.): Konstellationen des Schreibens. Wien: Vienna University Press (im Druck), zit. nach dem Manuskript der Autorin, S. 7.

<sup>362</sup> Vgl. Horn 2011: S. 264f.

<sup>363</sup> Ebd.: S. 265.

<sup>364</sup> Ebd.

<sup>365</sup> Vgl. Ebd.: S. 266.

<sup>366</sup> Ebd.

man zu Recht fragen könnte, ob nach der Guillotinierung des Königs die moderne Gesellschaft als kopfloser Körper übrig bleibt?

Das Volk erblickt sich „über das Blutgerüst hinweg und durch es hindurch als Gemeinschaft“<sup>367</sup> und findet in diesem Moment als Volk zusammen. Allerdings wird es „nur flüchtig und in der immer neuen Geste der Tötung und Ausschließung zur Einheit“ und übersieht damit, „daß es nicht entscheidet, sondern sich dem Mechanismus eines Apparats hingibt; und daß es nicht handelt, sondern zuschaut“<sup>368</sup>.

Abschließend sei die biopolitische Dimension von Büchners *Danton's Tod* kurz resümiert:

Im Stück wird eine Fragestellung aufgegriffen, die bereits im *Hessischen Landboten* aufgeworfen worden war: Wie lässt sich eine Politik denken, die den Menschen nicht nur als Rechtssubjekt behandelt, sondern auch seiner Körperlichkeit Rechnung trägt?

In *Danton's Tod* wimmelt es nur so von Körpern – hungrigen, abgeschundenen, sich prostituierenden, kranken, aber auch üppigen, wohlgenährten und frivolen Körpern. Diese Körper, so scheint es, sind der Kristallisationspunkt der gegensätzlichen politischen Programme der revolutionären Akteure: Während Danton für eine Politik der genießenden Körper eintritt, verachtet Robespierre diesen Genuss als überflüssigen Luxus und setzt Nicht-Genießen und Tugend in eins. In der Forderung nach dem Genießen der Körper offenbart sich das moderne biopolitische Moment und gleichzeitig ein blinder Fleck der Französischen Revolution: Es geht eben nicht mehr nur um die Gleichheit der Menschen als Rechtssubjekte, sondern um die Gleichheit im Genießen, eine Gleichheit, die noch die basalen Lebensvollzüge betrifft: Essen, Trinken, Ruhe, Erholung, Sexualität etc. Diese Gleichheit im Genießen ist im Drama aber noch weit von ihrer Realisierung entfernt, vielmehr ist es gerade die Ungleichheit, die uns Büchner vorführt: Eine kleine Gruppe genießt auf Kosten einer großen Gruppe, die Körper der Einen verbrauchen die Körper der Anderen. Genießen und Leiden – so scheint es – sind zwei Seiten derselben Medaille, ein Ausgleich der körperlichen Bedürfnisse scheint nicht möglich. Die allgegenwärtige Ungleichheit im Genießen wird auch zum Sinnbild für die Aporie der politischen Selbstrepräsentation des Volks: Die (bürgerlichen) Revolutionäre genießen als Repräsentanten des Volks, was diesem weitgehend vorenthalten bleibt.

Büchners Drama akzentuiert aber mit der Beseitigung der Dantonisten zum Wohle der Revolution noch eine andere Spielart der Biopolitik, die Tod und Leben aufs Engste miteinander verschränkt: Der Tod Dantons und seiner Gefährten wird als unausweichlich und als geradezu „natürliche“ Etappe auf dem Weg zu einer besseren Gesellschaft konstruiert. Darin offenbart sich der biopolitische Versuch, das Leben der Einen mit dem Tod der Anderen erkaufen zu wollen, der sein Symbol in der Guillotine findet – jener nahezu industriellen Tötungsmaschine, die einem Leib den Kopf abtrennt und damit immer wieder aufs Neue die republikanische Gründungsszene zelebriert, in der es nur noch den Körper (das Volk) und keinen Kopf (den Souverän) mehr gibt.

---

<sup>367</sup> Ebd.

<sup>368</sup> Ebd.

### III.4. Lenz (1835)

In *Lenz* akzentuiert Büchner eine andere biopolitische Dimension als in *Danton's Tod*: die Normalisierung – und damit eine bestimmte Form der Subjektivierung – des Individuums. Entscheidend ist, dass in der Rede vom „Normalen“<sup>369</sup>, wie Anne Waldschmidt nachweist, zwei Bedeutungsebenen aufeinandertreffen: „Wertung und Beschreibung, Präskription und Deskription“<sup>370</sup>. Normalität und damit Normalisierung sind somit stets (historisch kontingente) Modellierungen, die eine Beziehung zwischen Sein und Sollen herstellen. Schon der historische Jakob Michael Reinhold Lenz, dessen Schicksal Büchner bekanntlich verarbeitet, beweist – nicht unähnlich zu Büchners weiter oben zitiertem „Fatalismusbrief“ – Sensibilität für die Wirkungsweise des sich im Zuge der biopolitischen Wende durchsetzenden Normalismusdispositivs:

„Wir werden geboren – unsere Eltern geben uns Brot und Kleid – unsere Lehre drücken in unser Hirn Worte, Sprachen, Wissenschaften, – irgendein Mädchen drückt in unser Herz den Wunsch es eigen zu besitzen (...) – es entsteht eine Lücke in der Republik wo wir hineinpassen – unsere Freunde, Verwandte, Gönner setzen an und stoßen uns glücklich hinein – wir drehen uns eine Zeit lang in diesem Platz herum wie die anderen Räder und stoßen und treiben – bis wir wem noch so ordentlich geht abgestumpft sind und zuletzt wieder einem neuen Rade Platz machen müssen (...).“<sup>371</sup>

Hier hallt gewissermaßen eine spezifisch „moderne“ Erfahrung wider – die Erfahrung des Rollenverhaltens und der Ähnlichkeit menschlicher Lebensläufe. Gleichzeitig spricht Lenz auch zentrale gesellschaftliche Institutionen – wie Familie, Schule, Ehe, Staat – an, die disziplinierend (und damit immer auch normalisierend) auf das Individuum einwirken und es im Zuge dessen zum „Subjekt“ machen. Büchners im sogenannten „Fatalismusbrief“ artikulierte Erfahrung der „entsetzlichen Gleichheit“<sup>372</sup> lässt sich durchaus mit Lenz' Rollenmodellierung des menschlichen Lebens in Beziehung setzen.

Überhaupt wurde schon früh, beispielweise von Büchners Bruder Ludwig<sup>373</sup>, auf die Nähe zwischen Lenz und Büchner hingewiesen. Und wirklich muss man nach Parallelen nicht lange suchen: „Beide Heimatflüchtlinge verbringen die glücklichste Zeit ihres Lebens in Straßburg, haben eine ausgeprägte Sensibilität für soziale Missstände, Interesse für die Randfiguren der Gesellschaft mit ihren Instrumentalisierungs- und Entfremdungserfahrungen, teilen sich die Begeisterung für Shakespeare und brechen in ihren tabuverletzenden Dramen überkommene literarische Formen auf“<sup>374</sup>. Beide sterben jung im Exil (Büchner in Zürich an Typhus, Lenz in Moskau unter bis dato ungeklärten Umständen), erleben nie eine Aufführung ihrer Stücke auf einer deutschen Bühne<sup>375</sup> und stehen in einer problematischen Beziehung zu ihrem Vater.

<sup>369</sup> Kurz zur Etymologie: Als Wurzel der Begriffsfamilie rund um Normalität wird das lateinische Substantiv „norma“ angenommen, was so viel wie „Winkelmaß, Richtschnur, Regel, Vorschrift“ bedeutet. Während das Substantiv „Norm“ bereits im Mittelalter belegt ist, wird das Adjektiv „normal“ jedoch erst im Laufe des 18. Jahrhunderts gebräuchlich. Die Normalitätssemantik verbreitet sich im Gefolge der Französischen Revolution von 1789 und der durch sie angestoßenen Reformen hauptsächlich ausgehend von den Diskursbereichen des Gesundheits- und Erziehungswesens (vgl. Waldschmidt, Anne, 2004: Normalität. S. 190-196 In: Bröckling, Ulrich; Krasemann, Susanne; Lemke, Thomas (Hg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp, hier S. 191.).

<sup>370</sup> Ebd.

<sup>371</sup> Lenz, Jakob Michael Reinhold, 1992: Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers. S. 673-690 In: Ders.: Werke und Briefe. Bd. 2: Lustspiele nach dem Plautus. Prosadichtungen. Theoretische Schriften. Hg. von Sigrid Damm. Frankfurt am Main/Leipzig: Insel-Taschenbuch, hier S. 673, zit. nach Neuhuber 2009: S. 83.

<sup>372</sup> MBA: S. 288.

<sup>373</sup> Ludwig Büchner schreibt: „In Lenzen's Leben und Sein fühlte er verwandte Seelenzustände, und das Fragment ist halb und halb des Dichters eigenes Porträt“ (Büchner, Ludwig (Hg.), 1850: Nachgelassene Schriften von Georg Büchner. Frankfurt am Main, S. 47, zit. nach Neuhuber 2009: S. 93).

<sup>374</sup> Neuhuber 2009: S. 93.

<sup>375</sup> Vgl. Damm, Sigrid, 1987: Georg Büchner und Jakob Lenz. S. 258-261 In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern, hier S. 258.

Mit diesen Hinweisen soll keineswegs eine autobiographische Zugangsweise gerechtfertigt, sondern lediglich der in vielerlei Hinsicht ähnliche Erfahrungshorizont der beiden widerständigen Dichter deutlich gemacht werden, in dem sich gestalteter und schreibender Dichter in Lenz treffen.

Die folgende Analyse gliedert sich in drei Schritte: Zunächst werden die Diskurse rund um den verstoßenen Goethe-Freund und – in Büchners Worten – „unglücklichen Poeten“ Jakob Michael Reinhold Lenz, der „halb verrückt“<sup>376</sup> wurde und den „Verbesserer von Mitteleuropa“<sup>377</sup>, Johann Friedrich Oberlin, nachgezeichnet (Kap. III.4.1.). Daran anschließend wird anhand des Textes sichtbar gemacht, woran Lenz leidet<sup>378</sup> und im Spannungsfeld von „Wahnsinn, Melancholie, Religion“ gezeigt, inwiefern Büchner an zeitgenössischen Diskursen, insbesondere dem psychiatrischen Diskurs, partizipiert (Kap. III.4.2.). Und abschließend wird ein Teil Büchners Lenz, der in der Forschung als Kunstgespräch (bzw. *Kunstmonolog*) bezeichnet wird, auf seinen bioästhetischen Gehalt geprüft (Kap. III.4.3.).

#### III.4.1. So etwas wie ein „J.M.R. Lenz“ und „Oberlin-Diskurs“...

Büchner, dessen Werke im Allgemeinen von einer intensiven Quellenverarbeitung zeugen, greift für seinen Lenz vor allem auf den Bericht zurück, den der pietistische Pfarrer Johann Friedrich Oberlin über den Aufenthalt des Sturm-und-Drang-Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz bei ihm im Steintal 1778 verfasst hat. Dass Büchner aber nicht nur auf diesen (sicher zentralen) Text zurückgreift, sondern an etwas teilhat, was man durchaus als „J.M.R. Lenz“ und „Oberlin-Diskurs“ bezeichnen kann, möchte ich nun zeigen. Diese beiden „Diskurse“ kann man als zwei getrennte betrachten, die sich allerdings – vor allem im „J.M.R. Lenz-Diskurs“ – wesentlich verschränken.

Jakob Michael Reinhold Lenz (1751-1792) interessierte doppelt: einerseits literarhistorisch als einer der Hauptdarsteller des Sturm und Drangs und andererseits biographisch als psychopathologischer Fall.<sup>379</sup> Um 1830 lässt sich ein erster Höhepunkt der Lenz-Rezeption festmachen: Waren zu seinen Lebzeiten vor allem die Dramen *Der Hofmeister* und *Der neue Menoza* rezipiert worden, so machte Ludwig Tieck 1828 mit einer ersten großen Werkausgabe alle Werke Lenz‘ umfassend greifbar. Im selben Jahr erschien auch ein Aufsatz des deutsch-französischen Gelehrten Ferdinand von Eckstein, der Lenz‘ Werk ebenso ausführlich wie – in bisher ungekannter Weise – wohlwollend analysierte.<sup>380</sup> „Steuernd für die frühe Lenz-Rezeption war indes“, wie Borgards feststellt, „nicht das literarhistorische Interesse“, sondern „die biographische Frage nach der psychopathologischen Wendung in Lenz‘ Leben“<sup>381</sup>. So spekuliert bereits 1794 (also zwei Jahre nach Lenz‘ rätselhaftem Tod) ein ehemaliger Freund Lenz‘, der philosophisch-religiöse Schriftsteller Johann Caspar Lavater<sup>382</sup>, dass Lenz‘ „Durst nach Liebe (...) nicht befriedigt ward“<sup>383</sup>. Damit legte Lavater den

<sup>376</sup> MBA: S. 310 (Brief an die Familie, Straßburg 1835).

<sup>377</sup> Vgl. Hörisch, Jochen, 1987a: Oberlin oder die Verbesserung von Mitteleuropa. S. 262-266 In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern.

<sup>378</sup> Der Text liefert keine Ursachen oder Gründe für Lenz‘ Wahnsinn, sondern führt konsequent sein Leiden vor. Hier möchte ich ansetzen.

<sup>379</sup> Vgl. Borgards, Roland, 2009b: Lenz. S. 51-70 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 55.

<sup>380</sup> Vgl. Ebd.

<sup>381</sup> Ebd.

<sup>382</sup> Mit seinem Hauptwerk *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* (4 Bde., 1775-1778) begründete Lavater maßgeblich die Physiognomik als „Lehre von der körperlichen Ausprägung der Seele in Merkmalen des Gesichts und des Schädels“ (MBA: S. 549).

<sup>383</sup> Lavater, zit. nach Büchner, Georg, 2001: Georg Büchner. »Lenz«. Hg. von Burghard Dedner und Hubert Gersch unter Mitarbeit von Eva-Maria Vering und Werner Weiland. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (=MaBA 5), hier S. 83.

Grundstein für die „rezeptionsgeschichtlich wirkungsvolle Verknüpfung von Liebesleid und psychischem Zusammenbruch“<sup>384</sup>, die zunächst auf Goethes Schwester Cornelia Schlosser (Johann Friedrich Reichardt, 1796) und später auf Friederike Brion (August Stoeber, 1831) bezogen wurde. Einen alternativen Erklärungsansatz von Lenz' Wahnsinn liefert Goethe im 1814 erschienen dritten Teil von *Dichtung und Wahrheit*: Nachdem er Lenz, diesen „so talentvollen als seltsamen Menschen“<sup>385</sup> etwas herabwürdigend als „[k]lein, aber nett von Gestalt“ mit einem „allerliebste[n] Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen“<sup>386</sup> beschrieben hat, stellt er fest:

„Man kennt jene Selbstquälerei, welche, da man von außen und von andern keine Not hatte, an der Tagesordnung war, und gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte. Was gewöhnliche Menschen, die sich nicht selbst beobachten, nur vorübergehend quält, was sie sich aus dem Sinne zu schlagen suchen, das ward von den bessern scharf bemerkt, beachtet, in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahrt. Nun aber gesellten sich die strengsten sittlichen Forderungen an sich und andere zu der größten Fahrlässigkeit im Tun, und ein aus dieser halben Selbsterkenntnis entspringender Dünkel verführte zu den seltsamsten Angewohnheiten und Unarten. Zu einem solchen Abarbeiten der Psychologie, die nicht gerade alles was uns innerlich beunruhigt, für böse und verwerflich erklären wollte, aber doch auch nicht alles billigen konnte; uns so war ein ewiger, nie beizulegender Streit erregt. Diesen zu führen und zu unterhalten übertraf nun Lenz alle übrigen Un- oder Halbbeschäftigten, welche ihr Inneres untergruben, und so litt er im Allgemeinen von der Zeitgesinnung (...).“<sup>387</sup>

Wenn Goethe im Anschluss daran schreibt, dass diese „Zeitgesinnung“, die er als Quell Lenz' Leidens benennt, eigentlich „durch die Schilderung Werther's abgeschlossen sein sollte“<sup>388</sup>, so wird kenntlich, dass er Lenz als Projektionsfläche seiner eigenen Distanzierung der Sturm und Drang-Schaffensperiode benutzt.<sup>389</sup>

Worin besteht aber nun diese „Zeitgesinnung“, von der Goethe im Zusammenhang mit der Psychologie spricht? Borgards zeigt, dass Goethe die Psychologie als jene Disziplin ausmacht, „auf die eine weitreichende Transformation von Persönlichkeitsstrukturen zurückzuführen ist“<sup>390</sup>: „An die Stelle einer Subjektkontrolle mittels moralisch-theologischer Kategorien (gut/böse) installiert die empirische Psychologie (...) ein sich selbst regulierendes Subjekt“<sup>391</sup>. Diese Terminologie erinnert stark an jenes neue „Wissen vom Leben“, das sich in etwa zeitgleich herauszubilden beginnt. Johannes Lehmann weist darauf hin, dass „der psychologische und der biologische ‚Mensch‘ gleichursprünglich [sind]“<sup>392</sup>. Er zeigt dies anhand der Einführung des Begriffs des „Gefühls“, das als „Rückkopplungssystem (...) letztlich auf die dem lebenden Organismus zugrundeliegende Energie der Lebenskraft verweist“<sup>393</sup>. Umweltreferenz setzt insofern immer auch Selbstreferenz voraus, als das Gefühl die Außenwelt „vermittelt über die Selbstwahrnehmung des eigenen Systemzustands“<sup>394</sup> beobachtet. Und eben dieser „Zwang zur Selbststeuerung, zur Selbstregulierung, zur Selbstbeobachtung trägt“, so die Diagnose Goethes, „in sich das gefährliche Potential einer Selbstüberforderung“<sup>395</sup>.

Resümierend hält Goethe fest, dass er den Charakter Lenz' mehr „schildernd“ besprochen habe, weil er es für unmöglich halte, „ihn durch die Umschweife seines Lebensganges zu

---

<sup>384</sup> Borgards 2009b: S. 55.

<sup>385</sup> Goethe, zit. nach MBA: S. 530.

<sup>386</sup> Ebd.: S. 531.

<sup>387</sup> Ebd.

<sup>388</sup> Ebd.

<sup>389</sup> Borgards 2009b: S. 55.

<sup>390</sup> Ebd.: S. 56.

<sup>391</sup> Ebd.

<sup>392</sup> Lehmann, Johannes F., 2008: Emotion und Wirklichkeit. Realistische Literatur um 1770. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 127/4 (2008), S. 481-498, hier S. 487.

<sup>393</sup> Ebd.

<sup>394</sup> Ebd.: S. 488.

<sup>395</sup> Borgards 2009b: S. 56.

begleiten, und seine Eigenheiten darstellend zu überliefern“<sup>396</sup>. Vielleicht – so fügt er hinzu – „wird es [aber, S.P.] dereinst möglich, (...) seinen Lebensgang, bis zu der Zeit da er sich in Wahnsinn verlor, auf irgend eine Weise anschaulich zu machen“<sup>397</sup>.

Nach Ingrid Oesterle nimmt Büchner diese Herausforderung(en) an: Er wählt einen „schildernden“ Zugang zu Lenz und versucht sich damit an einer Aufgabe, die Goethe für tendenziell unmöglich hielt.<sup>398</sup> Mit Büchners *Lenz* wird, so Oesterle, die „Literatur zum Anwalt der ‚Unabschließbarkeit‘ des Leidensproblems, zum Organ des nicht zu leugnenden Schmerzes, zur Befragung der Theodizee“<sup>399</sup>.

Von Oktober bis Dezember 1831 publizierte Büchners Straßburger Freund August Stöber im *Morgenblatt für gebildete Stände* einen langen Aufsatz mit dem Titel *Der Dichter Lenz* und gab so dem biografischen Interesse an Lenz drei Jahre nach der Gesamtausgabe Tiecks wieder neuen Zündstoff. Der Aufsatz enthielt nicht nur Auszüge aus Briefen Lenz‘, in denen dieser seine Liebe zu Friederike Brion – Goethes ehemalige Geliebte und die Adressatin der *Sesenheimer Lieder* – gesteht, sondern auch Teile von Oberlins Bericht über Lenz‘ Aufenthalt im Steintal, den Augusts Vater Ehrenfried – nebenbei bemerkt der erste Oberlin-Biograf – im Nachlass von Oberlin gefunden hatte.<sup>400</sup> Dieser Bericht wurde in voller Länge erst 1839, also nach Büchners Tod, veröffentlicht, stand ihm allerdings in einer Abschrift zur Verfügung.<sup>401</sup>

August Stoebers Publikation gab der Spekulation um Lenz‘ Wahnsinn eine neue Wendung, indem er ihn auf Lenz‘ Beziehung zu Friederike bezog: „Lenz trank einen vollen Kelch der süßesten Wonne, die sich leider in der Folge in den bittersten Schmerz auflöste und seinem ganze Leben jene traurige Wendung gab, welche ihn verzehrte.“<sup>402</sup>

Oberlins ätiologischer Befund ist jedoch ein anderer: Moralisierend deutet er – in einer von Stoeber nicht berücksichtigten Passage – Lenz‘ psychische Zusammenbrüche als „Folgen der Prinzipien, die so manche heutige Modebücher einflößen“ (zu denken ist hier sicherlich besonders an Goethes *Werther*), als „Folgen seines Ungehorsams gegen seinen Vater, seiner herumschweifenden Lebensart, seiner unzumutbaren Beschäftigung, seines häufigen Umgangs mit Frauenzimmern“<sup>403</sup>. Oberlin benennt also mit der Erwähnung „so manche[r] heutige[r] Modebücher“ die auch von Goethe angesprochene „Zeitgesinnung“ und vor allem Lenz‘ Entscheidung gegen den Theologieberuf und für eine – damals noch höchst riskante – Karriere als freier Autor, der nicht nur sein Vaterkonflikt, sondern sein ganzer unmoralischer Lebenswandel geschuldet sei, als Ursachen für seine Krankheit.

In eben jene Debatte schreibt sich Büchner mit seinem *Lenz* ein; allerdings vollzieht er einen Perspektivenwechsel weg von der Suche nach Ursachen und beschreibt, wie Georg Reuchlein sich ausdrückt, „in einer bis dahin unerreichten Minutiosität eine seelische Erkrankung in ihrem A b l a u f und der ihr inhärenten Dynamik“<sup>404</sup>.

Wenden wir uns nun der zweiten Figur zu, die in Büchners *Lenz* eine zentrale Rolle einnimmt – dem Pfarrer Johann Friedrich Oberlin (1740-1826). Auch Oberlins Leben wurde nach seinem Tod und zum Teil auch bereits zeitlebens zum Gegenstand von Diskursen. So taucht der pietistische Pfarrer aus dem Steintal schon bald nach seiner Auszeichnung durch die „Société royale et centrale d’agriculture“ im Jahr 1818 in Reiseberichten durch die Vogesen

<sup>396</sup> Goethe, zit. nach MBA: S. 531.

<sup>397</sup> Ebd.: S. 533.

<sup>398</sup> Vgl. Oesterle, Ingrid, 1995: „Ach die Kunst“ – „Ach die erbärmliche Wirklichkeit“. Ästhetische Modellierung des Lebens und ihre Dekomposition in Georg Büchners *Lenz*. S. 58-67 In: Spies, Bernhard (Hg.): *Ideologie und Utopie in der deutschen Literatur der Neuzeit*. Würzburg: Königshausen und Neumann, hier S. 60.

<sup>399</sup> Ebd.: S. 61.

<sup>400</sup> Vgl. Borgards 2009b: S. 56.

<sup>401</sup> Vgl. Ebd.

<sup>402</sup> MaBA 5: S. 247.

<sup>403</sup> Oberlin, zit. nach ebd.: S. 239.

<sup>404</sup> Reuchlein, Georg, 1996: „...als jage der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm“. Zur Geschichtlichkeit von Georg Büchners Modernität: Eine Archäologie der Darstellung des seelischen Leids im „Lenz“. In: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 28/1, S. 59-111, hier S. 82.

auf und wird nach seinem Tod auch zur fiktionalen Figur in Werken von Heinrich Zschokke, Henrich Steffens und Balzac.<sup>405</sup> 1831 – also nur 5 Jahre nach Oberlins Tod – erscheint mit Ehrenfried Stoebers *Vie de J.F. Oberlin* die erste umfassende Oberlin-Biografie.<sup>406</sup> Als Eklektiker, der „pietistisches Gedankengut, visionäre Vorstellungen und praktische Tätigkeit miteinander zu verbinden wusste“<sup>407</sup> machte er aus dem abgelegenen Steintal, in dem er fast 60 Jahre lang (!) wirkte, „einen mustergültig verbesserten Teil Mitteleuropas“<sup>408</sup>: So führte er nicht nur eine Schul-, Agrar- und Finanz- und Gesundheitsreform durch, sondern setzte auch zahlreiche infrastrukturelle Maßnahmen und förderte Handwerk und Gewerbe.<sup>409</sup> Oberlin vereinigte in sich zwei Tendenzen: „eine „konservative Religiosität“ und eine „progressive sozialpolitische Praxis“<sup>410</sup> – eine Verbindung, die auf den ersten Blick vielleicht erstaunen mag, ihr Gemeinsames aber, wie Jochen Hörisch darlegt, „im Willen zu universaler Bedeutsamkeit und zur Ergründung der Bedeutsamkeit des Universums“<sup>411</sup> hat, die keine „semantischen Leerstellen“, wie Lenz sie sucht, mehr zulässt: Es gibt „keine Orte mehr (...), die (...) nicht von Sinn besetzt sind“<sup>412</sup>. Oberlin hat das Steintal „mit einem omnipräsenten Regelungsnetz überzogen“<sup>413</sup>, hat es nicht nur modernisiert, sondern auch normalisiert<sup>414</sup>, wie sich aus dem Kommentar des Fabeldichter Pfeffels herauslesen lässt: „Er [Oberlin] hat das Steintal, das elsässische Sibirien, schon zur Hälfte *umgeschaffen*, den höchst armen und verwilderten Einwohnern Liebe zur Arbeit, zum Lesen und zu aufheiternden Künsten und, was unendlich mehr ist, zu *Sitten und Tugenden eingebläst*.“<sup>415</sup> Büchner scheint hier anzusetzen und wirft ein neues Licht auf die theologische und sozialreformerische Praxis Oberlins, die vor Büchner durchgehend als uneingeschränkt positiv dargestellt wurde: „Die Religion, so zeigt sich bei Büchner, taugt nicht als Basis für eine psychiatrische Therapie; und in jeder Modernisierung, so lauter die sozialreformerischen Absichten auch sein mögen, lassen sich die marginalisierten, nicht integrierbaren Verlierergestalten [sic!] sichtbar machen.“<sup>416</sup>.

Büchner partizipiert also an beiden Diskursen – den um Lenz und den um Oberlin – und forciert maßgeblich (und konsequenter als dies erstmals August Stoeber 1831 getan hatte) deren Verschränkung. Es ist diese „komplexe und diskursreiche fiktionale Realität“, so Neuhuber, die „ein reiches Spektrum an Annäherungen und Deutungen [an Büchners *Lenz*, S.P.] ermöglicht“<sup>417</sup>.

<sup>405</sup> Vgl. Borgards 2009b: S. 57.

<sup>406</sup> An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass Büchner auch zu Zeitzeugen aus dem Umfeld Oberlins Kontakt hatte. Zu nennen sind hier der Straßburger Pfarrer Johann Jakob Jaeglé (Büchner verlobte sich 1834 mit dessen Tochter Wilhelmine) sowie der Pfarrer Ludwig Friedrich Rauscher, der mit einer Enkelin Oberlins verheiratet war, dessen Vater Oberlins Nachfolger im Steintal wurde (Vgl. Ebd.: S. 51).

<sup>407</sup> Ebd.

<sup>408</sup> Hörisch 1987a: S. 263.

<sup>409</sup> Vgl. Borgards 2009b: S. 57.

<sup>410</sup> Ebd.

<sup>411</sup> Hörisch 1987a: S. 266.

<sup>412</sup> Hörisch, Jochen, 1987b: Pathos und Pathologie. Der Körper und die Zeichen in Büchners *Lenz*. S. 267-275 In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern, hier S. 271.

<sup>413</sup> Ebd.

<sup>414</sup> Wie überhaupt diese beiden Tendenzen als komplementär anzusehen sind.

<sup>415</sup> Pfeffel, zit. nach MBA: S. 536, Hervorhebung S.P.

<sup>416</sup> Borgards 2009b: S. 57.

<sup>417</sup> Neuhuber 2009: S. 86.

### III.4.2. Wahnsinn, Melancholie, Religion

Bereits in der Eingangssequenz ist die „>wahnsinnige< Dynamik“<sup>418</sup> spürbar, die sich in Büchners *Lenz* entfaltet, und offenbart sich jene „diskursreiche fiktionale Realität“<sup>419</sup>, von der Neuhuber spricht.

Gleich mit dem ersten Satz „Den 20. ging Lenz durch's Gebirg.“<sup>420</sup> wird das „Spannungsverhältnis zwischen Dokument und Fiktion, zwischen faktuellem und fiktionalem Erzählen“<sup>421</sup> markiert und eine „eigentümliche Bewegung“<sup>422</sup> entworfen:

Der Satz beginnt zwar mit einer dokumentarischen Geste, indem ein ganz bestimmter Tag benannt wird, bricht diese aber sofort wieder ab, da sowohl Monat- und Jahresangabe als auch eine genaue Ortsangabe ausbleiben: „Mit dem Ansatz der dokumentarischen Geste verweist die Erzählung auf ihre Verankerung in der Realität; mit dem Abbruch der Geste öffnet sie einen unbestimmten Raum, markiert sie ihre Nähe zur Fiktionalität.“<sup>423</sup>

Außerdem geht Lenz nicht einfach nur, er arbeitet sich vielmehr „durch's Gebirg“, er geht „gegen den Widerstand einer bergigen Landschaft“<sup>424</sup>. Die Bewegung, die dieser erste Satz entwirft, „bezieht ihre Kraft aus der Hemmung, an der sie sich abarbeitet. Aus ihr holt sie ihre Energie, ihr Leben.“<sup>425</sup> Bemerkenswert ist, wie dieser widerständigen Bewegung des Anfangs der Schlusssatz „So lebte er hin“<sup>426</sup> kontrastiert: Das „widerstrebige Durchleben“ ist einem „dumpfe[n] Dahinleben“<sup>427</sup> gewichen.

Doch zurück zur Eingangssequenz: Bewegung wird hier, wie im Text allgemein, vor allem als Bewegung in der Vertikalen artikuliert, als Auf und Ab, das zum „Sinnbild für die Beschaffenheit der Psyche Lenz“<sup>428</sup> wird. Was in dieser Eingangspassage aber besonders irritiert, ist Lenz' Wunsch nach der Umkehrung der vertikalen Verhältnisse, denn „es [war] ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte“<sup>429</sup>. Kant fasste 1764 „Verrücktheit“ im Sinne von „Ver-rückung“ als Dislokation im Raum, die auf die „Verkehrtheit des Kopfes, sofern dieselbe die Erfahrungsbegriffe betrifft“<sup>430</sup> zurückzuführen sei. Dieser vielinterpretierte Satz des Auf-dem-Kopf-Gehen-Wollens, der Lenz' Disloziert-Sein verdeutlicht, verweist also gewissermaßen bereits auf dessen problematische Verortung in der Welt. Und wirklich scheinen ihm die „Erfahrungsbegriffe“ weitgehend abhanden gekommen zu sein: „Seine Sinne haben sich verrückt, insbesondere der (...) Sinn für Distanz“<sup>431</sup>. So „hätte er die Welt hinter den Ofen setzen mögen“, „begriff [er] nicht, daß er so viel Zeit brauchte, um einen Abhang hinunter zu klimmen“ und „meinte, er müsse Alles mit ein Paar Schritten ausmessen können.“<sup>432</sup> Auch im weiteren Verlauf des Textes, macht sich diese „Ver-rückung“ bemerkbar: So artikuliert er gegenüber Madame Oberlin ein Enge-

<sup>418</sup> Descourvières, Benedikt, 2006: Der Wahnsinn als Kraftfeld. Eine symptomatische Lektüre zu Georg Büchners Erzählung »Lenz«. In: Weimarer Beiträge 52/1 (2006), S. 203-226, hier S. 208.

<sup>419</sup> Neuhuber 2009: S. 86.

<sup>420</sup> MBA: S. 137.

<sup>421</sup> Borgards 2009b: S. 61.

<sup>422</sup> Borgards, Roland, 2007: Poetik des Schmerzes. Physiologie und Literatur von Brockes bis Büchner. München: Wilhelm Fink Verlag, S. 426.

<sup>423</sup> Borgards, 2009b: S. 61.

<sup>424</sup> Ebd.

<sup>425</sup> Borgards 2007: S. 426.

<sup>426</sup> MBA: S. 158.

<sup>427</sup> Borgards 2007: S. 426.

<sup>428</sup> Hasubek, Peter, 1969: „Ruhe“ und „Bewegung“. Versuch einer Stilanalyse von Georg Büchners „Lenz“. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 19 (1969), S. 33-58, hier S. 43.

<sup>429</sup> MBA: S. 137.

<sup>430</sup> Kant, Immanuel, 1764: Versuch über die Krankheiten des Kopfes. S. 886-901 In: Ders., 1960: Werke II. Vorkritische Schriften bis 1768. Hg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp, hier S. 896f.

<sup>431</sup> Rößer, Hans Otto, 2008: Die kritische Perspektive aufs Subjekt in Büchners *Lenz*. In: Georg Büchner Jahrbuch 10 (2000-2004), S. 173-206, hier S. 184.

<sup>432</sup> MBA: S. 138.

Gefühl, das ihn manchmal dazu treibe, zu glauben, er stoße mit den Händen an den Himmel („Jetzt ist es mir so eng, so eng, sehn Sie, es ist mir manchmal, als stieß‘ ich mit den Händen an den Himmel; o ich ersticke!“<sup>433</sup>), beängstigt ihn das gleiche Enge-Gefühl auf seinem Weg zurück vom Grab des Kindes in Fouday nach Waldbach, sodass er Angst kriegt, an allem anzustoßen („(...) die Landschaft beängstigte ihn, sie war so eng, daß er an Alles zu stoßen fürchtete.“<sup>434</sup>) und amüsiert er sich schließlich gegen Ende, „die Häuser auf die Dächer zu stellen“<sup>435</sup>.

Diesem Unbehagen gegenüber der vertikalen Struktur des Raums entspricht eine Tendenz zur Parataxe. Darin zeigt sich nicht nur ein gewisser Unwille (oder Unfähigkeit?), sich einer logisch-hierarchisierenden Logik (Hypotaxe) unterzuordnen, sondern auch wiederum der verkehrte Sinn für Distanz, das Bedürfnis, alles in eine große Parataxe fassen zu können.

Einen anderen Zugang zu Lenz‘ rätselhaften Wunsch nach Umkehrung der Vertikalen liefert Nicholas Arthur Furness: Er stellt Büchners Text an dieser Stelle in einen intertextuellen Zusammenhang mit Cervantes‘ „Don Quichote“, der im Gebirge – seinem literarischen Vorbild, dem Amadis-Roman, nacheifernd – beschließt aus Liebe wahnsinnig zu werden und beginnt, Purzelbäume zu schlagen und sich auf den Kopf zu stellen.<sup>436</sup> Ingrid Oesterle nimmt diesen Hinweis auf und spielt mit dem Begriffspaar Einbildung und Einbildungskraft. Für sie markiert der Satz des Nicht-auf-dem-Kopf-Gehen-Könnens die „Wende zur Pathologie von Einbildung und Einbildungskraft“<sup>437</sup>:

„Cervantes machte die Literatur und ihre Täuschungen über die Wirklichkeit zum Element künstlerischer Einbildung, zu Stoff, Thema und Figur im *Don Quixote*. Die Romantiker gingen weiter: sie poetisierten den Wahnsinn [dem toposgemäß das Gebirge entsprach, S.P.] als exzentrische Möglichkeit einer nicht literaturverwiesenen Verbindung von Poesie und Leben, in der sich die Einbildungskraft gewissermaßen ausleben kann. Sie entdeckten dabei die realen psychischen Risiken und Gefährdungen der Subjektivität. In Büchners Lenz ist die Einbildung keine literarische, sondern psychische Realität, krankhafte Einbildung. Sie ist ein Leiden, dessen sich die Kunst vor ihm verweigert hatte und dessen erst er sich in der Kunst annimmt.“<sup>438</sup>

Als Projektionsfläche und Darstellungsmedium dieser pathologischen Einbildung, dieser „Ver-rückung“ fungiert die Natur, die damit „zugleich zum Spiegel und zum Gegner der kranken Seele Lenzens [wird]“<sup>439</sup>. Büchner bedient sich dabei einer verkörperlichenden und anthropomorphisierenden Sprechweise: Die Wolken sprengen wie „wilde wiehernde Rosse“ heran, der Sonnenschein geht zwischen den Wolken hindurch und zieht „sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen“<sup>440</sup> und schließlich meint Lenz, dass „der Wahnsinn auf Rossen hinter ihm [jage]“<sup>441</sup>. Die Naturbeschreibung der Eingangspassage, in der Naturwahrnehmung und subjektives Erleben zur Deckung gebracht werden<sup>442</sup>, erinnert in vielem an Goethes *Leiden des jungen Werther*, womit Büchner, wie Oesterle ironisch

---

<sup>433</sup> MBA: S. 150.

<sup>434</sup> Ebd.: S. 154.

<sup>435</sup> Ebd.: S. 155.

<sup>436</sup> Furness, Nicholas Arthur, 1982: A Note on Büchner's >Lenz<: » ... nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte.« In: Forum for Modern Language Studies 18 (1982), S. 313-316. Dieser Artikel war mir leider in Wien nicht im Original zugänglich. Den Hinweis darauf entnahm ich MBA: S. 535.

<sup>437</sup> Oesterle 1995: S. 65.

<sup>438</sup> Ebd.

<sup>439</sup> Stiening, Gideon, 2009: Natur. S. 204-209 In: In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 206.

<sup>440</sup> Vgl. MBA: S. 137.

<sup>441</sup> Vgl. Ebd.: S. 138.

<sup>442</sup> Klaus Kanzog hat den Begriff des „phänomenologischen Erzählens“ für Büchners *Lenz* geprägt (vgl. Kanzog, Klaus, 1976: Erzählstrategie. Eine Einführung in die Normeinübung des Erzählens. Heidelberg: Quelle und Meyer, S. 178ff.

feststellt, „ausgerechnet nach jenem Werk Goethes [greift], mit dem dieser die Epoche der Seelenquälerei abgeschlossen wissen wollte“<sup>443</sup>.

Auch die zentrale Opposition von Ruhe und Bewegung, der der Text wesentliche Impulse seiner Handlungsdynamik verdankt, ist schon in der Eingangspassage angelegt. Wenn Lenz erst „gleichgültig“<sup>444</sup> durch die Landschaft geht, sich seine Wahrnehmung aber hin zu einer „Lust, die ihm wehe tat“<sup>445</sup> steigert, er „gegen Abend“ schließlich „ruhiger“<sup>446</sup> wird, nur um dann wieder den „Abhang hinunter[zufliegen]“<sup>447</sup>, wird kenntlich, dass sich die Begriffe von Ruhe und Bewegung durch eine tiefgreifende Ambivalenz auszeichnen: „»Ruhe« ist dort willkommen, wo sie als Ausruhen von den Wahnsinnsanfällen erscheint; sie ist dort zu fürchten, wo sie sich zur Erstarrung als letzter Konsequenz der Geisteskrankheit verschärft. »Bewegung« steht einerseits für das Leben, das Lebendige und wirkt mithin gegen die Erstarrung im Wahn; andererseits tendiert sie zu einer unkontrollierbaren Beschleunigung, zur mentalen Hast des Wahns“<sup>448</sup>.

Schon Gutzkow glaubte in Büchners Lenz „eine Anatomie der Lebens- und Gemüthsstörung“<sup>449</sup> Lenz‘ angelegt zu sehen. Die Vereinnahmung des historischen und schließlich auch Büchners Lenz durch die Psychiatrie ist bekannt: 1921 identifizierte Weichbrodt beim historischen Lenz Schizophrenie. Noch im selben Jahr wurde diese Diagnose von Mayer schließlich auch auf den Büchnerschen Lenz übertragen.<sup>450</sup>

Auf die Problematik einer solchen „historische[n] Rückprojektion eines modernen Konzepts auf einen Text des frühen 19. Jahrhunderts“<sup>451</sup> wurde seitdem bereits vermehrt hingewiesen<sup>452</sup> und als Notwendigkeit erkannt, den Text in den relevanten zeitgenössischen Diskursen, vor allem der Psychiatrie, zu verorten und so die „Geschichtlichkeit von Georg Büchners Modernität“<sup>453</sup> nachzuweisen.

Gehen wir zunächst zurück zur Hauptquelle Büchners – der Oberlinschen Darstellungsweise der Geisteskrankheit Lenz‘, wie sie sich bei seinem Aufenthalt im Steintal entfaltet. So mitfühlend Oberlin das Leiden Lenz‘ auch schildert<sup>454</sup>, so eindeutig wertet er seine Erkrankung im Sinne der christlichen Morallehre als Folge seiner Lebensweise (Ungehorsam gegen den Vater, herumschweifende Lebensart, unzweckmäßige Beschäftigungen, häufiger Umgang mit Frauenzimmern)<sup>455</sup> und damit als selbstverschuldet. Daraus erklärt sich auch sein (scheiternder) Therapieansatz: die Ermutigung zu Reue, Buße und Rückkehr auf den „rechten“ Weg. Sabine Kubik deutet Oberlins Krankheits-theorie und Heilungsverfahren vor dem Hintergrund der Methode des „moral management“<sup>456</sup>, die der englische Pastor Francis

---

<sup>443</sup> Oesterle 1995: S. 62.

<sup>444</sup> MBA: S. 137.

<sup>445</sup> Ebd.

<sup>446</sup> Ebd.: S. 138.

<sup>447</sup> Ebd.

<sup>448</sup> Borgards 2009b: S. 59.

<sup>449</sup> Gutzkow, zit. nach MaBA 5: S. 131.

<sup>450</sup> Die Schizophreniediagnose findet sich prominent bei: Rath, Gernot, 1950: Georg Büchners »Lenz«. In: Ärztliche Praxis 2 (1950), Nr. 51, 12. Irle, Gerhard, 1965: Büchners »Lenz«. Eine frühe Schizophreniestudie. S. 73-83 In: Ders.: Der psychiatrische Roman. Stuttgart: Hippokrates. Gödtel, Rainer, 1980: Das Psychotische in Büchners Lenz. In: Horizonte 4 (1980), S. 34-43.

<sup>451</sup> Borgards 2009b: S. 66.

<sup>452</sup> Vgl. z.B. Kubik, Sabine, 1991: Krankheit und Medizin im literarischen Werk Georg Büchners. Stuttgart: M&P Verlag für Wissenschaft und Forschung. oder Schmidt, Harald, 1998: Schizophrenie oder Melancholie? Zur problematischen Differentialdiagnostik in Georg Büchners „Lenz“. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 117, S. 516-542.

<sup>453</sup> Reuchlein 1996 – siehe Anmk. 404.

<sup>454</sup> Vgl. z.B.: „Man [setze] noch das zärtlichste Mitleiden hinzu, das seine unermeßliche Qual, deren Zeuge wir nun so oft gewesen, uns einflößen mußte.“ (Vgl. MaBA 5: S. 239).

<sup>455</sup> Vgl. Ebd.

<sup>456</sup> „Moralisch“ war bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts in medizinischen Texten nahezu gleichbedeutend mit „psychisch“ (vgl. Kubik 1991: S. 115).

Willis als „erste Form der Psychotherapie“<sup>457</sup> in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelt hat.<sup>458</sup> Die Methode geht von der Idee der Selbstverschuldung psychischer Störungen aus und kombiniert zur Realisierung ihres Ziels – der Rückführung des Kranken auf den „rechten“ Weg, von dem er durch eigenes Verschulden abgekommen ist – die maximale Isolation des Kranken von schädlichen Einflüssen (fremde, zivilisationsferne Umgebung) mit der Integration in eine neue soziale Ordnung (meist die Familie des Pastors).<sup>459</sup> Die Aufgabe des „Pastor-Arztes“ ist eine genuin pädagogische, gilt es doch „den Verirrten zu einer geregelten Lebensordnung zurückzuführen“<sup>460</sup>. Kubik weist darauf hin, dass dieser Therapieansatz wesentlich in Zusammenhang steht mit der „veränderten Sichtweise des Phänomens der Geisteskrankheit“<sup>461</sup> in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts<sup>462</sup> und demnach auch die „im Verständnis der Zeitgenossen fortschrittlichste und humanitärste Annäherung an das Phänomen der Geisteskrankheit darstellte“<sup>463</sup>. Mit seiner „Verknüpfung von Arzttum, pädagogischen Reformbestrebungen, mit dem Ziel der Menschheitsbeglückung und der festen Überzeugung von der Richtigkeit der eigenen Ideen“<sup>464</sup> verweist sie Oberlin (und mit ihm auch Lenz nahestehende Personen wie Lavater und Kaufmann) in den psychiatriegeschichtlichen Kontext des „moral management“.

Büchner führt uns das Fehlschlagen dieses Therapieansatzes vor: Oberlins Bemühungen, Lenz mittels theologisch-pädagogischer Belehrungen auf den „richtigen“ Weg (für Oberlin die Entscheidung für den vom Vater gewünschten Pfarrerberuf und nicht Lenz' selbstbestimmte Wahl des Schriftsteller-Daseins) zurückzuführen, führt nicht zum gewünschten Ergebnis, sondern vielmehr zum Verlust des anfänglichen Vertrauensverhältnisses zwischen Oberlin und Lenz und lässt die verständige Kommunikation zwischen beiden bald versiegen, wodurch der Wahnsinn Lenz' beschleunigt zu werden scheint.

Wie ist die Oberlinsche Sichtweise in Anschluss an Willis aber nun vor dem Hintergrund des psychiatrischen Diskurses um 1830 zu beurteilen? Dieser ist charakterisiert durch die Spaltung in zwei Lager: Während die idealistisch orientierten „Psychiker“ das Selbstverschulden einer psychischen Erkrankung betonen und einen theologischen Standpunkt in Ätiologie und Therapie vertreten, richten sich die empirisch orientierten „Somatiker“ mit der Hervorhebung körperlicher Ursachen für psychische Störungen gerade gegen diese These der Selbstverschuldung und die daran anschließende moralisch-theologische Therapie Geisteskranker.<sup>465</sup> Zentrale Elemente Oberlins Beurteilung und Therapie Lenz' wirken also in der psychiatriegeschichtlichen Strömung der Psychiker um 1830 fort.

Michel Foucault zeigt in „Die Geburt der Klinik“, dass sich mit dem Übergang von der Nosografie zu einem krankengeschichtlichen Denken auch in der Psychiatrie mit der somatischen Position jener epistemische Bruch, der unter II.2. beschrieben wurde, bemerkbar macht: In der Nosografie dominiert die taxinomische Oberflächenorganisation: Krankheitsphänomene werden zu Stammbäumen gruppiert und hierarchisch organisiert.<sup>466</sup>

<sup>457</sup> Ebd. Vgl. auch Schrenk, Martin, 1973: Über den Umgang mit Geisteskranken. Die Entwicklung der psychiatrischen Therapie vom „moralischen Regime“ in England und Frankreich zu den „psychischen Curmethoden“ in Deutschland. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 35.

<sup>458</sup> Vgl. Kubik 1991: S. 115.

<sup>459</sup> Vgl. Ebd.: S. 116.

<sup>460</sup> Ebd.

<sup>461</sup> Ebd.: S. 113.

<sup>462</sup> Diese veränderte Sichtweise lässt sich z.T. zurückführen auf das aufklärerische Postulat von der Erziehbarkeit des Menschen, das nicht nur in die Einsicht in die potentielle Heilbarkeit psychisch gestörter Personen bedingte, sondern die Behandlung von Geisteskranken auch von ihrer Beschränkung auf das Gefängnis loslöste (vgl. Ebd.: S. 113f.).

<sup>463</sup> Ebd.: S. 118.

<sup>464</sup> Ebd.

<sup>465</sup> Vgl. Ebd.: S. 121ff. und Borgards 2009b: S. 66f.

<sup>466</sup> Vgl. Foucault, Michel, 1988 [1963]: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt am Main: Fischer, S. 20.

Krankheit wird dabei „in einem Projektionsraum ohne Tiefe wahrgenommen, in einem Raum der Koinzidenzen ohne zeitlichen Ablauf“<sup>467</sup>. Demgegenüber beginnt sich in Frankreich ab ca. 1800, in Deutschland ab ca. 1830 die Einsicht in die „Geschichte der Krankheiten“<sup>468</sup> abzuzeichnen. Psychische Krankheiten – so eine zentrale Erkenntnis – sind nicht nur entwicklungsgeschichtlich zu betrachten, sondern können auch in einem ursächlichen Verhältnis mit der Lebensgeschichte des Erkrankten stehen. Dies führt zu einer konsequent empirischen Ausrichtung der Somatiker im Gegensatz zu den vorwiegend theoretisch argumentierenden Psychikern. Diese Entwicklungen – die Forderung nach einer primär empirisch arbeitenden naturwissenschaftlichen Psychiatrie und die Berücksichtigung der individuellen Schicksale der Geisteskranken – bargen auch gesellschaftliche Brisanz in sich, rückten doch mit der „stärkere[n] Berücksichtigung der Krankengeschichte auch Fragen nach der sozialen Lage (...) und damit die Frage nach der gesellschaftlichen Verantwortung in den Mittelpunkt“<sup>469</sup>.

Wie partizipiert Büchners *Lenz* nun an diesen einander polar gegenüberstehenden Diskursen? In deutlich kritischer Absetzung zur Position der Psychiker – und damit auch zum Oberlinschen Paradigma – folgt er in vielen Punkten der somatisch orientierten Psychiatrie. Das wird zu allererst darin kenntlich, dass Büchner weitestgehend darauf verzichtet, Lenz' Geisteszustand zu erklären oder gar moralisch zu bewerten, sondern ganz deren Geschichtlichkeit und innere Dynamik in den Mittelpunkt rückt. So erfahren wir nur in Andeutungen vom Vaterkonflikt Lenz'<sup>470</sup> und seiner selbstempfundenen tiefen Schuld ein „Mörder“<sup>471</sup> zu sein. Durch dieses „andeutungsweise Aufscheinen der Ereignisse in Lenz' Lebensgeschichte in den Krankheitsausbrüchen [wird] deutlich, daß die Ursachen für seinen aktuellen Zustand eine Geschichte haben, aus einem Zusammenspiel der verschiedensten Zwangslagen in seinem Leben resultieren“<sup>472</sup>. Büchner zeichnet Lenz' Wahnsinn nicht als statischen Zustand, sondern vielmehr als dynamisches Geschehen nach, das sich, wie Carolin Seling-Dietz gezeigt hat, in seinem Verlauf mit jenen „zwei Graden“ deckt, die der Somatiker Esquirol bei Melancholie unterscheidet: Auf eine erste Phase der „außerordentlichen Empfänglichkeit und Beweglichkeit“<sup>473</sup> – man denke hier nur an Lenz' Wanderung durch's Gebirg und seine übersteigerte Naturwahrnehmung – folge eine Konzentration dieser Empfänglichkeit auf einen Gegenstand bzw. eine Idee<sup>474</sup> – Lenz' wilde Entschlossenheit, das verstorbene Kind in Fouday zum Leben zu erwecken, was er auffasst „wie eine fixe Idee“<sup>475</sup> – und schließlich der Endpunkt der Erstarrung bzw. Gleichgültigkeit – versinnbildlicht durch den Schlusssatz „So lebte er hin“<sup>476</sup>. Seling-Dietz hat nachgewiesen, dass Büchner höchstwahrscheinlich das zeitgenössisch sehr geläufige Krankheitsbild der „religiösen Melancholie“ gestaltet.<sup>477</sup> Dass Büchner allerdings nicht, wie auch schon Oberlin in seinem Bericht, von „Melancholie“, sondern von Wahnsinn spricht, führt sie auf die zeitgenössische Uneinigkeit bezüglich der Terminologie und Klassifizierung einzelner Formen psychischer

---

<sup>467</sup> Ebd.: S. 22.

<sup>468</sup> Ebd.: S. 110, Hervorhebung im Original.

<sup>469</sup> Kubik 1991: S. 126.

<sup>470</sup> Vgl. z.B. MBA: S. 146: „Nach dem Essen nahm ihn Kaufmann bei Seite. Er hatte Briefe von Lenzens Vater erhalten, sein Sohn sollte zurück, ihn unterstützen. Kaufmann sagte ihm, wie er sein Leben hier verschleudre, unnütz verliere, er solle sich ein Ziel stecken und dergleichen mehr.“

<sup>471</sup> Vgl. z.B. MBA: S. 152: „Er antwortete nichts, wie gebrochne Worte: ach sie ist tot! Lebt sie noch? du Engel, sie liebte mich – ich liebte sie, sie war's würdig – o gute Mutter, auch die liebte mich. Ich bin ein Mörder!“

<sup>472</sup> Kubik 1991: S. 129.

<sup>473</sup> Esquirol, zit. nach Seling-Dietz, Carolin, 2000: Büchners Lenz als Rekonstruktion eines Falls »religiöser Melancholie«. In: Georg Büchner Jahrbuch 9 (1995-1999), S. 188-236, hier S. 209.

<sup>474</sup> Vgl. Ebd.: S. 210.

<sup>475</sup> MBA: S. 150.

<sup>476</sup> Ebd.: S. 158.

<sup>477</sup> Als wesentliche Symptome führt sie an: Niedergeschlagenheit, Selbstanklagen, selbstaufgelegte Bußübungen, der Glaube, Sünde begangen zu haben, die nicht vergeben werden könne, ohne Hoffnung auf Erlösung verdammt zu sein etc. (vgl. Seling-Dietz 2000: S. 225).

Störungen zurück. Harald Schmidt, der diese Deutung aufnimmt, zeigt, dass Melancholie zu dieser Zeit, „entweder als Vor- oder Anfangsstadium des Wahnsinns“<sup>478</sup> bestimmt wird und weist außerdem darauf hin, dass weitgehende Übereinstimmung in der Melancholie-Diagnose bereits im sozialen Umfeld des historischen Lenz bestand.<sup>479</sup> Die zeitgenössische Debatte um religiöse Melancholie hat insofern auch eine eminent politische Dimension, als sie in engem Zusammenhang mit der disziplinären Etablierung der Psychiatrie steht und damit wesentlich mit Prozessen der Grenzziehung verbunden ist. Georget, ein Schüler Esquirols, erhebt den Monomaniebegriff (wie die religiöse Melancholie auch bezeichnet wurde) zum „Kampfmittel in einer Kampagne, die die Psychiatrie als anerkannte Disziplin im juristisch-staatlichen Bereich der *médecine légale* zu etablieren suchte“<sup>480</sup>. Anhand dieses spezifischen Krankheitsbildes wurde also die Frage verhandelt, wer für die Therapie psychischer Erkrankungen im Allgemeinen und der religiösen Melancholie im Besonderen zuständig sein sollte.<sup>481</sup> Ein deutscher Vertreter der liberaleren somatischen Schule, Johannes B. Friedreich, findet dafür klare Worte, wenn er sich anschickt, die „Lehre vom somatischen Ursprunge der psychischen Krankheiten fest zu vertheidigen“ und sich explizit gegen „so manche pietistische und inhumane Beurtheilung des psychisch und moralisch erkrankten Menschen“ richtet, die „den armen Wahnsinnigen als einen durch seine Sünden zum Selbstverschuldeten, mit dem Paternoster und Weihwasser zu heilen versucht.“<sup>482</sup> Diese kritische Position die christliche Religion als Therapie betreffend findet sich auch bei Büchner und unterscheidet seinen Text am deutlichsten vom Bericht des historischen Oberlin: Die Religion, so wird im Laufe des *Lenz* deutlich, taugt nicht zur Kur des psychisch zerrütteten Lenz, sondern ist vielmehr Teil seiner konsequenten Entfremdung von sich und der Welt. Büchner gestaltet die Entfaltung Lenz' Wahnsinns vor allem anhand seines sich ändernden Verhältnisses zur Religion. Schon Erwin Kobel hat die erzählte Handlung als „Umschlag des Glaubens in Unglauben“<sup>483</sup> beschrieben. Borgards spezifiziert diese Aussage, wenn er schreibt, dass Büchners *Lenz* eine Bewegung vollzieht, die von einer Art Religionsoptimismus ausgeht und über eine offene Atheismusedarstellung schließlich bei einer religionskritischen Position ankommt.<sup>484</sup>

Auch wenn sich bei Büchner also keine somatische Ursachenbenennung des Wahnsinn Lenz' findet, so partizipiert er in der Darstellung der dynamischen Entfaltung der Krankheit und vor allem in der Zurückweisung von Religion als Therapieform am zeitgenössischen Diskurs der somatisch orientierten Psychiatrie. In *Lenz* wird aber nicht nur die Religion als therapeutische Methode geschildert (und verworfen), sondern in den Selbsttherapierungsversuchen Lenz', die sich nicht als solche in Oberlins Bericht wiederfinden, auch eine gezeigt, die direkt am Körper ansetzt und den Schmerz zur Selbstvergewisserung nutzt. Schon in *Lenz'* erster Nacht taucht die Schmerzzufügung als therapeutisches Mittel auf:

„(...) er war sich selbst ein Traum (...); er konnte sich nicht mehr finden, ein dunkler Instinkt trieb ihn, sich zu retten, er stieß an die Steine, er riß sich mit den Nägeln, der Schmerz fing an, ihm das Bewußtsein wiederzugeben, er stürzte sich in den Brunnstein, aber das Wasser war nicht tief, er patschte darin.“<sup>485</sup>

Der Schmerz erfährt hier bei seiner ersten Erwähnung eine positive Beurteilung, er entfaltet sogar heilende Kraft, indem er Lenz Halt gibt und ihn zu sich selbst zurückführt.

Roland Borgards verortet Büchners *Lenz* in einer Wissensgeschichte des Schmerzes, für die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein entscheidender Bruch zu konstatieren ist.

<sup>478</sup> Schmidt 1998: S. 526.

<sup>479</sup> Vgl. Ebd.: S. 524.

<sup>480</sup> Georget, zit. nach Seling-Dietz 2000: S. 200.

<sup>481</sup> Vgl. Borgards 2009b: S. 67.

<sup>482</sup> Friedreich, zit. nach Seling-Dietz 2000: S. 230.

<sup>483</sup> Kobel, Erwin, 1974: Georg Büchner. Das dichterische Werk. Berlin/New York: De Gruyter, S. 155.

<sup>484</sup> Borgards 2009b: S. 66.

<sup>485</sup> MBA: S. 139.

Konzeptualisierte man den Schmerz bis zur Jahrhundertmitte im Sinne des mechanistischen Körperverständnisses im Anschluss an Descartes als „Zeichen eines Schadens, den die Körpermaschine durch äußere Einwirkung genommen hat“<sup>486</sup>, so wird er seit den 1770er und 1780er Jahren als „fundamentale Notwendigkeit in die physiologischen Normalabläufe integriert und erscheint nicht als Gegenteil der Körpermaschine, sondern als Bestandteil des körperlichen Lebens“<sup>487</sup>. Schmerz und Leben korrelieren nunmehr miteinander: „Schmerz ist für Gesundheit und Leben nicht ein Problem, sondern schlicht deren Voraussetzung“<sup>488</sup>. Vor dem Hintergrund dieser Verbindung wird die scheinbar heilende und therapeutische Funktion von Schmerzen auch in der zeitgenössischen Psychiatrie genutzt. So empfiehlt Johann Christian Reil 1803 „Körperreize, welche direct durchs Gemeingefühl allerhand Arten des Schmerzes erregen“<sup>489</sup> als Therapie und Karl Georg Neumann resümiert 1833: „Ist wirklich etwas geschickt, den Kranken aus seiner Traumwelt in die wirkliche zurückzuführen, so ist es gewiß der Schmerz“<sup>490</sup>. Am deutlichsten formuliert die Verbindung von Leben und Schmerz Michel de Cretaigne im Vorwort der französischen Übersetzung der 1811 erstmals publizierten Schmerztheorie des italienischen Physiologen Benedetto Mojon: „La vie est souvent à peu près nulle dans le plaisir: le contraire arrive dans la douleur (...); il n’y a de vivant que la douleur.“<sup>491</sup> – „[m]ehr Leben als im Schmerz ist nirgendwo zu finden“<sup>492</sup>. Entscheidend ist, dass das Subjekt hier nicht mehr wie im Idealismus in einem moralischen, sondern einem somatischen Akt konstituiert wird.<sup>493</sup>

Die erste positive Erwähnung des körperlichen Schmerzes erfährt im Verlauf des Textes allerdings mehrfach Relativierung, da der „Erfolg der Selbstbegründung durch Schmerzzufügung in keiner Weise nachhaltig [ist]“ und immer wieder aufs Neue hergestellt werden muss. So treibt sein Zustand Lenz bereits in der darauffolgenden Nacht dazu, die Schmerztherapie in Form des kalten Brunnenbads zu wiederholen<sup>494</sup>. Bald darauf stürzt er sich aus dem Fenster<sup>495</sup>, schlägt „den Kopf an die Wand“ oder versetzt sich sonst „einen heftigen physischen Schmerz“<sup>496</sup>. Lenz’ Selbsttherapie, sein „Versuch, sich zu sich selbst zu bringen durch physischen Schmerz“<sup>497</sup>, trägt stets die Gefahr des Kollabierens des Körpers in sich: „Ein Kopf, der gegen die Wand geschlagen wird, kann Schaden nehmen, ein Körper, der sich aus dem Dachfenster stürzt, kann zerbrechen, ein dürftig bekleideter Mensch in einer kalten Schneenacht kann erfrieren.“<sup>498</sup>. So oszilliert die Schmerztherapie zwischen „somatischer Destruktion und Konstitution des Subjekts“<sup>499</sup>: Einerseits gelingt es Lenz immer wieder, durch Schmerzzufügung zu sich selbst zu kommen, andererseits überfordert er seinen Körper, da der Prozess der Subjektkonstitution durch physischen Schmerz an Unabschließbarkeit gewinnt und Lenz an die Grenze des Todes führt, wo weder Schmerz noch Leben mehr sind.

In Büchners Gestaltung der Schmerzthematik, die den wissenschaftlichen Bruch im Verständnis des Schmerzes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts reflektiert, offenbart sich für Borgards auch die „historische Distanz zu Oberlins Vorlage“<sup>500</sup>: In Oberlins Bericht

<sup>486</sup> Borgards, Roland, 2009c: Schmerz. S. 237-241 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 239.

<sup>487</sup> Ebd.

<sup>488</sup> Ebd.

<sup>489</sup> Reil, zit. nach Borgards 2007: S. 429.

<sup>490</sup> Neumann, zit. nach Borgards 2007: S. 430.

<sup>491</sup> Cretaigne, zit. nach ebd.

<sup>492</sup> Borgards 2007: S. 431.

<sup>493</sup> Vgl. Borgards 2009b: S. 68.

<sup>494</sup> Vgl. MBA: S. 140.

<sup>495</sup> Vgl. Ebd.: S. 153.

<sup>496</sup> Ebd.: S. 157.

<sup>497</sup> Ebd.

<sup>498</sup> Borgards 2007: S. 437.

<sup>499</sup> Borgards 2009b: S. 69.

<sup>500</sup> Borgards 2007: S. 442.

wird der Schmerz nicht nur nirgends explizit benannt, sondern findet auch keinen selbsttherapeutischen Einsatz wie bei Büchner. Borgards legt dar, dass Büchners „thematische Ergänzung (...) eine Kritik an Oberlins theologischer Fixierung des Schmerzes [ermöglicht]“<sup>501</sup>. Büchner übernimmt die Stelle, wo Lenz Oberlin bittet, ihn mit Gerten zu schlagen, fast wortwörtlich aus Oberlins Bericht:

„Er reichte Oberlin die Gerten mit dem Begehren, er sollte ihn damit schlagen. Oberlin nahm die Gerten aus seiner Hand, drückte ihm einige Küsse auf den Mund und sagte: dies wären die Streiche, die er ihm zu geben hätte, er möchte ruhig sein, seine Sache mit Gott allein ausmachen, alle möglichen Schläge würden keine einzige seiner Sünden tilgen; dafür hätte Jesus gesorgt, zu dem möchte er sich wenden.“<sup>502</sup>

Oberlin antwortet hier mit der Urszene des Christentums, das seit jeher eine „Theologie des Leids“<sup>503</sup> darstellt. Jesus hat durch sein unverschuldetes Leiden die Sünden der ganzen Welt auf sich genommen und so nicht nur ein Modell dafür geliefert, wie sich der gläubige Christ im Angesicht des Schmerzes verhalten soll, sondern auch das Fundament des christlichen Glaubens gelegt.<sup>504</sup> Diesem „schmerzgestützten Theismus“ kontrastiert in Büchners *Lenz* ein „atheistischer Einwand, der sich gleichfalls auf den Schmerz beruft“<sup>505</sup>:

„Oberlin sprach ihm von Gott. Lenz wand sich ruhig los und sah ihn mit einem Ausdruck unendlichen Leidens an, und sagte endlich: aber ich, wär' ich allmächtig, sehen Sie, wenn ich so wäre, und ich könnte das Leiden nicht ertragen, ich würde retten, retten (...). Oberlin sagte, dies sei eine Profanation. Lenz schüttelte ratlos den Kopf.“<sup>506</sup>

Lenz' Unverständnis gegenüber der Theodizee findet sich in zugespitzter Schärfe auch in *Danton's Tod*, wo Payne feststellt:

„PAYNE. (...) Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz; nur der Verstand kann Gott beweisen das Gefühl empört sich dagegen. (...) Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.“<sup>507</sup>

Der Schmerz taucht in Büchners *Lenz* also gleichermaßen als theistisches und atheistisches Argument auf. Daraus wird kenntlich, so Borgards, dass der Schmerz seinen „ausschließlichen Bezug zum christlichen Glauben verloren hat (...) und so frei [wird] für einen anderen Kontext: den der Medizin.“<sup>508</sup>

Eine subversive Variation des christlichen Schmerzverständnisses findet sich schließlich in der Predigt Lenz':

„Laß in mir die heil'gen Schmerzen,  
Tiefe Bronnen ganz aufbrechen;  
Leiden sei all' mein Gewinnst,  
Leiden sei mein Gottesdienst.“<sup>509</sup>

Büchner montiert hier zwei Zeilen aus einem Lied des Pietisten Christian Friedrich Richter in Lenz' Predigt. Er modifiziert Richters Lied allerdings, in dem es heißt „Leiden ist jetzt mein

---

<sup>501</sup> Ebd.: S. 443.

<sup>502</sup> MBA: S. 152.

<sup>503</sup> Borgards 2009c: S. 237.

<sup>504</sup> Vgl. Ebd. und Borgards 2007: S. 443.

<sup>505</sup> Borgards 2007: S. 443.

<sup>506</sup> MBA: S. 156.

<sup>507</sup> Ebd.: S. 107.

<sup>508</sup> Borgards 2007: S. 444.

<sup>509</sup> MBA: S. 142.

Gewinnst. Leiden ist mein Gottesdienst“<sup>510</sup>: „Dadurch daß Büchner die auf das Einst der Erlösung verweisende adverbiale Zeitbestimmung »jetzt« durch das Indefinitpronomen »all« ersetzt und die Feststellung durch das optative „sey“ zum Wunsch steigert, wird der in Richters Lied gemeinte Bezug zur Transzendenz aufgehoben und das Leiden zur alleinigen und allzeitlichen »Herrlichkeit«<sup>511</sup>. Das Wohltuende des christlichen Glaubens scheint für Lenz also nicht in der Aussicht auf transzendente Erlösung zu bestehen, die die Schmerzen im Diesseits rechtfertigt, sondern in einer Intensivierung des Schmerzes, die absolut gesetzt wird – selbst in der Religion sucht Lenz also den Schmerz, der ihm das Gefühl gibt zu leben. Büchner verfährt hier mit der Denkfigur der „christliche[n] Sinngebung des Leidens von der Erlösung her“<sup>512</sup> in einer für ihn nahezu typischen Weise: „Er zitiert sie, nimmt dabei aber bisweilen kleinscheinende Modifikationen vor, die zu einer weitreichenden Verschiebung im Bedeutungsgefüge oder gar zu dessen radikaler Umkehrung führen“<sup>513</sup>.

Borgards resümiert: „Büchners Verhandlung des körperlichen Leidens markiert (...) eine entscheidende Differenz zu Oberlins Bericht. (...) Sie historisiert den Schmerz, indem sie dessen grundlegenden, in die Moderneweisenden Wandel in den Jahren zwischen 1770 und 1830 nachvollziehbar macht: Im Schmerz ist Gott tot; doch im Schmerz lebt der Mensch.“<sup>514</sup>

Für Borgards erzählt Büchners *Lenz* aber nicht nur vom Schmerz, sondern nähert sich ihm auch in der narrativen Strategie an, was im sogenannten Kunstgespräch seine Reflexion findet (Kap. III.4.3.)<sup>515</sup>: „Auf beiden Ebenen, auf der des Körpers wie des Textes, eröffnet sich ein Spielraum zwischen Konstitution und Destruktion, zwischen Verfestigung und Zerstreuung, zwischen Vergewisserung und Ungewissheit“<sup>516</sup>, der bewirkt, dass beide Modelle – das somatische und das poetische – „den drohenden Zusammenbruch schon in sich tragen“. Dieser Zusammenbruch bestehe allerdings nicht im Tod, sondern im „depressiven Nullpunkt der Vitalität“<sup>517</sup> des letzten Satzes, in dem „nicht nur der Schmerz und nicht nur die Vitalkraft, sondern auch das Erzählen an ein Ende [kommen]“<sup>518</sup>.

Büchner partizipiert also am zeitgenössischen psychiatrischen Diskurs rund um die Melancholiediskussion, insofern er nicht nur die idealistisch-theologische Position der Psychiker und damit auch zentrale Elemente Oberlins Sichtweise wie das Prinzip der Selbstverschuldung oder eine religiöse Therapie psychischer Erkrankungen einer kritischen Revision unterzieht und eine mit Erkenntnissen der empirisch-naturwissenschaftlichen Position der Somatiker weitgehend übereinstimmende dynamische Entfaltung Lenz' Wahnsinns zur Darstellung bringt. Er rekurriert auch auf die zeitgenössische Vorstellung, die im Schmerz die geeignete Therapieform der sich selbst verlorenen gegangenen psychisch Erkrankten sieht und führt die Ambivalenz einer somatischen Subjektkonstitution durch Schmerzzufügung vor, die gleichzeitig auch immer ihr Gegenteil – die Destruktion des Körpers – in sich trägt.<sup>519</sup> Gleichzeitig stellt er damit dem theologischen Schmerzverständnis des Oberlin-Berichts ein physiologisches und der moralischen Subjektkonstitution eine somatische entgegen.

Doch Büchners Kritik geht noch darüber hinaus, indem er mit seiner Phänomenologie des Wahnsinns Lenz' die Art und Weise revidiert, wie die Psychiatrie im Allgemeinen über ihren

---

<sup>510</sup> Anz, Heinrich, 1981: „Leiden sey all mein Gewinnst“. Zur Aufnahme und Kritik christlicher Leidenstheologie bei Georg Büchner. In: Georg Büchner Jahrbuch 1 (1981), S. 160-168, hier S. 161.

<sup>511</sup> Ebd.: S. 164.

<sup>512</sup> Ebd.: S. 163.

<sup>513</sup> Borgards 2009c: S. 237.

<sup>514</sup> Borgards 2007: S. 446.

<sup>515</sup> Vgl. Ebd.: S. 448f.

<sup>516</sup> Borgards 2009b: S. 69.

<sup>517</sup> Ebd.

<sup>518</sup> Borgards 2007: S. 450.

<sup>519</sup> Borgards weist darauf hin, dass diese gefährliche Wirkung des Schmerzes auch bereits im psychiatrischen Diskurs zu Beginn des 19. Jahrhunderts diskutiert wird (vgl. ebd.: S. 437f.).

Gegenstand spricht: „Der psychiatrische Fachdiskurs zeichnet sich durch ein Sprechen aus, das ganz der Perspektive des Arztes unterstellt ist. (...) Der Betroffene selbst kommt nicht zu Wort; durch seine Unvernunft und sein abnormes Verhalten verliert er vielmehr jegliches Recht auf eine eigenständige Willensäußerung.“<sup>520</sup> Büchner stellt nun entgegen der psychiatrischen Diskurspraktiken das Erleben des Betroffenen, des leidenden Subjekt Lenz‘ in den Mittelpunkt. Büchner gelingt damit eine „Darstellung des Wahnsinns, die diesen am Leitfaden des Schmerzes erzählbar macht: Damit eröffnet die Literatur eine Perspektive, die dem Wahnsinn (...) eine eigene Stimme verleiht“<sup>521</sup> und sich als Gegendiskurs zu den Diskurskonventionen der Psychiatrie behauptet.

### III.4.3. Kunstgespräch

Wenden wir uns nun dem sogenannten Kunstgespräch zu, das eigentlich mehr einen Kunstmonolog Lenz‘ darstellt, und in dem dieser leidenschaftlich sein (bio-)ästhetisches Programm entwickelt.

Dieses Programm lässt sich einerseits beschreibend erkunden, andererseits lässt es sich, wie Borgards differenzierend festhält, dreifach ins Verhältnis setzen: erstens zu Lenz‘ Lebens- und Leidenspraxis im Text, zweitens zur Ästhetik des historischen Lenz und drittens zur Ästhetik des Autors Büchner selbst.<sup>522</sup>

Lenz entwirft seine Ästhetik in doppelter Abgrenzung: „Die Dichter, von denen man sagte, sie geben die Wirklichkeit, hätten auch keine Ahnung davon, doch seien sie immer noch erträglicher als die, welche die Wirklichkeit verklären wollten“<sup>523</sup>. Er richtet sich also vehement gegen die Idealisten, aber bezieht auch für deren Gegenspieler, die Realisten, nicht eindeutig Position. Als Argument für die Realisten führt er an: „Der liebe Gott hat die Welt wohl gemacht wie sie sein soll, und wir können wohl nicht was Besseres klecksen, unser einziges Bestreben soll sein, ihm ein wenig nachzuschaffen.“<sup>524</sup> Hier hört sich Lenz ein bisschen an wie Büchner selbst als er die „Unsittlichkeit“<sup>525</sup> seines Dramas *Danton's Tod* vor seiner Familie verteidigt: „Wenn man mir übrigens noch sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen wie sie ist, sondern wie sie sein solle, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will, als der liebe Gott, der die Welt gewiß gemacht hat, wie sie sein soll.“<sup>526</sup>. Schließlich pointiert Lenz seine Programmatik: „Ich verlange in allem Leben, Möglichkeit des Daseins, und dann ist's gut; wir haben dann nicht zu fragen, ob es schön, ob es hässlich ist, das Gefühl, daß Was geschaffen sei, Leben habe, stehe über diesen Beiden, und sei das einzige Kriterium in Kunstsachen.“<sup>527</sup> Diese Ablehnung jeglicher wertender Selektion des Lebens findet sich auch in *Danton's Tod*, als Camille die Staatsform als durchsichtiges Gewand für den Leib des Volks entwirft, dessen Schneider nicht darüber zu urteilen haben, ob dieser schön oder hässlich sei, denn er hat das Recht so zu sein wie er ist.<sup>528</sup> Für Lenz sind die idealistischen Gestalten nichts als „Holzpuppen“<sup>529</sup> und der Idealismus schlichtweg die „schmählichste Verachtung der menschlichen Natur“<sup>530</sup>. Aus dieser radikalen Abkehr vom Idealismus wird verständlich, dass Lenz‘ Ästhetik „ihren Fokus einzig in der Leiblichkeit der Individuen [hat]“<sup>531</sup> – idealistische Kategorien wie Freiheit, Autonomie, Erhabenheit oder

---

<sup>520</sup> Kubik 1991: S. 134.

<sup>521</sup> Schäfer 2009: S. 180.

<sup>522</sup> Borgards 2009b: S. 62.

<sup>523</sup> MBA: S. 144.

<sup>524</sup> Ebd.

<sup>525</sup> Ebd.: S. 305 (Brief an die Familie, Straßburg 1835)

<sup>526</sup> Ebd.: S. 306 (Brief an die Familie, Straßburg 1835).

<sup>527</sup> Ebd.: S. 144.

<sup>528</sup> Vgl. Ebd.: S. 71.

<sup>529</sup> Ebd.: S. 144.

<sup>530</sup> Ebd.

<sup>531</sup> Rößer 2008: S. 180.

Geist greifen hier nicht länger. Lenz geht es darum, das Leben des Textes, der Figuren etc. mit dem Leben seiner Leser zu verbinden, denn die „Gefühlsader ist in fast allen Menschen gleich, nur ist die Hülle mehr oder weniger dicht, durch die sie brechen muß“<sup>532</sup>. Das Gefühl ist für Lenz eine zentrale, mit dem Leben aufs Engste verwobene Kategorie: „Der Dichter und Bildende ist mir der liebste, der mir die Natur am Wirklichsten gibt, so daß ich über seinem Gebild fühle.“<sup>533</sup> Neuhuber will hierin einen spezifischen modernen Gedanken sehen, der die neurobiologische Entdeckung der engen Verknüpfung von Emotion und Kognition im Gehirn antizipiert, denn je „intensiver es dem Künstler gelingt, in seiner Kunst selbst durchlebtes (Mit-)Gefühl zu vermitteln, desto geringer wird auch die Distanz von Kunst- und Realitätswahrnehmung, desto stärker wird auch die Wirkung auf den Rezipienten“<sup>534</sup>. Das Leben muss gefühlt werden, ja vielmehr ist das Gefühl als Rückkopplungssystem des Außen über das Innen die einzige Möglichkeit der Wahrnehmung des Lebens.<sup>535</sup>

Mit der Ablehnung jeglicher idealisierender Wertung und Selektion rückt das Leben als solches in den Mittelpunkt und wird damit auch integrierbar, was bisher vom Raum der Darstellung ausgeschlossen blieb: das Prosaische, das Hässliche, das Geringe, das nicht nur idealistisch negiert wurde, sondern sich somit der Idealisierung auch entzog und so nur noch viel eindrücklicher die Essenz des Lebens versinnbildlicht. Das Leben selbst, in seinen „Zuckungen“ und „Andeutungen“<sup>536</sup>, als empirisches Ist und nicht als idealistisches Soll, wird interessant, und nicht mehr dessen Überformung. Diese radikale Hinwendung zum Leben reflektiert das um 1800 erwachte naturwissenschaftliche Interesse am Leben, das zur Herausbildung der Lebenswissenschaften führt. Für Borgards gehört der Kunstmonolog von Büchners Lenz in die „gleichzeitigen, aufeinander bezogenen und einander verstärkenden Karrieren von Biologie, Biopolitik und Bioästhetik“<sup>537</sup>: Das Leben wird biologisch „entdeckt“ und zum Namensgeber einer der dominantesten Disziplinen und Deutungsmuster der Moderne, zugleich entwickelt sich eine neue Machtform, die positiv auf dieses Leben zugreift und es normalisieren will und entsteht in der Literatur eine bis dahin nicht gekannte radikale Verknüpfung von Leben und Existenzformen. Das Leben dynamisiert sich – es lässt sich nicht mehr idealistisch fixieren, wie sich aus Lenz' folgender Beschreibung entnehmen lässt:

„Wie ich gestern neben am Tal hinaufging, sah ich auf einem Steine zwei Mädchen sitzen, die eine band ihre Haare auf, die andre half ihr; und das goldne Haar hing herab, und ein ernstes bleiches Gesicht, und doch so jung, und die schwarze Tracht und die andre so sorgsam bemüht. Die schönsten, innigsten Bilder der altdeutschen Schule geben kaum eine Ahnung davon. Man möchte manchmal ein Medusenhaupt sein, um so eine Gruppe in Stein verwandeln zu können, und den Leuten zurufen. Sie standen auf, die schöne Gruppe war zerstört; aber wie sie so hinabstiegen, zwischen den Felsen war es wieder ein anderes Bild. Die schönsten Bilder, die schwellendsten Töne, gruppieren, lösen sich auf. Nur eins bleibt, eine unendliche Schönheit, die aus einer Form in die andre tritt, ewig aufgeblättert, verändert (...).“<sup>538</sup>

Obwohl hier der Wunsch ausgesprochen wird, solche Bilder fixieren zu können, wird doch zugleich die Erkenntnis der Unmöglichkeit dieses Vorhabens mitgeliefert: Die „ständige Veränderung in der Wirklichkeit entzieht sich eben der endgültigen Fixierung, die der Idealismus zum Ziel erhob“<sup>539</sup>.

---

<sup>532</sup> MBA: S. 144.

<sup>533</sup> Ebd.: S. 145.

<sup>534</sup> Neuhuber 2009: S. 96.

<sup>535</sup> Vgl. Lehmann 2009: S. 487.

<sup>536</sup> MBA: S. 144.

<sup>537</sup> Borgards 2009b: S. 63.

<sup>538</sup> MBA: S. 144f.

<sup>539</sup> Hinderer, Walter, 1976: Pathos oder Passion. Die Leiddarstellung in Büchners »Lenz«. S. 474-494 In: Bormann, Alexander von (Hg.): Wissen aus Erfahrungen. Werkbegriff und Interpretation heute. Festschrift für Herman Meyer zum 65. Geburtstag. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, hier S. 479.

Für Müller Nielaba scheint Büchner hier genau „am Nerv dessen angelangt [zu sein, S.P.], was er dann in der Probevorlesung zum Nerv ausführen [wird, S.P.]“<sup>540</sup>: „Als die Bestimmtheit der ortlosen, fortwährend sich verwandelnden ‚Schönheit‘ erweist sich die ihr inhärente Bestimmung ihres ‚aufgeblättert‘-Werdens, ihres gelesen- und enthüllt-Werdens“<sup>541</sup> – „die reine Nerven-Lektüre“<sup>542</sup>.

Borgards resümiert: „Die vitalistische Bio-Ästhetik erfüllt sich also nicht in einem einzelnen Bild (...), sondern im dynamischen Übergang zwischen den Bildern; darin, dass ein ästhetischer Zustand nicht erreicht, sondern immer wieder überschritten wird; nicht in einem vollendeten (und damit: idealen) Sein, sondern in einem unvollendbaren Werden.“<sup>543</sup> Dieses „unvollendbare Werden“ erscheint – wie es im modernen Organismusbegriff formuliert wird – als konstitutives Element des Lebens, das sich mithilfe und entgegen seiner Umwelt erhalten muss und sich so in kontinuierlicher Diskontinuität zu sich selbst entfaltet.

Einen hochinteressanten Deutungsansatz, der ebenfalls diesen Aspekt der bioästhetischen Dynamisierung betrifft, hat Müller-Sievers vorgelegt, indem er Lenz‘ Verwerfung der italienischen zugunsten der holländischen Maler einer genauen Analyse unterzogen hat. Müller-Sievers bleibt nicht bei der Feststellung stehen, dass die niederländische Malerei gemeinhin mit einem „höheren Grad an Realismus (...) assoziiert wird“, der den „kleinen, natürlichen Dingen besondere Aufmerksamkeit [zollt, S.P.]“, wohingegen es in der italienischen Malerei um eine „idealisierende Darstellung eines wesentlichen Sujets“<sup>544</sup> gehe, sondern widmet sich der spezifischen Unterschiedlichkeit in der Art der Darstellung. Gerade anhand der Abwertung der niederländischen Malerei durch den Paradeidealist Hegel als beschreibende „Oberflächenkunst“, die von der „Zufälligkeit von Szenen geblendet“ sei und der so die „Tiefe der Bedeutung“ im Gegensatz zur italienischen Malerei abginge, zeigt er die „antihermeneutische Resistenz (...), mit der sich die [holländische] Malerei der Vereinnahmung durch eine imaginierte (weil nicht gemalte) symbolische oder narrative Tiefe widersetzt“<sup>545</sup>. Müller-Sievers greift hier auf eine Gegenüberstellung von „klassischer“ italienischer Malerei und „kartographischer“ niederländischer Malerei der Kunsthistorikerin Svetlana Alpers zurück: Die Italiener fixieren mit der Wahl der Zentralperspektive „den Betrachter als auch das Bild auf einen unendlichen tiefen Fluchtpunkt“<sup>546</sup>. Die Niederländer hingegen dezentralisieren die Bildoberfläche zugunsten mehrerer Fluchtpunkte und gestalten ihre Bilder nach der Art von Landkarten, sodass die „Ordnung der Darstellung nicht von einem einzelnen Fluchtpunkt kommandiert wird, die den Blick des Betrachters auf ein Jenseits der Bildoberfläche zwingt, sondern ihm die Freiheit belässt, diese Oberfläche abzutasten und sich in Einzelheiten (...) nach eigenem Gutdünken zu versenken“<sup>547</sup>. Der Betrachter ist so weniger Interpret als Leser.<sup>548</sup> Vor dem Hintergrund dessen erscheint Lenz‘ Bevorzugung der holländischen Maler in einem anderen Licht: Sie wird nicht mehr durch den (scheinbar) größeren Realismus der Holländer bestimmt, sondern gründet in der Darstellungsform selbst. Büchner arrangiert Lenz‘ Bildbeschreibungen, die er zur Begründung seiner Vorliebe gibt, in metonymischer Reihung. Jenseits dieser „metonymischen Flächigkeit“<sup>549</sup> zeigen sich jedoch mitunter einander widerstrebende Tendenzen. Betrachten wir zunächst Lenz‘ Beschreibung des Bildes „Die Jünger von Emaus“:

---

<sup>540</sup> Müller Nielaba 2001: S. 150.

<sup>541</sup> Ebd.

<sup>542</sup> Ebd.

<sup>543</sup> Borgards 2009b: S. 64.

<sup>544</sup> Müller-Sievers 2003: S. 164.

<sup>545</sup> Ebd.: S. 166f.

<sup>546</sup> Ebd.: S. 167.

<sup>547</sup> Ebd.

<sup>548</sup> Vgl. Ebd.: S. 168.

<sup>549</sup> Ebd.: S. 169.

„Wenn man so liest, wie die Jünger hinausgingen, es liegt gleich die ganze Natur in den Paar Worten. Es ist ein trüber, dämmernder Abend, ein einförmiger roter Streifen am Horizont, halbfenster auf der Straße, da kommt ein Unbekannter zu ihnen, sie sprechen, er bricht das Brod, da erkennen sie ihn, in einfach-menschlicher Art, und die göttlich-leidenden Züge reden ihnen deutlich, und sie erschrecken, denn es ist finster geworden, es tritt sie etwas Unbegreifliches an, aber es ist kein gespenstisches Grauen; es ist wie wenn einem ein geliebter Toter in der Dämmerung in der alten Art entgegenträte, so ist das Bild, mit dem einförmigen, bräunlichen Ton darüber, dem trüben stillen Abend.“<sup>550</sup>

Diese Bildbeschreibung ist, wie Müller-Sievers richtig feststellt, eigentlich gar keine; „sie erzählt das Evangelium nach, um dieses dann, nachdem die tropische Phrase »es ist wie« eingeschaltet wird, in einem letzten Halbsatz (»so ist das Bild«) mit dem Bild zusammenzubringen“<sup>551</sup>. Es ist „völlig unklar, wann der gelesene Text ins Bild übergeht, wo der Rahmen ist, der Bild von Text trennt“<sup>552</sup>.

Bei der zweiten Bildbeschreibung wird diese „Tendenz vom Text zum Bild“<sup>553</sup> umgekehrt organisiert:

„Eine Frau sitzt in ihrer Kammer, das Gebetbuch in der Hand. Es ist sonntäglich aufgeputzt, der Sand gestreut, so heimlich rein und warm. Die Frau hat nicht zur Kirche gekonnt, und sie verrichtet die Andacht zu Haus, das Fenster ist offen, sie sitzt darnach hingewandt, und es ist als schwebten zu dem Fenster über die weite ebne Landschaft die Glockentöne von dem Dorfe herein und verhallen der Sang der nahen Gemeinde aus der Kirche her, und die Frau liest den Text nach.“<sup>554</sup>

Hier geht die Bildbeschreibung „wiederum nach der Einschaltung der Phrase »es ist als«“ in die „Phantasie eines narrativen Hintergrunds über“<sup>555</sup>. Müller-Sievers weist auf die Problematik Lenz' Lesart im Zusammenhang mit diesem Bild Vermeers hin, bei dem sich „was als züchtige Hausfrau bei der Morgenandacht aussieht (...) schnell als Dirne, die auf ihren Liebhaber wartet [entpuppt] (...), eben weil es keine ikonologische Tiefe gibt, die den Raum in Bedeutung überführen könnte“<sup>556</sup>.

Müller-Sievers resümiert: „Lenz' Bildbeschreibungen sind also nicht nur in der Diktion niederländisch-metonymisch, sie partizipieren auch an dem Schwanken, dem die Suche nach einem zentralen Sinn für diese Bilder seit jeher unterworfen war; ein Schwanken (...), das die Erzählung Lenz als ganze charakterisiert.“<sup>557</sup> Büchners Text dynamisiert sich so zu einer „Karte, die gedreht, ausgerichtet, orientiert werden muß, um lesbar (...) zu sein“<sup>558</sup>.

Kommen wir nun zu Borgards anfänglich erwähnter dreiteiliger Differenzierung zurück:

Wie ist Lenz' bioästhetisches Programm in Verhältnis zu seiner Lebens- und Leidenspraxis zu bewerten? In diesem Zusammenhang offenbart sich zunächst ein Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, insofern Lenz „autotherapeutisch sein Heil [gerade, S.P.] in Idealisierungen seines Umfelds sucht“<sup>559</sup>. Neuhuber weist allerdings darauf hin, dass es fragwürdig ist, „inwiefern Lenz' Bewältigungsstrategien tatsächlich ‚idealistisch‘ motiviert oder nicht bloß dem Druck des Normativen geschuldet sind“<sup>560</sup>. Der radikalen Forcierung der Dynamik in Lenz' bioästhetischen Programm entspricht außerdem die Entfaltung der „wahnsinnigen Dynamik“ im Leben Lenz. Büchners Lenz leidet gerade an dem, was er zur

---

<sup>550</sup> MBA: S. 145f.

<sup>551</sup> Müller-Sievers 2003: S. 169f.

<sup>552</sup> Ebd.: S. 170.

<sup>553</sup> Ebd.

<sup>554</sup> MBA: S. 146.

<sup>555</sup> Müller-Sievers 2003: S. 170.

<sup>556</sup> Ebd.

<sup>557</sup> Ebd.: S. 170f.

<sup>558</sup> Ebd.: S. 171.

<sup>559</sup> Neuhuber 2009: S. 94.

<sup>560</sup> Ebd.

ästhetischen Programmatik erhebt: „Bewegung, Unruhe, Angst“<sup>561</sup>. Der Kunstmonolog kann also durchaus als Teil Lenz' melancholischer Symptomatik angesehen werden.

Nun zum Verhältnis der Ästhetik Büchners Lenz' zu der des historischen Lenz: Es lassen sich, wie Borgards darlegt, tatsächlich Parallelen im ästhetischen Programm des fiktionalen und realen Dichters Lenz finden, wie zum Beispiel die „Bevorzugung des künstlerischen Produzenten gegenüber dem ästhetischen Produkt“<sup>562</sup> und dem Bestreben, „im künstlerischen Schöpfertum den göttlichen Schöpfer selbst und nicht etwa nur dessen Schöpfungen nachzuahmen“<sup>563</sup>. Im Geniebegriff „kreuzen sich [also, S.P.] schon beim historischen Lenz Psychologie, Biologie und Ästhetik“<sup>564</sup>. Dieser Geniebegriff ist in Büchners Text wiederum nirgends zu finden, womit auch schon die Differenzen zwischen Büchners Lenz und dem historischen Dichter angesprochen wären: Schings sieht das „moralische Mitleidsgebot [beim historischen Lenz, S.P.] in ein „ästhetisches Realismusgebot [bei Büchners Lenz, S.P.] überführt“<sup>565</sup> und Büchners Lenz „richtet sein Hauptaugenmerk nicht auf das Entstehen, sondern die Wirkung von Kunstwerken“<sup>566</sup>.

Nun zur dritten und strittigsten Frage, ob die Ästhetik der fiktionalen Figur Lenz in Wirklichkeit ein ästhetisches Bekenntnis des Autors Büchners darstellt. Die methodischen Probleme einer solchen Übertragung sind evident: Erstens spricht im Büchners Text nicht der Autor, sondern die fiktionale – und noch dazu wahnsinnige – Figur Lenz. Zweitens zitiert Büchner ausgiebig „aus zweiter Hand“<sup>567</sup>, ja seine literarische Technik ist gerade charakterisiert durch die „intensive Verwendung von Zitaten: allen voran die im weitesten Sinn literarischen Zitate aus Geschichtswerken, Gerichtsakten und Oberlins Bericht – dazu kommen Anspielungen auf philosophische Theorien, aber auch Material, das direkt der soziohistorischen Realität entnommen ist“<sup>568</sup>; er verarbeitet Diskurse und damit eben nicht die Wirklichkeit selbst, sondern Aussagen über diese Wirklichkeit und entspricht somit nicht der radikalen Realismusforderung seines Lenz'. Dieser Probleme eingedenk lassen sich nichtsdestotrotz zahlreiche Parallelen zu Büchners (bio-)ästhetischem Programm ausmachen: Büchner versenkt sich in seinen Werken, wie es Lenz' fordert, in das „Leben des Geringsten“<sup>569</sup> (*Woyzeck*) und fragt nicht danach, „ob es schön, ob es hässlich ist“<sup>570</sup>. Er interessiert sich für das Leben in seinen „ewig aufgeblättert[en]“<sup>571</sup> Existenzformen (*Probevorlesung*, *Mémoire*), dafür, wie es sich verwirklicht oder eben nicht verwirklicht (*Lenz*) und nicht zuletzt dafür, wie es zu Thema und Aufgabe aller politischen Form werden kann (*Der Hessische Landbote*, *Danton's Tod*, ironisch: *Leonce und Lena*).

Resümierend lässt sich festhalten:

Büchners *Lenz* lässt sich als biopolitisches Normalisierungsdokument lesen.

Einen interessanten Hinweis darauf liefert schon Goethe 1814 als er diagnostiziert, dass der historische Lenz „im Allgemeinen von der Zeitgesinnung [litt]“<sup>572</sup>, einer Zeitgesinnung, die nicht nur das neue Wissen vom Leben in Psychologie und Biologie reflektiert, sondern auch

---

<sup>561</sup> Descourvières 2006: S. 215.

<sup>562</sup> Borgards 2009b: S. 64.

<sup>563</sup> Ebd.

<sup>564</sup> Ebd.

<sup>565</sup> Schings, Hans-Jürgen, 1980: Der mitleidige Mensch ist der beste Mensch. Poetik des Mitleids von Lessing bis Büchner. München: Beck, S. 69.

<sup>566</sup> Borgards 2009b: S. 65. Anmk. S.P.: Borgards zitiert hier Meier 1983, welcher allerdings nicht im Literaturverzeichnis ausgewiesen ist.

<sup>567</sup> Meier, Albert, 1983: Georg Büchners Ästhetik. In: Georg Büchner Jahrbuch 2 (1982), S. 196-208, hier S. 200.

<sup>568</sup> Ebd.

<sup>569</sup> MBA: S. 144.

<sup>570</sup> Ebd.

<sup>571</sup> Ebd.: S. 145.

<sup>572</sup> Goethe, zit. nach MBA: S. 531.

die biopolitische Wende im Zugriff auf das Leben. Ein wichtiger Begriff in diesem Zusammenhang ist das „Gefühl“, das über das Innen das Außen vermittelt, und so auf das Leben verweist: „»Leben« bezeichnet den Modus, in dem die Welt gegeben ist, »Gefühl« bezeichnet den Modus, in dem sich diese spezifische Form der Gegebenheit wahrnehmen lässt.“<sup>573</sup> Diese Form der „führenden“ Selbstregulierung, die für das Verständnis des Lebendigen wesentlich ist, tritt in Verbindung mit einer Machtformation, die über diese Art von Rückkopplung disziplinierend auf das Individuum einwirkt und es so zum Subjekt normalisiert. Das Entscheidende daran ist, dass der Impuls der Normalisierung auch als Anreiz zur permanenten Selbstoptimierung in das Individuum selbst integriert wird: Das moderne Individuum, das Innen und Außen über sein Selbstgefühl vermittelt, wird nicht nur normalisiert, es normalisiert sich auch selbst. Interessant ist nun, dass dieses „Sich-Selbst-Fühlen“ vor allem im Schmerz wurzelt, in einer physischen Reizbarkeit, die „seit der Aufklärung (...) als die tiefste Ursache und zugleich Kennzeichen des Lebendigen [galt]“<sup>574</sup>. Darin offenbart sich eine fundamentale Neubewertung des Schmerzes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die im Wesentlichen darin besteht, dass der Schmerz nicht mehr als „Gegenteil des Körpermaschine [erscheint], sondern als Bestandteil des körperlichen Lebens“<sup>575</sup>, wodurch das Subjekt nunmehr in einem somatischen Akt konstituiert wird, was im paradigmatischen Ausruf Herders „Ich fühle mich! Ich bin“<sup>576</sup> gipfelt.

Büchners *Lenz* führt diese neue Form der somatischen Subjektconstitution vor: Lenz versucht sich seiner selbst immer wieder im Schmerz zu vergewissern, setzt seinen Körper dabei aber einer systematischen Überforderung aus, da der schmerzvolle Akt der Subjektconstitution immer wieder aufs Neue wiederholt werden muss. Lenz fehlt sich selbst, und wie Goethe im *Werther* formuliert: „Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles.“<sup>577</sup> Er leidet an seiner Anormalität, an seiner sozialen und psychischen Abweichung, die es ihm eng werden lassen im normativen Korsett. Sinnbild im Text dafür ist die Ver-rückung: Lenz scheint in dieser Welt seinen Platz nicht zu finden, da diese aus seiner Sicht auf dem Kopf steht, er dagegen aber nicht auf dem Kopf gehen kann.

Büchner zeigt uns nicht die Ursachen, die zu Lenz' Wahnsinn geführt haben, sondern führt ihn uns dynamisch vor. Unter dem diskursiven Eindruck des modernen psychiatrischen Diskurses, in dem sich die biopolitische Wende offenbart, schreibt er über den Oberlinschen Versuch einer theologisch-idealistischen Normalisierung Lenz'. Oberlin, der schon das abweichende Steintal normalisiert hat, will auch Lenz auf den „rechten“ Weg zurückführen. So wohlmeinend Oberlins Absichten auch sein mögen, am Ende bleibt Lenz in seiner uneindeutigen und damit unbehaglichen Anormalität nicht integrierbar.

Büchner nimmt allerdings einen entscheidenden Perspektivenwechsel gegenüber dem psychiatrischen Sprechen über den Wahnsinn vor: Er stellt den leidenden Lenz, der als Wahnsinniger eigentlich das Recht verwirkt hat, gehört zu werden und sprechen zu dürfen, in den Mittelpunkt und verleiht ihm eine eigene Stimme. Diese Stimme führt nicht nur den Leidensdruck der Erfahrung der Anormalität vor, die entweder therapiert werden muss oder unbrauchbar ist, sondern fordert mit ihren Entwurf eines bioästhetischen Programms gerade das ein, was ihr abhanden gekommen ist: Leben.

---

<sup>573</sup> Borgards 2009b: S. 63.

<sup>574</sup> Sarasin 2001: S. 20.

<sup>575</sup> Borgards 2009c: S. 239.

<sup>576</sup> Borgards 2007: S. 116.

<sup>577</sup> Goethe, Johann Wolfgang, 2002 [1774]: *Die Leiden des jungen Werther*. Stuttgart: Reclam, S. 63.

### III.5. *Leonce und Lena* (1836)

In Büchners Lustspiel *Leonce und Lena* „zieht sich das Leben (...) ganz in die rhetorisch-poetische Sprachform zurück“<sup>578</sup>. Der Körper wird konsequent versprachlicht: Beine machen bei der Verbeugung eine „schöne Parenthese“<sup>579</sup>, Schritte einen „zierlichen Hiatus“<sup>580</sup>, Vokale zeugen Figuren<sup>581</sup>, die wiederum Bücher „ohne Buchstaben, mit nichts als Gedankenstrichen“<sup>582</sup> zu sein scheinen.

Gleichzeitig führt die gähnende Langweile der Figuren ihnen nur noch viel eindrücklicher ihre eigene Körperlichkeit vor Augen. Am deutlichsten wird das in Szene III,3, als die gelangweilte Festgesellschaft auf das verschollene Hochzeitspaar wartet:

„ZEREMONIENMEISTER. Es ist ein Jammer. Alles geht zu Grund. Die Braten schnurren ein. Alle Glückwünsche stehen ab. Alle Vatermörder legen sich um, wie melancholische Schweinsohren. Den Bauern wachsen die Nägel und der Bart wieder. Den Soldaten gehen die Locken auf.“<sup>583</sup>

Die mühsam kultivierte Natur kehrt in Momenten der Langweile zurück, was auch daran kenntlich wird, dass der raffinierteste und bekennende Müßiggänger des Stücks, Valerio, fast gänzlich in der Befriedigung und Pflege seiner körperlichen Bedürfnisse aufzugehen scheint.<sup>584</sup>

Herrschaft wird in *Leonce und Lena* auf dem Boden ihrer physischen Existenzbedingungen gezeigt – nicht zuletzt dadurch, dass ihr Fortbestand selbst die Heirat und Fortpflanzung des Prinzen voraussetzt.<sup>585</sup> Es ist diese Sicherstellung der körperlichen Grundlagen von Herrschaft, aus der das Stück seinen wesentlichen Impuls bezieht.

Schon in der Vorrede, die Büchner seinem Lustspiel voranstellt, behalten der Hunger gegenüber dem Ruhm und damit der Mensch als genuin körperliches Wesen, das sich u.a. durch Nahrung selbst erhalten muss, das letzte Wort:

„Alfieri: »e la fama?«

Gozzi: »e la fame?«<sup>586</sup>

Diese Vorrede lässt sich auch auf den Entstehungszusammenhang des Lustspiels beziehen: Obwohl eine Antwort Gutzkows auf einen verschollenen Brief Büchners im Juni 1836 vermuten lässt, dass Büchner ohnehin einen Dramenband mit den Stücken *Woyzeck* und *Leonce und Lena* zu publizieren plante, kann als wichtige Anregung, eine Komödie zu verfassen, der vom renommierten Cotta-Verlag ausgeschriebene Lustspielwettbewerb

---

<sup>578</sup> Thüring 2009b: S. 214.

<sup>579</sup> MBA: S. 161.

<sup>580</sup> Ebd.: S. 166.

<sup>581</sup> Vgl. Szene I,3: „LEONCE. [zu Valerio, S.P.] Mensch, du bist nichts als ein schlechtes Wortspiel. [Du hast weder Vater noch Mutter, sondern die fünf Vokale haben dich miteinander erzeugt.]“ (Ebd.: S. 171).

<sup>582</sup> Vgl. die Replik Valerios in I,3: „VALERIO. Und Sie Prinz, sind ein Buch ohne Buchstaben, mit nichts als Gedankenstrichen.“ (Ebd.).

<sup>583</sup> Ebd.: S. 183.

<sup>584</sup> Schon bei seinem ersten Auftritt in I,1 ist er betrunken und will angesichts des schönen Grases erst ein Ochs, der das Gras und dann ein Mensch sein, der den Ochsen verspeist. In I,3 verzehrt er während Leonce und Rosetta sich trennen, unter einem Tisch versteckt, gestohlenen Wein und Braten und bekennt wenig später, dass er konsequenterweise sogar noch vom Essen träumt.

<sup>585</sup> Vgl. Schäfer 2009: S. 179.

<sup>586</sup> MBA: S. 160. Ernst-Ulrich Pinkert weist darauf hin, dass diese Zitate in dieser Form nicht im Werk des Tragödiendichters Alfieris und des Komödiendichters Gozzi nachweisbar sind. Er arbeitet auch den Einfluss Heines auf die Gestaltung dieser Vorrede heraus (Vgl. Pinkert, Ernst-Ulrich, 1990: »Von geträumten Makkaroni wird man nicht satt« *Leonce und Lena* und Heine. S. 399-422 In: Dedner, Burghard; Oesterle, Günter (Hg.): Zweites Internationales Georg Büchner Symposium 1987. Frankfurt am Main: Hain, hier S. 419.). Für diese Textstelle vgl. auch Proß, Wolfgang, 1981: Was wird er damit machen? oder »Spero poder sfogar la doppia brama, De saziar la mia fame, e la mia fama.« In: Georg Büchner Jahrbuch 1 (1981), S. 252-256.

(Erstausschreibung: 16.01.1836, Einsendeschluss: 01.07.1836) angesehen werden.<sup>587</sup> Eine Arbeit am Drama vor Juni 1836 ist allerdings kaum vorstellbar, schreibt er doch am 1. Juni 1836 seinem Freund Eugène Boeckel:

„Erst gestern ist meine Abhandlung [seine Dissertation, S.P.] vollständig fertig geworden. Sie hat sich viel weiter ausgedehnt, als ich Anfangs dachte und ich habe viel gute Zeit mit verloren; (...) wenn ich meinen Doktor bezahlt habe, so bleibt mir kein Heller mehr und schreiben habe ich die Zeit nichts können. Ich muß eine Zeitlang vom lieben Kredit leben und sehen, wie ich mir in den nächsten 6-8 Wochen Rock und Hosen aus meinen weißen großen Papierbogen, die ich vollschmieren soll, schneiden werde.“<sup>588</sup>

Das großzügige Preisgeld von 300 Gulden könnte also – gemeinsam mit der Druckzusage und der zu erwartenden Aufführungsmöglichkeit – durchaus motivierend auf den finanziell schlecht dastehenden Studenten gewirkt haben. Reizvoll für den politischen verfolgten Büchner dürfte sicher auch die Anonymisierung der Einsendungen gewesen sein, womit eine faire Bewertung gewährleistet werden sollte. Die eingesendeten Beiträge sollten keine Autornamen, sondern lediglich vorangestellte Motti enthalten.<sup>589</sup> Es ist also durchaus denkbar, dass die Vorrede in *Leonce und Lena* diesen Bedingungen des Preisausschreibens geschuldet ist. Bekanntlich hatte Büchner bei diesem Lustspielwettbewerb nicht viel Glück: Sein Manuskript traf kurz nach Einsendeschluss beim Cotta-Verlag ein, wurde nicht mehr berücksichtigt und Büchner erhielt es ungeöffnet zurück.<sup>590</sup>

*Leonce und Lena* ist mit Sicherheit der umstrittenste aller umstrittenen Texte Büchners und wurde im Laufe seiner Deutungs- und Rezeptionsgeschichte immer wieder unterschiedlich bewertet. Als Movens dieser Unsicherheit lässt sich vor allem die Vielstimmigkeit und der radikale Zitatcharakter des Stücks identifizieren.

Im folgenden Kapitel (III.5.1.) wird diese Vielstimmigkeit kurz skizziert und zwei zentrale Quellenkomplexe herausgearbeitet. Den Mittelpunkt meiner Analyse bildet anschließend eine Betrachtung dessen, woran beinahe alle Figuren des Stücks zu leiden scheinen: Melancholie und Langeweile (Kap. III.5.2.).

### III.5.1. Vielstimmigkeit

*Leonce und Lena* reflektiert einerseits die politische Kleinstaaterei im Deutschland der Restaurationszeit (1) und ist andererseits in selbst für Büchner bemerkenswertem Ausmaß „Literatur aus Literatur“<sup>591</sup> (2).

Ad (1) „So wirklichkeitsentzogen *Leonce und Lena* (nicht erst) auf den heutigen Rezipienten in seiner stilisierten Künstlichkeit auch wirken muss, sind bei näherer Betrachtung die deutlichen Spuren eines **realpolitischen Szenarios** nicht zu übersehen.“<sup>592</sup> Büchners Freund Wilhelm Schulz hat 1851 im Königreich Popo, das von einem Saal im Schloss als Ganzes überblickt werden kann<sup>593</sup>, einen „spezifisch deutsche[n] Musterstaat“<sup>594</sup> gesehen. Und schon Ludwig Wilhelm Luck berichtet in seinen Mitteilungen aus Schul- und Universitätszeit, dass der „residenzliche Kulturboden“ dem jungen Büchner und seinen Freunden „ergötzlichen Stoff zu allerlei kritischem und humoristischen Wetteifer in Beurteilung der Zustände bot“<sup>595</sup>.

<sup>587</sup> Beise, Arnd, 2009: *Leonce und Lena*. S. 75-89 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 75f.

<sup>588</sup> MBA: S. 316f. (Brief an Boeckel 1836).

<sup>589</sup> Neuhuber 2009: S. 112f.

<sup>590</sup> Vgl. Beise 2009: S. 76.

<sup>591</sup> Ebd.: S. 77.

<sup>592</sup> Neuhuber 2009: S. 116, Hervorhebung im Original.

<sup>593</sup> Vgl. Szene III, 3: „PETER. (...) Werden die Gränzen beobachtet? ZEREMONIENMEISTER. Ja, Majestät. Die Aussicht von diesem Saal gestattet uns die strengste Aufsicht.“ (MBA: S. 184.).

<sup>594</sup> Schulz, zit. nach Grab, Walter, 1985: Georg Büchner und die Revolution von 1848. Der Büchner-Essay von Wilhelm Schulz aus dem Jahr 1851. Text und Kommentar. Königstein: Athenäum, S. 61.

<sup>595</sup> Luck, zit. nach MBA: S. 373.

Betrachtet man den unmittelbaren zeitgenössischen Kontext, so lässt sich konkret das groß inszenierte Hochzeitsspektakel rund um die Vermählung des hessischen Erbherzogs Ludwig mit der bayrischen Prinzessin Mathilde als möglicher Ideengeber für Büchners Drama, in dem es schließlich ebenfalls um die Hochzeit eines Prinzen und einer Prinzessin geht, identifizieren.<sup>596</sup> Eine Eheschließung zwischen Ludwig und Mathilde stand bereits seit Beginn des Jahres 1833 im Raum. Im April wurde die Verlobung – nach einem kurzen Kennenlernen im Februar – offiziell bekannt gegeben. Zuvor jedoch musste eine Mätresse Ludwigs mit Abfindungen „entsorgt“ werden (vgl. die Rosetta-Szene I,3 in *Leonce und Lena*). Erst im November konnte nach Diskussionen um die unterschiedliche Konfessionalität des Brautpaares und die mit der Vermählung einhergehenden Sonderausgaben die Verlobung zeremoniell in effigie – durch Überreichung eines Bilds des Bräutigams an die Braut – bestätigt werden (auch die Hochzeit zwischen Leonce und Lena wird in III,3 stellvertretend an Automaten in effigie vollzogen). Am 26. Dezember 1833 fand schließlich in München die Hochzeit statt. Wenig später reiste das Paar nach Hessen-Darmstadt ab, wo zunächst in Offenbach eine öffentliche Tafel gehalten wurde, bei der, wie Weidig in seinem *Leuchter und Beleuchter* später spöttisch anmerkt, das Volk in den Genuss kam, der höchsten Herrschaften ansichtig zu werden. Der Einzug in die Residenzstadt, in der die Feierlichkeiten noch weiter ausgedehnt wurden, wurde groß inszeniert: Spaliersteher und Empfangstruppen wurden je nach Bedarf von Ort zu Ort verschoben, um den Eindruck eines zahlreich jubelnden Volks zu vermitteln (vgl. die Bauernszene in III,2 in *Leonce und Lena*). 1834 erschien die von Büchners Bekannten Heinrich Künzel und Friedrich Metz herausgegebene *Chronik der Feierlichkeiten, welche auf Veranlassung der hohen Vermählung des Seiner Hoheit des Erbgroßherzogs Ludwig von Hessen mit Ihrer Königl[ichen] Hoheit der Prinzessin Mathilde von Bayern in Bayern und Hessen Statt fanden*.

Ad (2) Der zweite Quellenkomplex Büchners Lustspiel ist die romantische Komödientradition. Für *Leonce und Lena* sind zahlreiche intertextuelle Bezüge nachweisbar, mehr noch: *Leonce und Lena* „konstituiert sich über das Zitat“<sup>597</sup>. So wurden Übernahmen und Anregungen aus Mussets *On ne badine pas avec l'amour*, *Les caprices de Marianne*, *Lorenzaccio*, *La Nuit vénitienne* und *Les Marrons du feu*, Shakespeares *Romeo und Julia*, *Hamlet*, *Heinrich IV.*, *Verlorene Liebesmüh*, *As You Like It* u.a., aus Tiecks *Der gestiefelte Kater*, *Fortunat und Prinz Zerbino*, Friedrich Schlegels *Lucinde*, aus Goethes *Werther*, Laurence Sterne *Tristram Shandy*, August Klingemanns *Die Nachtwachen des Bonaventura* und Texten von Adalbert von Chamisso, J.M.R. Lenz, E.T.A. Hoffmann, August von Platen, Jean Paul, Théophile Gautier und anderen nachgewiesen. Im Engeren schließt Büchner an Clemens Brentanos *Ponce de Leon* (1801) und Alfred de Mussets *Fantasio* (1834) an.

An Brentanos Komödie knüpft Büchner „schon mit dem Namen seines Titelhelden anagrammatisch an“<sup>598</sup>, übernimmt zahlreiche Elemente der Handlungsstruktur (z.B. die Heilung eines Melancholikers durch die Liebe) und vor allem die Behandlung der Sprache (Wortspiele).<sup>599</sup> Neuhuber weist außerdem darauf hin, dass Brentano seine Komödie ebenfalls erfolglos für eine „Dramatische Preisaufgabe“ verfasst hatte, die Ende 1800 von Goethe und Schiller in den „Propyläen“ ausgeschrieben worden war.<sup>600</sup>

An Musset dürfte Büchner vor allem die psychologischen Beziehungen zwischen den Figuren interessiert haben: Sie sind geprägt von einer „grausamen Gefühlslosigkeit, (...) von

<sup>596</sup> Für die folgenden Ausführungen vgl. Beise 2009: S. 76; Neuhuber 2009: S. 116f.

<sup>597</sup> Neuhuber 2009: S. 120.

<sup>598</sup> Beise, Arnd, 2008: Georg Büchners *Leonce und Lena* und die »Lustspielfrage« seiner Zeit. In: Georg Büchner Jahrbuch 11 (2005-2008), S. 81-100, hier S. 88.

<sup>599</sup> Vgl. Ebd.

<sup>600</sup> Vgl. Neuhuber 2009: S. 121.

Langeweile, Melancholie und Weltschmerz“<sup>601</sup>. Die Verortung Mussets Figuren in der Welt ist ebenso problematisch wie die von Leonce, Lena, König Peter und Valerio.<sup>602</sup>

Bei dieser Fülle an intertextuellen Bezügen könnte sich angesichts der Kürze Büchners Lustspiels die Frage erheben, was denn nun überhaupt sein eigener Text sei. Für Neuhuber verbietet jedoch gerade die Offensichtlichkeit der Literaturabhängigkeit *Leonce und Lena* den Vorwurf der Nachahmung: „Man weist nicht derart unverfroren auf die Vorlagen hin, will man bloß Fremdes als Eigenes verkaufen.“<sup>603</sup> Vielmehr wende Büchner auch in seinem Lustspiel sein „innovatives ästhetisches Verfahren der **Dekonstruktion eines vielstimmigen Quellenmaterials** an, das die Entfaltung unterschiedlicher Diskurse und Deutungsperspektiven ermöglicht“<sup>604</sup>.

Diese literarische Vielstimmigkeit stieß bei der Rezeption des Lustspiels von Anfang auf Unsicherheit. Bereits Büchners größter Förderer, Karl Gutzkow, war über den romantischen Charakter des Stücks enttäuscht, der so gar nichts mehr mit dem Realismus von Büchners erstem Drama *Danton's Tod* zu tun zu haben schien; ihn verstimmte der „zarte Elfenbeinton“, das „bühnenwidrige Mondscheinflimmern der Charakteristik“ sowie das „lyrische Übergewicht der Worte über die Handlung“<sup>605</sup>. Auch in der frühen Forschung entschied das Verhältnis des jeweiligen Interpreten zur Romantik oftmals über die Bewertung des Lustspiels.<sup>606</sup> So verurteilte Friedrich Gundolf *Leonce und Lena* als „Rückfall in die bloße Literaturkomödie der Romantik“<sup>607</sup> und Hans Mayer wollte das Stück als „romantisch-ironisches Zwischenspiel“<sup>608</sup> gar aus der Reihe der authentischen Werke Büchners austrangieren. Demgegenüber lobte Paul Landau das Lustspiel als „graziöses Meisterstück“<sup>609</sup> und Wilhelm Hausenstein wollte darin gar das „zauberhafteste Lustspiel der deutschen Literatur“<sup>610</sup> sehen.

Auch wenn sich diese Abwertung bzw. Aufwertung des Stücks in seiner Stellung zur Romantik in der neueren Forschung weitgehend gewandelt hat, bleibt doch die Unsicherheit über einen Text, der sich über so viele literarische Bezüge konstituiert.

### III.5.2. Melancholie und Langeweile

In *Leonce und Lena* führt Büchner jene Welt der genießenden, einen langen Sonntag lebenden Reichen vor, die er im *Hessischen Landboten* an den Pranger gestellt hat. Was er uns aber zeigt, sind wiederum – freilich auf grotesk-komische Weise – leidende Individuen in Form von gelangweilten und melancholischen Existenzen.

Ich möchte dieses leidvoll-komische Moment der Melancholie und der mit ihr verbundenen Langeweile, von denen das Stück wesentlich bestimmt wird, mit zwei Blitzlichtern beleuchten: Einerseits möchte ich im Anschluss an Dörr<sup>611</sup> zeigen, wie die eben erläuterte literarische Vielstimmigkeit des Textes und die Melancholie- und Langeweilethematik interagieren (1). Andererseits möchte ich – eng mit Ersterem verbunden – zeigen, wie diese spezifisch melancholisch-langweilige Lebensform ganz in der Sprache aufzugehen scheint (2). Abschließend möchte ich kurz darauf eingehen, wie Körper (Sexualität) und Sprache konsequent überblendet werden (3).

---

<sup>601</sup> Beise 2009: S. 77.

<sup>602</sup> Neuhuber 2009: S. 121.

<sup>603</sup> Ebd.

<sup>604</sup> Ebd, Hervorhebung im Original.

<sup>605</sup> Gutzkow, zit. nach Beise 2009: S. 84.

<sup>606</sup> Vgl. Ebd. 84f.

<sup>607</sup> Gundolf, Friedrich, 1929: Georg Büchner. Ein Vortrag. In: Zeitschrift für Deutschkunde 43, S. 1ff., zit. nach Beise 2009: S. 85.

<sup>608</sup> Mayer, Hans, 1972 [1946]: S. 307.

<sup>609</sup> Landau, zit. nach Beise 2009: S. 85.

<sup>610</sup> Hausenstein, zit. nach Ebd.

<sup>611</sup> Dörr 2003 – siehe Anmk. 330.

(1) Melancholie, Langeweile und Zitat ...

Schon durch das Motto des ersten Akts „O wär' ich doch ein Narr! Mein Ehrgeiz geht auf eine bunte Jacke.“<sup>612</sup> wird über ein Zitat der Assoziationsraum zur Melancholie hergestellt, ist der, der diese Worte in Shakespeares *As You Like It* spricht, der Edelmann Jacques, doch ein Melancholiker par excellence. Die unter diesem Motto stehende Szene I,1 führt Leonce als gelangweilten Müßiggänger vor, der an sich seltsame Beschäftigungstherapien ausführt:

„LEONCE. (...) Sehen Sie, erst habe ich auf den Stein hier dreihundert fünf und sechzig Mal hintereinander zu spu<c>ken. (...). Dann sehen Sie diese Hand voll Sand? – (*er nimmt Sand auf, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn mit dem Rücken der Hand wieder auf*) – jetzt werf' ich sie in die Höhe. Wollen wir wetten? Wie <v>iel Körnchen hab' ich jetzt auf dem Handrücken? Grad oder ungrad? (...) Dann – habe ich nachzudenken, wie es wohl angehen mag, daß ich mir einmal auf den Kopf sehe. (...) Bin ich ein Müßiggänger? Habe ich keine Beschäftigung? – Ja, es ist traurig ....“<sup>613</sup>

Leonce leidet an seiner Beschäftigungslosigkeit, über die ihn auch die selbst auferlegten grotesk anmutenden Tätigkeiten weder hinwegtäuschen noch –trösten können. Seine Langeweile scheint seine Beobachtungsfähigkeit zu sensibilisieren:

„LEONCE. Daß die Wolken schon seit drei Wochen von Westen nach Osten ziehen. Es macht mich ganz melancholisch.“<sup>614</sup>

Dörr<sup>615</sup> setzt diese Textstelle mit der Melancholie Dantons über die Mühsal des alltäglichen An- und Auskleidens<sup>616</sup> in Verbindung und weist beides als Zitate aus dem 13. Buch von Goethes *Dichtung und Wahrheit* aus, wo dieser von einem Engländer berichtet, der sich umgebracht habe, weil er sich nicht mehr jeden Tag an- und ausziehen wollte, sowie von einem Gärtner, der einmal geklagt habe: „Soll ich denn immer diese Regenwolken von Abend gegen Morgen ziehen sehn!“<sup>617</sup>.

Leonce wird die Welt und er selbst aufgrund der Langeweile fragwürdig:

„LEONCE (*allein, streckt sich auf der Bank aus*). Die Bienen sitzen so träg an den Blumen, und der Sonnenschein liegt so faul auf dem Boden. Es krassiert ein entsetzlicher Müßiggang. – Müßiggang ist aller Laster Anfang. Was die Leute nicht Alles aus Langeweile treiben! Sie studieren aus Langeweile, sie beten aus Langeweile, sie verlieben, verheiraten und vermehren sich aus Langeweile und sterben endlich aus Langeweile, und – das ist der Humor davon – Alles mit den wichtigsten Gesichtern, ohne zu merken, warum (...). Alle diese Helden, diese Genies, diese Dummköpfe, diese Heiligen, diese Sünder, diese Familienväter sind im Grunde nichts als raffinierte Müßiggänger. – Warum muß ich es grade wissen?“<sup>618</sup>

Leonce leidet an seinem Reflexionsvorsprung: Die „körperliche wie die geistige Existenz des Menschen [erscheinen] schlicht als Ausweg aus der Langeweile – der aber perfiderweise nur unbewußt beschritten werden kann“<sup>619</sup>. Auch für diese Textstelle hat Dörr nachgewiesen, dass sie ihr Vorbild in Shakespeares *Heinrich V.* hat.<sup>620</sup> Büchner zitiert sich hier aber auch selbst, findet sich doch in *Lenz* eine frappierend ähnliche Stelle:

---

<sup>612</sup> MBA: S. 161.

<sup>613</sup> Ebd.

<sup>614</sup> Ebd.

<sup>615</sup> Vgl. Dörr 2003: S. 383.

<sup>616</sup> Vgl. Ebd.: S. 90: DANTON. (*er kleidet sich an*) (...) Das ist sehr langweilig immer das Hemd zuerst und dann die Hose drüber zu ziehen und des Abends in's Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen und einen Fuß immer so vor den andern zu setzen, da ist gar kein Absehens wie es anders werden soll. Das ist sehr traurig und daß Millionen es schon so gemacht haben und daß Millionen es wieder so machen werden (...).“

<sup>617</sup> Goethe, zit. nach Dörr 2003: S. 383.

<sup>618</sup> MBA: S. 162.

<sup>619</sup> Dörr 2003: S. 386.

<sup>620</sup> Vgl. Ebd.: S. 385f.

„Ja Herr Pfarrer, sehen Sie, die Langeweile! Die Langeweile! o! so langweilig, ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll, ich habe schon alle Figuren an die Wand gezeichnet. Oberlin sagte ihm, er möge sich zu Gott wenden; da lachte er und sagte: ja wenn ich so glücklich wäre, wie Sie, einen so behaglichen Zeitvertreib aufzufinden, ja man könnte sich die Zeit schon so ausfüllen. Alles aus Müßiggang. Denn die Meisten beten aus Langeweile; die Anderen verlieben sich aus Langeweile, die Dritten sind tugendhaft, die Vierten lasterhaft und ich gar nichts, gar nichts, ich mag mich nicht einmal umbringen: es ist zu langweilig“<sup>621</sup>

Hier wird, nebenbei bemerkt, noch die zentrale Kontroverse Dantons und Robespierres um Tugend und Laster von Lenz „auf die gemeinsame Wurzel der Langeweile zurück- und damit als Alternative ad absurdum geführt“<sup>622</sup>.

Beide Figuren – Leonce und Lenz – taugen also nicht zu „raffinierten Müßiggängern“, weil für sie Raffinesse nichts weiter als Selbstbetrug ist, der darüber hinwegtäuschen soll, dass der Grund der menschlichen Existenz letztlich die Langeweile ist.

Die Zitation von Topoi der Melancholie setzt sich im Stück konsequent fort; die Zitate haben ihren historischen Referenzpunkt dabei, wie durch die Orientierung an Shakespeare bereits angeklungen ist, in der literarischen wie wissenschaftlichen Melancholiediskussion der englischen Renaissance.<sup>623</sup> Dörr<sup>624</sup> hat nachgewiesen, dass sich beinahe alle Begründungsandeutungen von Leonces Melancholie an Robert Burtons 1621 erschienenem und im 19. Jahrhundert wiederentdecktem Werk *Anatomy of Melancholy* ablesen lassen: Fast „alle Erklärungsmuster für die Melancholie Leonces [werden] durch die Topik der Melancholie gestützt: das Syndrom einer endogenen melancholischen Disposition ohnehin, aber auch die exogene Ätiologie adligen Müßiggangs, bürgerlicher Heteronomie, gestörter Sexualität und des Wetters.“<sup>625</sup> Daran anschließend formuliert Dörr: „Leonces Melancholie ist Zitat.“<sup>626</sup> Daraus folgt, dass die Melancholie Leonces nicht in einer psychopathologischen Diagnose (wie in Lenz oder Woyzeck) aufgeht, sondern ein „Amalgam aus verschiedenen Texten darstellt“<sup>627</sup>. Leonces Melancholie lässt sich aber auch als Form des Widerstands gegen gesellschaftliche Entfremdung deuten<sup>628</sup> – die Verklammerung von Melancholie und Gesellschaft ist allerdings selbst schon Topos und tritt auch bei Burton auf.<sup>629</sup> Wenn wir uns nun noch einmal an Leonces Einsicht erinnern, dass „Tätigkeit im Normalfall nichts anderes ist als Selbstbetrug, als Versuch, sich die Langeweile zu vertreiben“<sup>630</sup>, so wird deutlich, dass der Langeweile hier auch eine seltsame Art von Dynamik eingeschrieben wird: Wenn sie es ist, die die Menschen – wenn auch unbewusst – antreibt, so kann aus ihr – sobald sie, wie bei Leonce oder Lenz bewusst wird – auch der Drang nach Veränderung erwachsen. Im Zusammenhang mit Leonce, dessen Langeweile als Adliger besonders das Stigma der Reichen anhängt, erhält das Brisanz: Seine Langeweile könnte schließlich auch als „Reaktion auf die Nutzlosigkeit seiner adligen Existenz“<sup>631</sup> gedeutet werden, die nun reflexiv wird. Wenn Leonce am Ende des Stücks mit der Utopie eines arbeitsfreien Italienstaats aus Brennsiegeln die adlige Existenz auch weniger abschafft als ausdehnt und verabsolutiert, so wohnt der Einsicht in die Determiniertheit des Lebens durch die Langeweile doch auch subversives Potential inne, die Leonce mit einer „Mischung aus verzweifelterm Zynismus,

---

<sup>621</sup> MBA: S. 153.

<sup>622</sup> Pethes 2006b: S. 528.

<sup>623</sup> Vgl. Neumeyer 2009c: S. 245.

<sup>624</sup> Vgl. Dörr 2003: S. 395ff.

<sup>625</sup> Ebd.: S. 398.

<sup>626</sup> Ebd.: S. 390.

<sup>627</sup> Neumeyer 2009c: S. 245.

<sup>628</sup> Ebd.

<sup>629</sup> Dörr 2003: S. 397.

<sup>630</sup> Völker, Ludwig, 1984: Die Sprache der Melancholie in Büchners Leonce und Lena. In: Georg Büchner Jahrbuch 3 (1983), S. 118-137, hier S. 123.

<sup>631</sup> Dörr 2003: S. 387.

lethargischer Melancholie und inszeniertem Narrentum auf die Zwänge seines Status reagier[en]“<sup>632</sup> lässt.

Auch Büchner selbst benennt in einem Brief an Gutzkow 1836 über die „abgelebte moderne Gesellschaft“ die gesellschaftliche Dimension der Langeweile: „Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben desselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben? Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.“<sup>633</sup> Neumeyer weist darauf hin, dass Büchners Aussage zumeist als Absage an das feudale System gedeutet wurde, sich allerdings in Leonces Rede unter den „raffinierte[n] Müßiggängern“ mit „diese[n] Helden, diese[n] Genies, diese[n] Dummköpfe[n], diese[n] Heilige[n], diese[n] Sünder[n], diese[n] Familienväter[n]“ nicht nur Adlige, sondern auch Bürgerliche finden.<sup>634</sup> Im Anschluss an Dörres These, dass durch den Zitationscharakter des Stücks das „Maß an Entropie“ erhöht wird, „weil sich stets mehrere neue Möglichkeiten des Anschlusses ergeben, oder negativ formuliert: weil nie wirklich determiniert ist, wie, in welchem eindeutigen Sinne denn das Zitierte der Semantik des zitierenden Textes eingefügt werden soll“<sup>635</sup>, kommt Neumeyer zu dem Schluss: „Wie Büchners Komödie divergierende Begründungszusammenhänge der Melancholie zitierend kontaminiert, so kontaminiert sie auch in der Figur des Leonce den Topos von der Melancholie als einem Adelsprivileg mit dem von der Melancholie als Effekt bürgerlicher Selbstreflexion.“<sup>636</sup> Insofern Büchners Text durch radikale Zitation also Uneindeutigkeiten produziert, stellt er her, was Melancholie seit der Antike paradigmatisch anzeigt – eine „Unordnung“<sup>637</sup>, der „in ihrem Widerstand gegen Ordnungssysteme jeder Art auch eine politische Komponente eignet“<sup>638</sup>.

## (2) Melancholie, Langeweile und Sprache ...

Büchners Figuren – so scheint es – leben in diesem Stück mit seiner höchst banalen Handlungsstruktur wesentlich von und in der Sprache – in Wortspielen (Leonce, Valerio), in (pseudo-)philosophischer Terminologie (König Peter) und den Topoi romantischer Literatur (Lena, ihre Gouvernante).

Büchner schließt mit dieser radikalen Selbstbezüglichkeit der Sprache und des komödiantischen Spiels an die romantische Komödientradition an, in der die Ständeklausel nach ersten Auflösungserscheinungen in Aufklärung und Sturm und Drang konsequent aufgeweicht wurde.<sup>639</sup> Büchners starke Orientierung an der Romantik wirkte, wie bereits erwähnt, auf seinen größten Förderer, Karl Gutzkow, enttäuschend, entsprach doch das romantische Autonomiekonzept, bei dem kein Platz blieb für die Aufarbeitung gesellschaftlicher Konflikte oder drängender sozialer Probleme, so gar nicht seinen Auffassungen einer realistischen, sozialkritischen Literatur. Neuhuber legt entgegen Gutzkows Meinung, die zahlreiche spätere Interpreten teilen, dar, dass Büchner die Romantikkomödientypische Selbstreferenzialität der Sprache zwar aufgreift, ihr aber zugleich eine subversive Wendung gibt: „Denn in der vordergründigen Abgehobenheit der theatralischen Gegenwelt konkretisiert sich die Negativität der Wirklichkeit.“<sup>640</sup>

Müller Nielaba liest *Leonce und Lena* diesbezüglich „als ‚literarische‘ Umschrift von Büchners ‚wissenschaftlicher‘ Sicht des Körpers, eine Umschrift seiner semio-physiologischen Körperlektüre. Das Lustspiel übersetzt (...) das metamorphologische

<sup>632</sup> Neuhuber 2009: S. 123.

<sup>633</sup> MBA: S. 245.

<sup>634</sup> Neumeyer 2009c: S. 245f.

<sup>635</sup> Dörr 2003: S. 395, Hervorhebung im Original.

<sup>636</sup> Neumeyer 2009c: S. 246.

<sup>637</sup> Dörr 2003: S. 405.

<sup>638</sup> Neumeyer 2009c: S. 246.

<sup>639</sup> Vgl. Neuhuber 2009: S. 125.

<sup>640</sup> Ebd.

Paradigma der ‚Bildung‘ in eine Selbstdarstellung von Zeichenbewegungen, von Zeichenbildung.“<sup>641</sup>

Auch Fues kommt zu einem ähnlichen Ergebnis: „Der Dichter Büchner untersucht die Sprache der Moderne, dieses Nervensystem des Sinnsubjekts, mit derselben Genauigkeit, demselben Realitätsbewußtsein wie der Naturwissenschaftler Büchner das Nervensystem der Fische.“<sup>642</sup>

Gerade in der Selbstreferenzialität der Sprache offenbart sich also die vitalistische Idee einer Kraft, die dem Leben innewohnt und es hervorbringt. Dadurch wird der sich über das sprachliche System der Selbstbezüglichkeit konstituierende grotesk-komische Menschen-, Gesellschafts- und Politikentwurf des Stücks aber gleichzeitig auch subversiv negiert, denn die Idee eines selbstregulierenden Lebens schließt eine Beziehung zur Umwelt wesentlich mit ein.

So sehr sich das Lustspiel auch über Zitate und Sprache konstituiert, scheint authentische Kommunikation dennoch unmöglich zu sein: Eine lächerliche Sprachverkümmern auf Seiten König Peters und des Volks (versinnbildlicht durch die Bauernszene) steht einem zwar souveränen, aber wesenlosen Spiel mit der Sprache auf Seiten Leonces und Valerios gegenüber.

So wird bereits im ersten Auftritt König Peters in I,2 deutlich, dass dieser „hilflose Herrscher (...) nicht Herr seiner Sprache [ist]“<sup>643</sup>. Er ordnet seiner königlichen Kleidung philosophische Begriffe zu und kleidet sich mit „diesem absurden ideengeschichtlichen Legitimationsmodell“<sup>644</sup>:

„PETER. (Während er angekleidet wird) Der Mensch muß denken und ich muß für meine Untertanen denken, denn sie denken nicht, sie denken nicht. – Die Substanz ist das an sich, das bin ich. (*Er läuft fast nackt im Zimmer herum.*) Begriffen? An sich ist an sich, versteht Ihr? Jetzt kommen meine Attribute, Modifikationen, Affektionen und Akzidenzien, wo ist mein Hemd, meine Hose? – Halt, pfui! Der freie Wille steht davorn ganz offen. Wo ist die Moral, wo sind die Manschetten? Die Kategorien sind in der schändlichsten Verwirrung, es sind zwei Knöpfe zuviel zugeknöpft, die Dose steckt in der rechten Tasche. Mein ganzes System ist ruiniert.“<sup>645</sup>

Das höfische Ankleidezeremoniell wird hier zum „spinozistischen Schöpfungsakt, in dem eine absolute, aber nackte Substanz sich mit Akzidenzien – der Welt – umgibt“<sup>646</sup>. Die Komik dieser Situation entsteht nicht zuletzt – darauf hat Dieter Kafitz<sup>647</sup> hingewiesen – durch das körperliche Bewegungsspiel auf der Bühne: Der fast nackte König läuft zerstreut im Zimmer herum und verfällt in einen „von der Begrifflichkeit der idealistischen Philosophie geprägten Diskurs, in dessen Verlauf er sich selbst als ‚Substanz‘ bezeichnet, als das ‚an sich‘, d.h. als das absolut Körperlose“<sup>648</sup>. Es ist aber gerade seine Körperlichkeit, die sein starres, philosophisches System ins Wanken bringt: „Gegen die philosophischen Abstraktionen bringt sich das materiell-leibliche Prinzip zur Geltung.“<sup>649</sup> Erst das höfische Ankleidezeremoniell und die Richtigstellung der Kleiderordnung helfen, den König wieder zu einem Gefühl der Selbstsicherheit zu verhelfen; „durch die Kleiderordnung werden die körperlichen

---

<sup>641</sup> Müller Nielaba 2001: S. 67f.

<sup>642</sup> Fues, Wolfram Malte, 1992: Die Entdeckung der Langeweile. Georg Büchners Komödie *Leonce und Lena*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift 66/4 (1992), S. 687-696, hier S. 695.

<sup>643</sup> Martin, Ariane, 2007: Georg Büchner. Stuttgart: Reclam, S. 186.

<sup>644</sup> Neuhuber 2009: S. 131.

<sup>645</sup> MBA: S. 164.

<sup>646</sup> Dedner, Burghard, 1987a: Büchners Lachen. Vorüberlegungen zu *Leonce und Lena*. In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern, S. 296-305, hier S. 298.

<sup>647</sup> Kafitz, Dieter, 2000: Visuelle Komik in Georg Büchners *Leonce und Lena*. S. 265-284 In: Mennemeier, Franz Norbert (Hg.): Die großen Komödien Europas. Tübingen/Basel: Francke, hier S. 276.

<sup>648</sup> Ebd.

<sup>649</sup> Ebd.

Konfusionen diszipliniert“<sup>650</sup>. Noch König Peters Gefühlsäußerungen werden vom starren Reglement des Hofes bestimmt. Als das Brautpaar am Hochzeitstag III,3 nicht auftaucht, wird das zeremonielle Protokoll irritiert:

„PETER. Aber Staatsrat, habe ich nicht den Beschluß gefaßt, daß meine königliche Majestät sich an diesem Tag freuen und daß an ihm die Hochzeit gefeiert werden sollte? War das nicht unser festester Entschluß?

PRÄSIDENT. Ja, Eure Majestät, so ist es protokolliert und aufgezeichnet.

KÖNIG. Und würde ich mich nicht kompromittieren, wenn ich meinen Beschluß nicht ausführte?

PRÄSIDENT. Wenn es anders für Eure Majestät möglich wäre sich zu kompromittieren, so wäre dies ein Fall, worin sie sich kompromittieren k ö n n t e.

KÖNIG PETER. Habe ich nicht mein königliches Wort gegeben? Ja, ich werde meinen Beschluß sogleich ins Werk setzen, ich werde mich freuen. (*Er reibt sich die Hände.*) O ich bin außerordentlich froh!“<sup>651</sup>

Als das Brautpaar aber nicht und nicht erscheinen will:

„PETER. Und ich hatte beschlossen mich so zu freuen, grade mit dem Glockenschlag zwölf wollte ich anfangen und wollte mich freuen volle zwölf Stunden – ich werde [ganz] melancholisch.“<sup>652</sup>

Eine Abweichung vom vorgesehenen Protokoll, in dem für König Peter die Sicherheit seiner ganzen Existenz liegt, führt zu Melancholie.

König Peter, der für sein Volk denken will („Der Mensch muß denken und ich muß für meine Untertanen denken“<sup>653</sup>), erscheint als Automat im System der idealistischen Philosophie und des höfischen Zeremoniells, eine authentische Äußerung nicht möglich. Bezeichnet ist auch, dass Leonce und Lena ihr eigenes Lebenskonzept gerade als Automaten verkleidet zu realisieren glauben: Sie fliehen sich als „verabredetes Brautpaar“ und finden sich „als einander unbekanntes Liebespaar“<sup>654</sup>. So erfüllen sie im Moment der höchsten gefühlten Selbstbestimmung (der heimlichen Automatenheirat) nur die ihnen vorbestimmten Rollenerwartungen. Hier offenbart sich die unpersönliche Wirkungsweise des biopolitischen Dispositivs, das selbst scheinbar individuell getroffene Entscheidungen in die Systemlogik überführt und einpasst.

Erschütternd sprachlos wirken auch die Bauern, die stellvertretend für das Volk in einer einzigen Szene – nämlich als es die bräutliche Herrschaft zu bejubeln gilt (III,2) – auftreten und „in dieser grotesken Schau dressierter Treuebekundung zu bloßen Dekorationselementen einer lebenden Kulisse [werden]“<sup>655</sup>. Von Schulmeister und Landrat diszipliniert, sollen sich die Bauern als „wohlgenährt“ und „mit zufriedenen Gesichtern“ präsentieren und immer schön brav das eingedrillte „Vivat“ rufen, denn man hat sie schließlich gerade so gestellt, „daß der Wind von der Küche“ weht und sie einmal im Leben „einen Braten riech[en können]“<sup>656</sup>. Büchner führt hier nicht nur in zynischer Steigerung vor, wie die satten Reichen sich erdreisten, die armen Hungrigen mit Essensgeruch abzuspeisen, sondern setzt mit der Redewendung ‚einen Braten riechen‘ auch „Einsichtsfähigkeit in die wahren Verhältnisse ins Bild (...), die Empörung auslösen können“<sup>657</sup>. Sozialreformerisches Potential wird also zumindest angedeutet.

---

<sup>650</sup> Ebd.

<sup>651</sup> MBA: S. 184.

<sup>652</sup> Ebd.: S. 185.

<sup>653</sup> Ebd.: S. 164.

<sup>654</sup> Beise, Arnd, 2002: Die Leute vertragen es nicht, dass man sich als Narr produziert. Georg Büchners Lustspiel *Leonce und Lena*. In: Der Deutschunterricht 54 (2002), S. 24-33, hier S. 27.

<sup>655</sup> Poschmann, Henri, 1981: Büchners *Leonce und Lena*. Komödie des status quo. In: Georg Büchner Jahrbuch 1 (1981), S. 112-159, hier S. 118.

<sup>656</sup> MBA: S. 182.

<sup>657</sup> Martin 2007: S. 187.

In seiner Sprachlosigkeit ist das Volk also „dem seiner Sprache nicht mächtigen König kongenial“<sup>658</sup>.

Aber auch der dieser Sprachlosigkeit gegenüberstehende Wortwitz und das schlagfertige Spiel mit der Vieldeutigkeit der Sprache Leonces und Valerios scheinen seltsam entfremdet: Ihre Dialoge entbehren meist eines zielorientierten Sinnes und lösen sich auf „in bloßen Scheingesprächen monologischen Charakters“<sup>659</sup>. Im Mittelpunkt stehen das närrische Spiel mit Worten und das Verdrehen von Bedeutungen. Die Langeweile wirkt (wieder) als Movens, als „hervorragende Schule für den am komischen Detail sich festhaltenden oder auch für den das komische Detail erst entdeckenden Blick wie auch für eine Sprachphantasie, die den künstlich hergestellten Witzzusammenhang allemal höher schätzt als die sattem bekannten Informationswerte verständiger Rede“<sup>660</sup>. Das Komische lebt dabei wesentlich von seiner sinnlichen Evidenz“<sup>661</sup>.

Schon bei seinem ersten Auftritt in I,1 gibt der leicht betrunkene Valerio einer typisch romantischen Pose durch die lächerliche Überbetonung ihrer körperlichen Dimension eine komische Wendung:

„VALERIO. Nun, so wollen wir von etwas Anderem reden. (Er legt sich ins Gras). Ich werde mich indessen in das Gras legen und meine Nase oben zwischen den Halmen herausblühen lassen und romantische Empfindungen beziehen, wenn die Bienen und Schmetterlinge sich darauf wiegen, wie auf einer Rose.“<sup>662</sup>

Leonce greift die Körperlichkeit dieser Pose auf:

„LEONCE. Aber Bester, schnaufen Sie nicht so stark, oder die Bienen und Schmetterlinge müssen verhungern über den ungeheuren Prisen, die Sie aus den Blumen ziehen.“<sup>663</sup>

Valerio schwärmt weiter:

„VALERIO. Ach Herr, was ich ein Gefühl für die Natur habe! Das Gras steht so schön, daß man ein Ochs sein möchte, um es fressen zu können, und dann wieder ein Mensch, um den Ochsen zu essen, der solches Gras gefressen.“<sup>664</sup>

Idealistische romantische Naturgefühle werden hier von Valerio, der immer nur ans Essen zu denken scheint, „durch das leibliche Behagen degradiert“<sup>665</sup>. Kafitz legt dar, dass die anschließende Replik Leonces eine Gemeinschaft zwischen ihm und Valerio herstellt:

„LEONCE. Unglücklicher, Sie scheinen auch an Idealen zu laborieren.“<sup>666</sup>

Leonce sieht also einen Zusammenhang zwischen seinem eigenen, zuvor gegenüber dem Hofmeister artikulierten Ideal, sich einmal auf den Kopf sehen zu können und der Vorstellung Valerios eines sich durch das Abschreiten der Nahrungskette perpetuierenden Genusses. Gemeinsam ist diesen Idealen „die ironische Verkehrung der Erwartungshaltungen, die im externen Kommunikationssystem mit Idealen verknüpft sind, zu Gunsten des körperlich-sinnlichen Bereichs: auf den Kopf schauen, statt mit ihm zu denken, das Gras fressen, statt in

---

<sup>658</sup> Deufert, Marcus, 1997: Lustspiel der verkehrten Welt – Bemerkungen zur dramatischen Konfiguration von Georg Büchners Leonce und Lena. S. 147-165 In: Polheim, Karl Konrad (Hg.): Die dramatische Konfiguration. Paderborn: Ferdinand Schöningh, hier S. 153.

<sup>659</sup> Neuhuber 2009: S. 133.

<sup>660</sup> Dedner 1987a: S. 301.

<sup>661</sup> Kafitz 2000: S. 267.

<sup>662</sup> MBA: S. 162.

<sup>663</sup> Ebd.

<sup>664</sup> Ebd.

<sup>665</sup> Kafitz 2000: S. 271.

<sup>666</sup> MBA: S. 163.

ihm romantische Stimmungen zu pflegen“<sup>667</sup>. Die Körperlichkeit kann nicht hintergangen werden, worüber Valerio in seiner Antwort klagt:

„VALERIO. Es ist ein Jammer. Man kann keinen Kirchturm herunterspringen, ohne den Hals zu brechen. Man kann keine vier Pfund Kirschen mit den Steinen essen, ohne Leibweh zu kriegen.“<sup>668</sup>

Als sich Valerio anschließend als bekennender und versierter Müßiggänger vorstellt, erkennt Leonce deren Verwandtschaft:

„VALERIO (*mit Würde*). Herr, ich habe die große Beschäftigung müßig zu gehen, ich habe eine ungemeine Fertigkeit im Nichtstun, ich besitze eine ungeheure Ausdauer in der Faulheit. Keine Schwiele schändet meine Hände, der Boden hat noch keinen Tropfen von meiner Stirne getrunken, ich bin noch Jungfrau in der Arbeit, und wenn es mir nicht der Mühle zu viel wäre, würde ich mir die Mühe nehmen, Ihnen diese Verdienste weitläufiger auseinanderzusetzen.

LEONCE (*mit komischen Enthusiasmus*). Komm an meine Brust! Bist du einer von den Göttlichen, welche mühelos mit reiner Stirne durch den Schweiß und Staub über die Heerstraße des Lebens wandeln, und mit glänzenden Sohlen und blühenden Leibern gleich seligen Göttern in den Olympus treten? Komm! Komm!“<sup>669</sup>

Während beide „Arm in Arm“<sup>670</sup> abgehen, singt Valerio ein Lied, das ihm Leonce noch kurz zuvor mit den Worten „Halt’s Maul mit deinem Lied, man könnte darüber ein Narr werden.“<sup>671</sup> verboten hat:

„VALERIO (*singt im Abgehen*). Hei! Da sitzt e Fleig‘ an der Wand! Fleig‘ an der Wand! Fleig‘ an der Wand! Fleig‘ an der Wand!“<sup>672</sup>

E. Theodor Voss hat nachgewiesen, dass dieses seltsame Lied dem revolutionären Kontext der 1830er Jahre zuzuordnen ist: Als „Kehrseite eines subversiven Freiheitsliedes“<sup>673</sup> wurde es gesungen, sobald ein Polizeispitzel den Raum betrat.<sup>674</sup> Im Lichte dieser Entdeckung wird das harmlose Lied also zum politischen Zitat und, wie Dedner feststellt, „vielleicht zum Element eines Codes, für den wir den Schlüssel nicht mehr haben“<sup>675</sup>. Für Kafitz jedenfalls steht vor dem Hintergrund des verdeckten Freiheitsliedes die körperliche Nähe von Leonce und Valerio in dieser Szene (die beiden gehen Arm in Arm ab) in einem Spannungsverhältnis zu den sozialen Standesunterschieden.<sup>676</sup>

Das Verdrehen von Bedeutungsebenen und der spielerische, sich selbst genügende Umgang mit der Sprache setzen sich im Laufe des Stücks fort. Auch wenn dieser Respektlosigkeit gegenüber offiziellen Sprachregelungen und der zwanglosen Verwirrung derselben ein subversives Element innewohnt, führt dies doch – oder gerade – nicht zu authentischer Kommunikation. Noch die Liebesszene zwischen Leonce und Lena, die sich beide bezeichnenderweise in ihrer Melancholie und Lebensmüdigkeit treffen, geht ganz in der Sprache auf – in einer Sprache romantischer Vorstellungswelten, die Büchner konsequenterweise über Zitate und literarische Anleihen aufruft. So kommentiert Leonce die Begegnung mit Lena gegenüber Valerio mit einer anzitierten Stelle aus Shakespeares *Hamlet*: „sollte nicht dies und ein Wald von Federbüsche, nebst ein Paar gepufften Rosen auf meinen

---

<sup>667</sup> Kafitz 200: S. 271.

<sup>668</sup> MBA: S. 163.

<sup>669</sup> Ebd.: S. 163f.

<sup>670</sup> Ebd.: S. 164.

<sup>671</sup> Ebd.: S. 163.

<sup>672</sup> Ebd.: S. 164.

<sup>673</sup> Kafitz 200: S. 272.

<sup>674</sup> Voss, E. Theodor, 1987: *Arkadien in Leonce und Lena*. S. 275-436 In: Büchner, Georg: *Georg Büchner: Leonce und Lena*. Kritische Studienausgabe. Hg. von Burghard Dedner. Frankfurt am Main: Athenäum, hier S. 337ff.

<sup>675</sup> Dedner 1987a: S. 301.

<sup>676</sup> Kafitz 2000: S. 272.

Schuhen [-]?"<sup>677</sup>. Im Originalwortlaut heißt es: „Sollte nicht dies und ein Wald von Federbüschen – wenn meine sonstige Anwartschaft in die Pilze geht – nebst ein paar gepufften Rosen auf meinen geschlitzten Schuhen mir zu einem Platz in einer Schauspielergesellschaft verhelfen?“<sup>678</sup>. Hamlet lobt hier sein schauspielerisches Talent; Leonce identifiziert sich also mit dem sich verstellenden Hamlet und es entsteht eine doppelte Referenz: „Das Zitieren ist Teil eines Rollenspiels, und das Zitat selbst verweist auf die Technik der Verstellung.“<sup>679</sup> Leonce inszeniert auf dem Hintergrund literarischer Muster seine Rolle als Liebender: Bei seiner Begegnung mit Lena im nächtlichen, vom Monde beschienenen Garten gebraucht er bekannte Topoi der Liebe „wie den Zusammenhang von Liebe und Tod, dessen poetischer Ausdruck sich in Trink- und Flüssigkeitsmetaphern, im Motiv der Todessehnsucht sowie in der topischen Anführung des Selbstmordes im Moment höchster Glückserfahrung fassen läßt“<sup>680</sup>. Leonce spielt literarische Vorlagen nach und evoziert Gefühle über bekannte Bilder – Liebe, Sprache und Literatur fallen in eins. Selbst die Erfahrung der Liebe ist hier also noch Sprachspiel, die „Liebenden erfahren sich gar nicht als Gegenüber, als Personen“<sup>681</sup>. Über literarische Referenzen – vor allem aus dem Motivkreis der Liebesdarstellung im Sturm und Drang<sup>682</sup> – wird ein Zusammenhang hergestellt zwischen der Liebe, wie sie die Literatur inszeniert, und „dem sich in der Rolle des Liebenden einübenden“<sup>683</sup> Leonce. In einer einzigen Szene folgen im Lustspiel auf komischste Weise Liebesbegegnung, Liebeserfahrung und Suizidversuch aufeinander.<sup>684</sup> Für Valerio ist Valerios Selbstmordversuch nichts anderes als „Lieutnantsromantik“<sup>685</sup>, also „nicht mehr als das Nachspielen überalterter literarischer Muster“<sup>686</sup>. Die Liebesszene endet mit einer sprachkomischen Reflexion Leonces:

„LEONCE. (...) Mensch, Du hast mich um den schönsten Selbstmord gebracht. Ich werde in meinem Leben keinen so vorzüglichen Augenblick mehr dazu finden und das Wetter ist so vortrefflich. Jetzt bin ich schon aus der Stimmung. Der Kerl hat mir mit seiner gelben Weste und seinen himmelblauen Hosen Alles verdorben.“<sup>687</sup>

Lakonisch verbindet Leonce hier seine Selbstmordstimmung mit dem guten Wetter. Mit der „gelben Weste“ und den „himmelblauen Hosen“, die Valerio zu tragen scheint, ist natürlich sofort die Werthertracht aufgerufen, die hier allerdings gerade denjenigen kleidet, für den Selbstmord aus Liebe nichts weiter als anachronistische „Lieutnantsromantik“ ist.

### (3) Körper und Sprache ...

Wie auch in anderen Werken Büchners ist die „Thematisierung und Metaphorisierung von und durch Sexualität“ eng verknüpft mit Melancholie und dem „Bewusstsein einer grundsätzlichen Leere“<sup>688</sup>. In *Leonce und Lena* ist die „Überblendung von Körper und Sprache, Sexualität und Rede“, so Lehmann, allerdings „am intensivsten“<sup>689</sup>: Körper werden mithilfe der Sprache eingekleidet, was sehr eindrücklich in der philosophischen

<sup>677</sup> MBA: S. 178.

<sup>678</sup> Shakespeare, zit. nach Morgenroth, Matthias, 1996: Die Liebe als Spiel – die Geliebte als Ding: Anmerkungen zur Liebe in Büchners *Leonce und Lena* und *Grabbes Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung*. In: Grabbe Jahrbuch 15 (1996), S. 108-125, hier S. 112.

<sup>679</sup> Morgenroth 1996: S. 112.

<sup>680</sup> Ebd.

<sup>681</sup> Ebd.

<sup>682</sup> Vgl. Dedner, Burghard, 1987b: Bildsysteme und Gattungsunterschiede in *Leonce und Lena*, Dantons Tod und Lenz. S. 157-218 In: Büchner, Georg: *Georg Büchner: Leonce und Lena*. Kritische Studienausgabe. Hg. von Burghard Dedner. Frankfurt am Main: Athenäum, hier S. 170ff.

<sup>683</sup> Morgenroth 1996: S. 113.

<sup>684</sup> Vgl. Ebd.

<sup>685</sup> MBA: S. 180.

<sup>686</sup> Morgenroth 1996: S. 113.

<sup>687</sup> MBA: S. 181.

<sup>688</sup> Lehmann 2009: S. 234.

<sup>689</sup> Ebd.

Ankleideprozedur König Peters zum Ausdruck kommt. Sprache ist allerdings auch selbst ein Körper, der in allerlei Wortspielen „Figuren macht und Wendungen tanzt“<sup>690</sup>. Lehmann zieht daraus den Schluss, dass der „Körper nicht das Natürliche oder Vorsprachliche [ist], sondern er ist immer schon eingelassen in die Figurationen und Wendungen des Sprachlichen. Es gibt keinen vorsprachlichen Körper und keine körperlose Sprache, keine Sprache, die nicht zurück auf den Körper verweist.“<sup>691</sup> Sprache bekleidet das Nackte und überzieht den Körper mit einer Reihe von Begriffsordnungen; Sprache hat aber auch selbst eine genuin körperliche Dimension, indem sie Bedeutungen (er-)zeugt. Sprache und Sexualität stehen so in einem engen Verweisungszusammenhang, was im Stück vor allem durch Valerios „Spiel mit sexuellen Allusionen“<sup>692</sup> zum Ausdruck kommt, welches „dem Sexualdiskurs in *Leonce und Lena* (...) einen bedeutungskonstituierenden Status verleiht“<sup>693</sup>. Lehmann identifiziert in *Leonce und Lena* einen entscheidenden Hinweis darauf, warum „die Thematisierung der Sexualität als Komplementärdiskurs zur Politik“<sup>694</sup> eine solche Rolle spielt und versucht eine Antwort auf die oft diskutierte Frage des Widerspruchs zwischen dem politischen Engagement Büchners und der Melancholie seiner Texte zu geben. Anhand von Leonces Replik auf Valerios Vorschlag, „nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft“<sup>695</sup> zu werden, lieber seine „Demission als Mensch geben“<sup>696</sup> zu wollen, lässt sich mit Büchner die paradoxe Aporie der Menschenrechte durchdenken. Wenn das Menschsein als Recht formuliert werden kann, müsste man schließlich doch auch davon zurücktreten könne, also – wie Leonce – seine Demission als Mensch einreichen können.<sup>697</sup> „Der Begriff der Menschenrechte rekurriert aber auf den Körper des Menschen und seine Geburtlichkeit (...) – hat also sein Fundament in der Sexualität.“<sup>698</sup> Der Körper rückt also mit der Proklamation von Rechten, die das Menschsein betreffen, als biologische Referenzgröße in den Mittelpunkt der Politik – Politik wird zu Biopolitik. Liest man Büchners Texte aus dieser Perspektive, „dann geht es dort nicht nur um die Kritik am Fehlen der Menschenrechte, sondern fundamentaler um die Frage, wie sich die biologische Referenz der Menschenrechte und die Formulierung von Ansprüchen, Rechten, Normen und Urteilen zueinander verhalten“<sup>699</sup>.

Abschließend sei nun noch einmal die biopolitische Dimension Büchners *Leonce und Lena* resümiert:

So banal dieser Text auf den ersten Blick mit seiner Handlungsstruktur und seinem sprachlichen Manierismus auch wirken mag, so komplex erweist er sich bei näherer Betrachtung. *Leonce und Lena* ist in einem Maße vielstimmig wie es selbst für Büchners Werke außergewöhnlich ist – das Stück konstituiert sich geradezu über das (literarische) Zitat. Noch das alles bestimmende Thema der Melancholie und Langeweile wird über die Zitation zentraler Topoi entfaltet. Büchner liefert in *Leonce und Lena* also kein psychopathologisches Krankheitsbild, sondern gruppiert unterschiedliche (literarische) Begründungsparadigmen der Melancholie. Eines fällt dabei besonders auf: Die melancholisch-langweilige Existenz scheint vor allem in der Sprache aufzugehen. Die Sprache ist dabei im buchstäblichen Sinn *Körpersprache* – eine Sprache *mit* dem Körper *über* den Körper, die selbst Körper ist, welcher wiederum sprachlich bearbeitet und konstruiert wird.

Die Politik, die im Stück vorgeführt wird, wirkt in hohem Maße lächerlich: Ein König, der vorgibt für sein Volk denken zu müssen, aber darüber gerade sein Volk vergisst, an das er

---

<sup>690</sup> Ebd.

<sup>691</sup> Ebd.

<sup>692</sup> Morgenroth 1996: S. 124.

<sup>693</sup> Martin 2007: S. 183.

<sup>694</sup> Lehmann 2009: S. 235.

<sup>695</sup> MBA: S. 172.

<sup>696</sup> Ebd.

<sup>697</sup> Vgl. Lehmann 2009: S. 235.

<sup>698</sup> Ebd.

<sup>699</sup> Ebd.

sich über einen Knoten im Taschentusch erinnern will.<sup>700</sup> Ein Prinz, der vor Langeweile ganz melancholisch wird und – den Fortbestand des, nach Meinung Schulz‘ „spezifisch deutsche[n]“<sup>701</sup> Duodezfürstentums gefährdend – vor seiner eigenen Hochzeit flieht. Auf dieser Flucht durchmisst er mit dem raffinierten Müßiggänger und Sprachvirtuosen Valerio „in der größten Übereilung in einem halben Tage“ „ein Dutzend Fürstentümer“, „ein halbes Dutzend Großherzogtümer“ und „ein paar Königreiche“<sup>702</sup> – nur um sich auf diesem Wege in eben jene – ebenfalls vor derselben Hochzeit fliehende – Prinzessin zu verlieben, mit der die Vermählung ohnehin vorbestimmt war. Am Schluss installieren der frisch vermählte König Leonce und der dadurch zum Staatsminister aufgestiegene Valerio einen Staat, in dem es nicht nur keine Zeitmessung (weder Uhren noch Kalender), sondern auch per Dekret keine Arbeit mehr gibt, und der mit der Hilfe von Brennsiegeln zu einem künstlichen Italien gemacht werden soll. Herrschaft wird im Stück auf eine ihrer wesentlichsten Existenzbedingungen herabgezogen: Sie setzt in einem Königreich die Fortpflanzung der Herrschenden voraus. Sowohl Prinz als auch Prinzessin wollen sich aber dieser biologischen Voraussetzung von Herrschaft entziehen: Leonce aus Langeweile an der mechanischen Gleichförmigkeit der Ehe („Heiraten! Das heißt einen Ziehbrunnen leer trinken. O Shandy, alter Shandy, wer mir deine Uhr schenkte!“<sup>703</sup>) und Lena aufgrund ihres romantischen Liebesideals („Aber – ein Mann – (...) Den man nicht liebt.“<sup>704</sup>). Selbst wenn die Bedingungen für den Weiterbestand der Herrschaft durch die – bezeichnenderweise an Automaten in effigie vollzogene – Hochzeit geschaffen werden, schafft sich diese mit der Schlussutopie doch gewissermaßen selbst ab, in dem sie sich ihre – freilich fragwürdige – Existenzgrundlage, das Volk für sich arbeiten zu lassen, selbst nimmt. Büchner gelingt also gewissermaßen das seltsame Kunststück, Biopolitik an einer Machtform, die ihr historisch vorangeht, zur Anschauung zu bringen.

---

<sup>700</sup> Vgl. MBA: S. 164.

<sup>701</sup> Schulz, zit. nach Grab 1985: S. 61.

<sup>702</sup> MBA: S. 174.

<sup>703</sup> MBA: S. 171. Leonce spielt hier auf den Vater Tristrams in Laurence Sternes „Tristram Shandy“ an, der einmal im Monat die Uhr aufzieht und am selben Tag seiner ehelichen Pflicht nachkommt.

<sup>704</sup> Ebd.: S. 173.

### III.6. Woyzeck (1837)

In Büchners Dramenfragment *Woyzeck* nimmt „die biopolitische Dimension erstmals in der Literatur so konkrete Konturen“<sup>705</sup> an. Es kann als Verflechtungszusammenhang unterschiedlicher Diskurspraktiken, die allesamt – mehr oder weniger (un-)vermittelt – am Körper des Protagonisten Franz Woyzeck ansetzen, begriffen werden. Ich möchte nun diese biopolitische Dimension des Stücks, in dem Diskurspraktiken der Wissenschaft, des Militärs, der Justiz sowie der Religion und Moral kaleidoskopartig ineinander greifen, herausarbeiten, indem ich mich auf die Spuren eben jener Diskurse, die biopolitische Wirkungen zeitigen, begeben. Ich werde versuchen nachzuzeichnen, wie die jeweils unterschiedlichen Diskurse der Wissenschaft, des Militärs, der Justiz und der Ideologie (Religion, Moral) ihre Macht in biopolitischer Manier direkt am Körper Woyzecks entfalten.

#### III.6.1. Wissenschaft

Da das ernährungswissenschaftliche Menschenexperiment in *Woyzeck* eine eigene Zutat Büchners ist, die über den historischen Fall des Johann Christian Woyzecks hinausgeht, und zudem Teil des tragischen Fundaments des Dramas ist, sodass es sogar mancherorts als „wissenschaftliches Drama“ bezeichnet wird<sup>706</sup>, verdient es besondere Aufmerksamkeit.

Experimente mit menschlichen Individuen sind kein Thema, das nur die Wissenschaft interessiert oder angeht, vielmehr sind sie kulturell höchst bedeutsam, weil sie implizit das Konzept vom Menschen und Mensch-Sein festlegen und berühren<sup>707</sup>.

Büchner schreibt sich, indem er den Protagonisten Woyzeck zum Subjekt einer wissenschaftlichen Versuchsanordnung macht, in den zeitgenössischen Diskurs um Menschenexperimente und die ihnen zugrunde liegenden Konzeptionen des Menschlichen ein: „*Woyzeck can be read as a dramatic case study, drawing from as well as contributing to the discourse on human experiments and the anthropological concepts connected to them*“<sup>708</sup>.

Um welches Experiment handelt es sich aber nun eigentlich?

Bevor wir erfahren, dass der Protagonist Woyzeck Teil eines Menschenexperiments ist, sind wir ihm bereits einige Male begegnet: Wir sehen ihn halluzinieren, als er am freien Feld mit seinem Soldatenkameraden Andres Stöcke schneidet (H4,1), folgen ihm in die Wohnung seiner Geliebten Marie und des gemeinsamen (?) Kindes (H4,2), für die er sich in ständiger Betriebsamkeit abhetzt, beobachten sein Erstaunen über die Ohringe, die seine Geliebte Marie entweder gestohlen oder geschenkt bekommen haben muss (H4,4), sehen ihn seinen Hauptmann rasieren, der ihm einen moralischen Vortrag über die Tugend hält (H4,5) und schließlich Maries Untreue ahnen (H4,7).

In H4,8 erfahren wir, dass sich Woyzeck dem Doktor, der als namenlose Figur ganz und gar Träger einer sozialen Rolle bzw. Agent des Wissenschaftssystems zu sein scheint, für zwei Groschen täglich als Proband eines Ernährungsexperiments zur Verfügung gestellt hat: Woyzeck isst seit 90 Tagen nichts als Erbsen und liefert dem Doktor seinen Urin ab, in dem dieser die Konzentrationen von Harnstoff, salzsaurem Ammonium und Hyperoxydul untersucht.

Über den Zweck dieser Versuchsanordnung erfahren wir zunächst manifest nichts weiter, als dass es dem Doktor um eine „Revolution in der Wissenschaft“, die er „in die Luft sprengen“ will, zu tun zu sein scheint. Überhaupt scheint dieser Doktor kein allzu angenehmer

---

<sup>705</sup> Thüring 2009b: S. 214.

<sup>706</sup> Vgl. Hye, Allan E., 1996: *The Moral Dilemma Of The Scientist In Modern Drama. The Inmost Force*. Lewiston/Queenston/Lampeter: The Edwin Mellen Press, hier S. 43

<sup>707</sup> Vgl. Pethes 2006a: S. 69.

<sup>708</sup> Ebd.: 70, Hervorhebung im Original.

Zeitgenosse zu sein, lernen wir ihn doch mitten in einem Wutausbruch über den vertragsbrüchigen Woyzeck kennen:

„DOKTOR. Was erleb' ich, Woyzeck? Ein Mann von Wort.

WOYZECK. Was denn Herr Doktor?

DOKTOR. Ich hab's gesehen Woyzeck; Er hat auf die Straß gepißt, an die Wand gepißt wie ein Hund. Und doch zwei Groschen täglich. Woyzeck das ist schlecht. Die Welt wird schlecht, sehr schlecht.

WOYZECK. Aber Herr Doktor, wenn einem die Natur kommt.

DOKTOR. Die Natur kommt, die Natur kommt! Hab ich nicht nachgewiesen, daß der musculus constrictor vesicae dem Willen unterworfen ist? Die Natur! Woyzeck, der Mensch ist frei, in dem Menschen verklärt sich die Individualität zur Freiheit. Den Harn nicht halten können (*Schüttelt den Kopf, legt die Hände auf den Rücken und geht auf und ab.*) Hat er schon seine Erbsen gegessen, Woyzeck? – Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft, ich sprengte sie in die Luft. Harnstoff, 0,10, salzsaures Ammonium, Hyperoxydul. Woyzeck muß er nicht wieder pissen? Geh Er einmal hinein und probier Er's.

WOYZECK. Ich kann nit Herr Doktor.

DOKTOR (mit Affekt). Aber an die Wand pissen! Ich hab's schriftlich, den Akkord in der Hand. Ich hab's gesehen, mit diesen Augen gesehen, ich streckte gerade die Nase zum Fenster hinaus und ließ die Sonnenstrahlen hinein fallen, um das Niesen zu beobachten. (*Tritt auf ihn los.*) Nein Woyzeck, ich ärgere mich nicht, Ärger ist ungesund, ist unwissenschaftlich. Ich bin ruhig, ganz ruhig, mein Puls hat seine gewöhnlichen 60 und ich sag's Ihm mit der größten Kaltblütigkeit! Behüte, wer sich über einen Menschen ärgern, ein Menschen! Wenn es noch ein Proteus wäre, der einem kriecht! Aber Er hätte doch nicht an die Wand pissen sollen -“<sup>709</sup>

Gleich als wir dem Doktor zum ersten Mal begegnen, „verletzt“ dieser gewissermaßen die Sprache seines Berufsstandes bzw. macht sie (und sich) lächerlich, indem er für Woyzeck den ordinären Ausdruck „pissen“, der eigentlich auf Tiere beschränkt ist, verwendet. Der Doktor ist so in Rage über die Vergeudung von Forschungsmaterial, den Urin seines Probanden, dass er Woyzecks Vertragsbrüchigkeit gleich auf die ganze Welt, die „schlecht, sehr schlecht“ wird, ausdehnt. Darin offenbart sich der Doktor als Bürger par excellence, denn „nur das grundsätzliche Einhalten der Verträge [kann] den gesellschaftlichen Zusammenhang der ansonsten freien bürgerlichen Individuen sichern“<sup>710</sup>.

Dass sich Woyzeck mit einem Verweis auf seine Natur verteidigen will, offenbart gerade den biopolitischen Zugriff auf diese. Die Natur hat einem eben nicht „zu kommen“, nein, sie unterliegt vielmehr dem menschlichen Willen, der „frei“ ist – „im Menschen verklärt sich die Individualität zur Freiheit“. Mit diesem Ausspruch, der sehr an den deutschen Idealismus erinnert, versucht der Doktor die Natur, das Leben, ganz im biopolitischen Sinne zuzurichten. „Das ist bürgerliche Ideologie, die als Herrschaftsinstrument eingesetzt wird, die aber durch die Karikierung der Gestalt und durch die szenische Konstellation entlarvt wird.“<sup>711</sup>.

Der Doktor wird uns in höchsten Maße größenwahnsinnig und lächerlich präsentiert: „Lächerlich ist das Straßenwort „pissen“ im Munde eines Elitevertreters, lächerlich für einen exakten Wissenschaftler ist die bedenkenlos vermischte Behauptung einmal der pessimistischen, dann unmittelbar darauf der optimistischen Position, lächerlich ist es endlich, so zu tun, als diene sein Niesreiz der Wissenschaft und als zeuge der Pulsschlag 60 schon vor Beherrschtheit.“<sup>712</sup>.

Inmitten dieses ständigen Geredes über die Blasenfunktion seines Probanden und des Doktors hochgestochener Rede über die menschliche Freiheit, zählt dieser unter Verwendung von Fachvokabular drei Stoffe auf, die er im Urin Woyzecks untersucht: Harnstoff, salzsaures Ammonium, Hyperoxydul. Diese drei Stoffe haben für viele Spekulationen gesorgt, zumal es sich bei letzterem um eine Verballhornung der chemischen Nomenklatur handelt – ein Stoff namens Hyperoxydul<sup>713</sup> existiert nicht<sup>714</sup>.

<sup>709</sup> MBA: S. 242f.

<sup>710</sup> Meier, Albert, 1993: Georg Büchner: „Woyzeck“. München: Wilhelm Fink Verlag, S. 48.

<sup>711</sup> Große 1988: S. 68f.

<sup>712</sup> Ritscher, Hans, 1997: Georg Büchner. WOYZECK. Frankfurt am Main: Verlag Moritz Diesterweg, S. 48.

<sup>713</sup> „Hyper“ kennzeichnet sauerstoffreiche Verbindungen, während Oxydule sauerstoffarme Oxyde sind.

Warum sucht der Doktor gerade diese drei Stoffe im Urin Woyzecks zu identifizieren? Liegt darin der Zweck seines Ernährungsexperiments begründet?

Alfons Glück legt in einer sozialhistorischen Argumentation dar, dass die Bestimmung des Grenzwertes der Harnstoffkonzentration im Urin des Probanden und in weiterer Folge die Rationalisierung der Armeeverpflegung durch die Verdrängung des kostenintensiven Bestandteils Fleisch durch billige Hülsenfrüchte das Ziel dieses Experiments ist. Das ernährungswissenschaftliche Experiment des Doktors würde dabei einer spezifisch biopolitischen Logik, dem Aspekt der Kostenminimierung bei der staatlichen Verwaltung der Bevölkerung, folgen. Glück beruft sich dabei u. a. darauf, dass Justus Liebig, Professor an der Universität Gießen, wo auch Büchner studierte, ernährungswissenschaftliche Versuche mit Soldaten durchführte, die dem Experiment des Doktors in *Woyzeck* frappierend ähnlich sind<sup>715</sup>. In der grotesk-komischen Zeichnung des Doktors als größtenwahnsinnigen, unmoralischen und blinden Empiristen will Glück schließlich eine Anklage dieser Wissenschaft, die eine Magd der Herrschenden ist, sehen: „Die Satire ist ein Erkenntnisinstrument, ein Instrument der Analyse und Kritik, das dazu dient, eine entmenschte Wissenschaft zu entlarven, die verkehrt ist aus einem Instrument Aufklärung und Befreiung, das sie sein sollte und könnte, in ein Instrument der Knechtung und deren Rationalität die Rationalisierung der Ausbeutung und die Perfektionierung der Unterdrückung ist.“<sup>716</sup>. Diese sozialhistorische Beweisführung ist zwar durchaus plausibel, allerdings – auf der Basis des Dramas selbst betrachtet – höchst spekulativ. Es ist außerdem kritisch anzumerken, dass die Ergebnisse Liebig's Ernährungsexperimente erst nach dem Tod Büchners veröffentlicht wurden<sup>717</sup> und auch die Tatsache, dass in H2,6 eine weitere Versuchsreihe mit Hammelfleisch geplant wird, was keineswegs billig ist, spricht nicht gerade für die These Glücks.<sup>718</sup>

Zu einem anderen Ergebnis, vor allem zu einer anderen Beurteilung der Figur des Doktors, kommt Udo Roth, der sich mit dem Forschungsprogramm des Doktors in „Woyzeck“ unter besonderer Berücksichtigung von H2,6 beschäftigt, wo neben dem Menschenexperiment auch noch ein Sammelprojekt mit Polypen und anderem Getier angedeutet wird. Roth legt dar, dass „die Figur des Doktors nicht von vornherein auf die (...) Charakterzüge [von wissenschaftlichem Dilettantismus und intellektuellen wie moralischen Defiziten] ausgerichtet war; vielmehr sind Züge eines ernstzunehmenden und sich mit den bahnbrechenden Erkenntnissen der Zeit auseinandersetzenen Wissenschaftlers zu erkennen“<sup>719</sup>. Er kommt zu dem Schluss, dass – zumindest in H2,6 – der Schwerpunkt des Forschungsinteresses des Doktors auf dem Sammelprojekt (und nicht auf dem Menschenexperiment) liegt, in dem es um den Nachvollzug des Ursprungs des Lebens dieser Weichtiere geht.<sup>720</sup> Die Tilgung dieses Komplexes lasse sich, so Roth, nur aufgrund dramenökonomischer Überlegungen erklären, da eine „allzu große Präsenz der zoologischen Wissenschaft (...) zu einem Verblässen des eigentlichen Themas“<sup>721</sup> führt. Insgesamt betrachtet Roth *Woyzeck* u. a. als „medizinhistorisches Dokument“<sup>722</sup> und zeigt, dass das Ernährungsexperiment ein „Konglomerat der vor allem in den 1830er Jahren

---

<sup>714</sup> Vgl. Glück, Alfons, 1986a: Der Menschenversuch: Die Rolle der Wissenschaft in Georg Büchners *Woyzeck*. In: Georg Büchner Jahrbuch 5/1985. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, S. 139-182, hier S. 155.

<sup>715</sup> Vgl. Ebd.: S. 156f.

<sup>716</sup> Ebd.: S. 180, Hervorhebung im Original.

<sup>717</sup> Vgl. Pethes 2006a: S. 73

<sup>718</sup> Vgl. Neumeyer 2009a: S. 235 und Kubik 1991: S. 184.

<sup>719</sup> Roth, Udo, 1995: Das Forschungsprogramm des Doktors in Georg Büchners *Woyzeck* unter besonderer Berücksichtigung von H2,6. In: Georg Büchner Jahrbuch 8 (1990-94). Tübingen: Niemeyer, S. 254-278, hier S. 271.

<sup>720</sup> Vgl. Ebd.: S. 277.

<sup>721</sup> Ebd.

<sup>722</sup> Roth, Udo, 2000: Georg Büchners *Woyzeck* als medizinhistorisches Dokument. In: Georg Büchner Jahrbuch 9/1995-99. Tübingen: Niemeyer, S. 503-519.

naturwissenschaftlich und medizinisch relevanten und diskutierten Fragen sowie eine kritische Auseinandersetzung mit den Versuchsaufbauten und Ergebnissen“<sup>723</sup> darstellt.

Daran anschließend wage ich bezüglich der Frage, welchen Zweck der Doktor in seinem Ernährungsexperiment mit Woyzeck verfolgt, die kühne Behauptung, dass deren endgültige und vor allem „abgetrennte“ Beantwortung für das Drama selbst nicht von notwendiger Relevanz ist, sondern, dass es fruchtvoller sein könnte, die Versuchsordnung im Gesamten zu erfassen und festzustellen, wie sie sich in den Diskurs um ernährungswissenschaftliche Menschenexperimente des angehenden 19. Jahrhunderts einfügt, um über diese Referenzbildung und Verdichtung zu Schlüssen über die dramatische Funktion und biopolitische Dimension des Menschenexperiments in *Woyzeck* zu gelangen.

Büchners Doktor hat, wie in der Ernährungswissenschaft dieser Zeit üblich, zwei Vorentscheidungen getroffen:<sup>724</sup> Er unterzieht Woyzeck einer einseitigen Diät, der ausschließlichen Ernährung von Erbsen, und tut dies in Hinblick auf die Untersuchung eines einzigen physiologischen Prozesses, den Stoffwechsel, der sich im Harn zeigt. Woyzeck wird also bewusst in einen Ausnahmezustand versetzt. Gleichzeitig tritt der Doktor als Instanz der Messung, Beobachtung und Klassifikation auf: Er notiert die Konzentrationen von Harnstoff, salzsaurem Ammonium und Hyperoxydul in Woyzecks Urin fortlaufend und überwacht durch Befragung seines Probanden den ordnungsgemäßen Ablauf des Experiments. Woyzecks Körper wird „sowohl partialisiert als auch in eine fachwissenschaftliche Nomenklatur überführt“<sup>725</sup> und gleichzeitig einer umfassenden Beobachtung anheim gegeben – „eine Zeit und einen Raum außerhalb des Experiments gibt es nicht mehr“<sup>726</sup>. Gemeinsam mit der disziplinierenden Kontrolle in der Kaserne, die Woyzecks Hauptarbeits- und Lebensumfeld darstellt, ermöglicht die „Kurve der ansteigenden Konzentrationen (...) eine lückenlose Kontrolle (...), denn an einer Unstetigkeit der Kurve wäre sogleich abzulesen, wenn Woyzeck von der vorgeschriebenen Diät abweichen sollte“<sup>727</sup>. Selbst in Situationen emotionaler Belastung, wie der, als Woyzeck vom Hauptmann auf die mögliche Untreue Maries hingewiesen wird (H4,9), ist der Doktor nur darauf bedacht, den Zustand seines Untersuchungsobjekt zu erfassen und zu kategorisieren. So eilt er ihm nach, um ihm den Puls zu messen, der „klein, hart, hüpfend, ungleich“ ist sowie festzustellen, dass sich die „Gesichtsmuskeln starr, gespannt, zuweilen hüpfend“ zeigen, die Haltung „aufgerichtet, gespannt“<sup>728</sup> ist.

Der Doktor hält sich – neben der Schaffung eines Ausnahmezustands und der fortlaufenden Beobachtung des Experiments – an die üblichen Kriterien, die als Voraussetzung für die Generierung „verlässlicher“ Erkenntnisse angesehen werden:<sup>729</sup> Er setzt das Experiment über einen längeren Zeitraum an und plant das Experiment auszuweiten, indem er, wie in H2,6 angekündigt, eine zweite Versuchsreihe mit Hammelfleisch anschließt.

Dass der Doktor pathologische Symptome – sowohl physischer als auch psychischer Natur – dabei in Kauf nimmt, erklärt sich daraus, dass „Tod und Krankheit, das Ende der organischen Prozesse und die Suspendierung ihrer Normalabläufe, (...) die Evidenzpunkte der ernährungsphysiologischen Experimente [bilden]: Erst an der Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Leben und Tod stellen sich »sichere Wahrheiten« und zuverlässiges Wissen ein.“<sup>730</sup>. Es sind gerade die physischen und vor allem die sich im Gespräch mit dem

---

<sup>723</sup> Ebd.: S. 519.

<sup>724</sup> Vgl. Neumeyer 2009a: S. 230f.; Neumeyer, Harald, 2009b: „Woyzeck“. In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.), *Büchner-Handbuch*. Stuttgart: Metzler, S. 98-118, hier S. 111f.

<sup>725</sup> Ebd.: S. 230.

<sup>726</sup> Ebd.: S. 231.

<sup>727</sup> Glück 1986a: S. 144, Hervorhebung im Original

<sup>728</sup> MBA: S. 245.

<sup>729</sup> Vgl. Neumeyer 2009a: S. 231f. und Neumeyer 2009b: S. 112.

<sup>730</sup> Neumeyer 2009a: S. 223.

Doktor offenbarenden psychischen Anomalien, die Woyzeck zu einem „interessanten Kasus“ avancieren lassen:

„WOYZECK. Sehn Sie Herr Doktor, manchmal hat man so n'en Charakter, so n'e Struktur. – Aber mit der Natur ist's was andres, sehn Sie, mit der Natur, (*er kracht mit den Fingern*) das ist so was, wie soll ich doch sagen, zum Beispiel –

DOKTOR. Woyzeck, Er philosophiert wieder.

WOYZECK (*vertraulich*). Herr Doktor habe Sie schon was von der doppelten Natur gesehen? Wenn sie Sonn in Mittag steht und es ist als ging die Welt im Feuer auf, hat schon eine fürchterliche Stimme zu mir geredet!

DOKTOR. Woyzeck, Er hat eine aberratio.

WOYZECK (legt den Finger an die Nase). Die Schwämme Herr Doktor. Da, da steckt's. Haben Sie schon gesehen in was für Figurn die Schwämme auf dem Boden wachsen? Wer das lesen könnt.

DOKTOR. Woyzeck Er hat die schönste aberratio mentalis partialis, zweite Spezies, sehr schön ausgeprägt.

Woyzeck Er kriegt Zulage. Zweite Spezies, fixe Idee, mit allgemein vernünftigen Zustand, Er tut noch alles wie sonst, rasiert sein Hauptmann?

WOYZECK. Ja wohl.

DOKTOR. Ißt sei Erbse?

WOYZECK. Immer ordentlich Herr Doktor. Das Geld für die Menage kriegt die Frau.

DOKTOR. Tut sei Dienst?

WOYZECK: Ja wohl.

DOKTOR: Er ist ein interessanter Kasus, Subjekt Woyzeck Er kriegt Zulag. Halt Er sich brav. Zeig Er sei Puls! Ja.“<sup>731</sup>

Das mechanische „Ja wohl“, das Woyzeck dem Doktor hier zwei Mal als Antwort gibt, ist eine Folge des militärischen Drills und der Disziplinierung, die Woyzeck zu einem idealen Kandidaten für ein strapaziöses Ernährungsexperiment machen. Zudem gehört Woyzeck der Gruppe der „anormaux“ (Foucault) an – Kranke, Geistig Zurück-Gebliebene, Prostituierte, Kinder, Juden, Arme, ethnische Minderheiten etc. – die durch die Geschichte hindurch als Experimentalsubjekte missbraucht wurden, wodurch sich für Pethes das grundlegende Paradoxon von Menschenexperimenten offenbart: „The basic paradox of any human experiment is that it uses and produces 'abnormal' subjects and yet strives to apply the results on 'every' human being. (...) Human experiments follow the double strategy of *ethical exclusion* and *biological inclusion* of experimental subjects“<sup>732</sup>.

Woyzeck ist also nun an dem Punkt angelangt, an dem er an einer Grenze steht – an der Grenze zwischen Normalität und Anomalie, was ihn zu einem „interessanten Kasus“ macht. Dies ist aber nicht die einzige Grenze, die in einem Ernährungsexperiment berührt wird. Da Ernährungsexperimente und Experimente im Allgemeinen oft an Tieren durchgeführt werden, um Erkenntnisse zu generieren, die schließlich auf den Menschen ausgeweitet werden, nehmen sie einen gewissen Indifferenzbereich zwischen Mensch und Tier an: Mensch und Tier sind in ihrer Funktion als wissenschaftliche Datenträger austauschbar<sup>733</sup>. So führt der Doktor seinen Studenten (H4, 18), als ihm die Katze, die „kein wissenschaftlichen Instinkt“ hat, „dafür was andres“ vor, nämlich den infolge des Ernährungsexperiments stark mitgenommenen Woyzeck (Gewichtsreduktion, Haarausfall, unregelmäßiger Pulsschlag etc.), den er zwingt, mit den Ohren zu wackeln, um „so Übergänge zum Esel“<sup>734</sup> demonstrieren zu können. Auch in der Budenszene (H4,3) klingt dieser Indifferenzbereich zwischen Mensch und Tier an, als ein dressiertes Pferd, das kein „viehdummes Individuum“<sup>735</sup> wie viel Person“ ist, zum „Mitglied von alle gelehrte Sozietät“ erklärt und ein Affe mit einem Soldaten, der

<sup>731</sup> MBA: S. 243.

<sup>732</sup> Pethes 2006a: S. 78, Hervorhebungen im Original

<sup>733</sup> Vgl. Neumeyer 2009a: S. 234f.; Neumeyer 2009b: S. 24.

<sup>734</sup> MBA: S. 251.

<sup>735</sup> Pethes liest die Formulierung „viehdummes Individuum“ als Anagramm, bei dem von dem „vi“ im Individuum nichts als das „Vieh“ übrig bleibt (vgl. Pethes 2006a: S. 74f.). Dem „Kernkonzept der idealistischen Anthropologie“, dem Begriff des Individuums, wird also „die tierische Unvernunft auf der Ebene des Wortlauts eingeschrieben“ (Pethes, Nicolas, 2009: Individuum als >Fall< in Recht und Naturwissenschaft. S. 198-204 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 202.)

„unterst Stuf von menschliche Geschlecht“<sup>736</sup>, gleichgesetzt wird. Diese Wechselspiele treffen zugleich eine Aussage über die Befindlichkeit Woyzecks innerhalb der Experimentalanordnung, denn „so wie der Affe, sobald sein Körper wie der eines Soldaten zu koordinierten Bewegungen abgerichtet ist, zum Mensch wird, wird Woyzecks Körper zum Tier, sobald sein Körper wie der der Katze (...) experimentellen Eingriffen, Messungen und Beobachtungen unterworfen wird“<sup>737</sup>. Woyzecks Status als „viehdummes Individuum“ rechtfertigt seine Verwertung in einer Experimentalanordnung.<sup>738</sup>

Warum aber experimentiert der Doktor ausgerechnet mit Erbsen? Neumeyer legt dar, dass Büchner an das Werk *Ueber die Erkenntnis und Cur der Fieber* (1805) des Psychologen Johann Christian Reils anschließt, in dem dieser Effekte bestimmter Nahrungsmittel auf die Psyche des Menschen untersucht. Demnach handelt es sich bei Erbsen (und bezeichnenderweise auch bei Hammelfleisch) um Nahrungsmittel, die – vermittelt durch das Hervorrufen von Dysfunktionen im Bereich der Verdauung – psychische Krankheiten bedingen können. Büchners Doktor verbindet also ein physiologisches mit einem psychologischen Experiment: „Ziel seiner Experimentalanordnung ist es zum einen, die Veränderungen des Stoffwechsels in der Folge der einseitigen Diät zu erforschen. Und Ziel ist es zum anderen, die möglichen Auswirkungen von Nahrungsmitteln über den Körper auf die Seele des Menschen festzustellen“<sup>739</sup>. Obwohl der Doktor die psychopathologischen Anomalien Woyzecks nicht bewusst generiert – zu überrascht freudig fällt dafür seine Begeisterung über die „schönste aberratio mentalis partialis“ aus –, ist in der Versuchsanordnung bereits der Wahnsinn von vornherein angelegt: „Die experimentelle Wissenschaft (...) evoziert den Wahnsinn, den sie sich zu klassifizieren wie zu erforschen anschickt (...).“<sup>740</sup>

Diese Verschaltung eines ernährungswissenschaftlichen mit einem psychologischen Experiment, das die Überwachung der gesamten Existenz des Probanden rechtfertigt, ist die erste Modifikation, die Büchner gegenüber den Experimentanordnungen des angehenden 19. Jahrhunderts vornimmt. Die zweite Modifikation besteht darin, dass der Doktor eigentlich nicht, wie üblich, ein spezifisches Experiment, sondern das Experimentieren selbst als „empirischen Beobachtungsreflex“<sup>741</sup> ausweitet:<sup>742</sup> Er beobachtet an sich selbst das Niesen bei Sonneneinstrahlung (H4,8) und kündigt hoffnungsfroh an, mit dem Hauptmann, falls dieser einen Gehirnschlag erleiden sollte, die „unsterblichsten Experimente“<sup>743</sup> (H4, 9) durchzuführen. Offenbar scheint es also tatsächlich, wie oben angemerkt, das Begehren sich durch eine „Revolution in der Wissenschaft“<sup>744</sup> (H4,8) unsterblich zu machen, zu sein, das dem Experiment(ieren) des Doktors zugrunde liegt. Wenn man sich – z.B. mit Karl Popper – vergegenwärtigt, dass „sichere“ Wahrheiten immer nur vermeintlich „sichere“ Wahrheiten sind, da man nie wissen kann, ob sie nicht in der Zukunft falsifiziert werden, so ist es nur folgerichtig, dass sich der Doktor in *Woyzeck* gar nicht groß um eine Auswertung bemüht oder ein eindeutiges erkenntnistheoretisches Ziel benennt, sondern das Experimentieren selbst zum Ziel macht: „Indem Büchners Drama derart das Experimentieren des Doktors von einem wissenschaftlichen Wahrheitsanspruch ablöst, liefert es einen Befund über die Motivation des Wissenschaftlers: Hinter dessen Anspruch >im Wahren< zu sein, verbirgt sich das Begehren nach Unsterblichkeit“<sup>745</sup>. Diese Zielsetzung zeitigt allerdings einen Rückkoppelungseffekt,

---

<sup>736</sup> MBA: S. 237.

<sup>737</sup> Neumeyer 2009a: S. 235.

<sup>738</sup> Vgl. Pethes 2006a: S. 78.

<sup>739</sup> Neumeyer 2009a: S. 236.

<sup>740</sup> Ebd.: S. 238.

<sup>741</sup> Elm, Theo, 1997: Georg Büchner: Woyzeck. In: Interpretationen. Dramen des 19. Jahrhunderts. Stuttgart: Reclam, S. 141-171, hier S. 148.

<sup>742</sup> Vgl. Neumeyer 2009a: S. 240.

<sup>743</sup> MBA: S. 244.

<sup>744</sup> Ebd.: S. 242.

<sup>745</sup> Neumeyer 2009a: S. 241.

der bewirkt, dass auch der Doktor Teil der Experimentalanordnung wird – eine Zeit oder einen Raum außerhalb dieser gibt es – gleich seinem Probanden – auch für ihn nicht mehr. Was bedeutet dies nun alles für die Art der Theatralik, die uns in *Woyzeck* begegnet? Büchner schließt an das entscheidende Moment der fortlaufenden Beobachtung sowohl der Experimentalanordnung als auch der Schaubude an – beide arbeiten mit einem Geschehen und einer Instanz der Beobachtung. Indem Büchner diese aber nun in einem Drama dem Zuschauer vorführt, fügt er eine Beobachtungsebene zweiter Ordnung (Niklas Luhmann) hinzu und bietet dem Zuschauer „eben das an, was die Experimente der Ernährungswissenschaftler nicht zulassen (...) – die Möglichkeit, eine Experimentalanordnung im Moment ihrer Ausführung zu überprüfen, und zwar hinsichtlich ihrer Bedingungen und Regeln, ihrer Problemlagen und Resultate.“<sup>746</sup>. Hinzukommt, dass Büchner, indem er mit *Woyzeck* einen Menschen auf der Bühne auftreten lässt, dem Subjekt einer Experimentalanordnung, von dem in wissenschaftlichen Studien oft nicht mehr übrig bleibt als Zahlenkolonnen und Fachtermini, einen Körper gibt: „(...) [D]urch das Spiel auf der Bühne wird eben das sichtbar gemacht, was im wissenschaftlichen Verzeichnis neutraler Datenreihen zum Verschwinden gebracht ist – der fortschreitende Deformationsprozess des Probanden“<sup>747</sup>. Neumeyer resümiert: „Insofern die Experimentalanordnung des Doktors einen pathologischen Effekt hervorruft, den er jedoch nicht abschließend auswertet, sondern der weiteren Beobachtung anheim stellt, avanciert *Woyzeck* zu einem »interessanten Casus«. Insofern das Drama Büchners die Experimentalanordnung und deren Effekte darstellt, die es jedoch selbst nicht abschließend auswertet, sondern der weiteren Beobachtung durch den Zuschauer überantwortet, avanciert auch das Drama *Woyzeck* zu einem »interessanten Casus«.“<sup>748</sup>.

Ich möchte nun – dieses Kapitel abschließend – die biopolitische Dimension der Rolle der Wissenschaft in *Woyzeck* zusammenfassen, die ich sich zwischen drei Ebenen bewegen sehe: Die erste Ebene stellt die Ebene der Sozialbiologie der Bevölkerung dar. Diese ist in der Glück'schen Interpretationsweise des Menschenexperiments in *Woyzeck* gegenwärtig: Wissenschaft geht eine Allianz mit der Herrschaft ein, indem sie ihre Forschungen staatsökonomischen Zielen, nämlich einer billigen Ernährung der Soldaten, unterordnet.

Die Ebene der (biopolitischen) Disziplinierung ist die zweite Ebene, auf der sich der Wissenschaftsdiskurs in *Woyzeck* manifestiert: Zum einen tritt Disziplinierung als Voraussetzung für das Gelingen eines höchst strapaziösen - ja – lebensbedrohlichen Ernährungsexperiment auf. *Woyzeck*s durch die Armee disziplinierter Körper ist ein idealer Ansatzpunkt für die riskante wissenschaftliche Versuchsanordnung. Zum anderen wirkt die Wissenschaft in *Woyzeck* – wenn auch auf etwas lächerliche und grotesk-komische Weise für den heutigen Leser und Zuschauer – selbst disziplinierend: In H4,8 bezichtigt der Doktor *Woyzeck*, der seinem (natürlichen) Harndrang nachgibt, der Willensschwäche, da er ja selbst (als Wissenschaftler) nachgewiesen hätte, „daß der musculus constrictor vesicae dem Willen unterworfen ist“. Die Wissenschaft setzt hier als biopolitische Macht direkt am Körper an, sodass „*Woyzeck*'s musculus constrictor is subdued by an alien will“<sup>749</sup>.

Die dritte und letzte Ebene betrifft die biopolitische Rolle der Normbildung der Wissenschaft. Wie Foucault dargelegt hat, geht es der neuen Biomacht um eine Organisation des Lebenden innerhalb einer normativen Matrix. Indem Büchner in *Woyzeck* ein Menschenexperiment vorführt, das am wissenschaftlichen Experimentaldiskurs des angehenden 19. Jahrhunderts partizipiert, führt er an die Grenze von Gesundheit/Krankheit, Leben/Tod und Tier/Mensch heran und legt die normative Macht der Wissenschaft bloß. Am eindrucklichsten passiert dies vielleicht dadurch, dass, wie Nicolas Pethes mit einem Verweis auf die Geschichte des

---

<sup>746</sup> Ebd.: S. 244.

<sup>747</sup> Ebd.: S. 245.

<sup>748</sup> Ebd.

<sup>749</sup> Pethes 2006a: S. 72.

Menschenexperiments zeigt, solche hauptsächlich an „viehdummen Individuen“ durchgeführt wurden, die biologisch zwar inkludiert, aber ethisch exkludiert sind.<sup>750</sup> Insgesamt werden in *Woyzeck* also die machttechnologischen Implikationen einer Wissenschaft gezeigt, die biopolitisch agiert. Dieser Blick hinter die „Diskurskulissen“ gelingt Büchner, wie dargelegt, vor allem dadurch, dass er mit dem Drama eine Beobachtungsebene zweiter Ordnung einführt.

### III.6.2. Militär

Das Militär begegnet uns in *Woyzeck* hauptsächlich als Lebenswelt des Protagonisten und in Form der Figuren des Hauptmanns und des Tambourmajors.

Vor einer Auseinandersetzung mit der Rolle des Militärs in *Woyzeck* ist es wichtig, sich die historische Charakteristik eines Militärregiments zu vergegenwärtigen, das im System Metternichs hauptsächlich dazu diente, Volksaufstände niederzuschlagen, wie es Büchner auch im *Hessischen Landboten* mit einem Verweis auf das Blutbad von Södel 1830 anspricht: „Sie [die Soldaten] sind die gesetzlichen Mörder, welche die gesetzlichen Räuber schützen, denkt an Södel!“<sup>751</sup>. Der Fall Södel, bei dem es infolge von Volksunruhen gegen die hohe Steuerlast zu brutalen Übergriffen des Militärs gegen die Dorfbevölkerung gekommen war, stellt „in besonderer Weise das perverse Wesen einer Exekutive ans Licht, die von Bürgern bezahlt, von Bürgern gestellt – und gegen Bürger ins Feld geführt wird“<sup>752</sup>. Bröckling legt dar, dass der „Einsatz von Truppen gegen die eigene Bevölkerung (...) in dieser Epoche kein Anzeichen tiefgreifender politischer Krise [war], sondern *strukturtypische Herrschaftspraxis*“<sup>753</sup>, die Büchner anprangert.

Dies ist die historische Situation des Militärs, die Woyzecks Lebens- und Arbeitsumfeld determiniert. Woyzeck ist als „geschworener Füsilier“ (H4,17) ein Angehöriger einer niedrigen Dienststufe der Infanterie. Woyzecks Armut liefert einige Indizien dafür, dass er ein „Einstecher“ ist – also ein „Freiwilliger“, der den Militärdienst für einen betuchteren Wehrpflichtigen ableistet<sup>754</sup>. Als Stadtsoldat obliegt es ihm, für Ordnung in den städtischen Verhältnissen zu sorgen.

Nicht nur Woyzecks Tagesablauf ist maßgeblich durch das Militär bestimmt, vielmehr scheint seine ganze Existenz durchdrungen von der militärischen Macht- und Körpertechnik, mit der sich Michel Foucault als „Disziplinierung“ auseinandergesetzt hat und in der es darum geht, den Körper „als unterschiedslose Einheit zu behandeln“ und „ihn im Detail zu bearbeiten; auf ihn einen fein abgestimmten Zwang auszuüben; die Zugriffe auf der Ebene der Mechanik ins Kleinste gehen zu lassen: Bewegungen, Gesten, Schnelligkeit.“<sup>755</sup>. Woyzecks Leben spielt sich zu einem großen Teil in der Kaserne, einer „totalen Institution“ nach Erving Goffman, ab, wo die disziplinierende Kontrollmacht des Militärs direkt an seinem Körper ansetzt, „um das Ich auszulöschen, überhaupt Bewußtsein und Überlegungen auszuhängen und den Menschen durch Exerzitien der Unterwürfigkeit auf bloße Reaktionen, ja auf Reflexe zu reduzieren“<sup>756</sup>. So schleicht sich beispielsweise das mechanistische „Ja wohl“ als internalisierter Reflex des militärischen Drills sogar noch in ein persönliches Gespräch der beiden Kameraden Woyzeck und Andres ein (H4,17).

---

<sup>750</sup> Vgl. Ebd.: S. 78.

<sup>751</sup> MBA: S. 46.

<sup>752</sup> Horn, Eva, 2009: Militär und Polizei. In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, S. 187-191, hier S. 189.

<sup>753</sup> Bröckling, Ulrich, 1997: Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion. München: Wilhelm Fink Verlag, S. 130, Hervorhebung S.P.

<sup>754</sup> Vgl. Horn 2009: S. 188.

<sup>755</sup> Foucault 1994 [1976]: S. 175.

<sup>756</sup> Glück, Alfons, 1986b: Militär und Justiz in Georg Büchners *Woyzeck*. In: Georg Büchner Jahrbuch 4/1986. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, S. 227-247, hier S. 231.

Militärische Disziplinierung ist also eine, die direkt auf den Körper einwirkt (Exerzieren, Kontrolle über grundlegende Lebenszusammenhänge etc.), ihn „abrichten“ will, dabei aber auch den Geist affiziert, um eine spezifische Mentalität zu produzieren.<sup>757</sup> Das Ergebnis fasst Glück folgendermaßen zusammen: „Durch seelische Mechanisierung wird das >Menschenmaterial< zu willenlosen Werkzeugen zugerichtet, die jedem Befehl blind gehorchen (Kadavergehorsam) – bewußtlose Gliedermänner (machina membrorum, Descartes), die, an Fäden gezogen, die Hacken zusammenschlagen, das Gewehr schultern und auf den >Mob< feuern“<sup>758</sup>.

Wie begegnet uns dieses Militär nun konkret in *Woyzeck*?

Schon in der ersten Szene (H4,1) sehen wir die zwei Soldatenkameraden Woyzeck und Andres Stöcke schneiden und auf das Trommeln des Zapfenstreichs hin zurück in die Stadt rennen. Es ist relativ unklar, ob dieses Stöcke-Schneiden in einem (rein) militärischen Kontext, beispielsweise als Materialbeschaffung für Stockprügel, zu sehen ist oder ob es sich um einen anderweitigen Zuverdienst der beiden Soldatenkameraden (z.B. Weidenrutensammlung für das Flechten von Korbwaren) handelt.<sup>759</sup> In die zuvor referierte Logik der Rolle des Militärs als Verteidigungsinstrument „nach innen“ würde die erste Interpretation passen: Woyzeck und Andres – beide Soldaten – schneiden Stöcke, die als Ruten bei ihresgleichen (vielleicht sogar einst bei ihnen selbst), zum Einsatz kommen.

Schon in dieser ersten Szene werden wir mit Woyzecks psychischer Verwirrung in Form seiner Halluzinationen über die Freimaurer vertraut gemacht:

„WOYZECK. Es geht hinter mir, unter mir (stampft auf den Boden) hohl, hörst du? Alles hohl da unten. Die Freimaurer!“<sup>760</sup>

Trotz dieser Situation der tiefsten Verstörung, in der sich beide Kameraden ängstigen („ANDRES. Ich fürcht mich.“<sup>761</sup>), reagieren sie sofort auf das Signal des Trommelwirbels des Zapfenstreichs in der Stadt und rennen zum Appell. Für Glück könnte nichts „schlagender die »strukturelle Gewalt« Militärdisziplin dramatisch versinnbildlichen“ als diese Szene, in der die beiden Kameraden „wie Puppen von unsichtbaren Drähten gezogen“<sup>762</sup> werden.

Den Zapfenstreich, der den Trommelwirbel produziert, von dem sich Woyzeck und Andres in die Stadt zurückgerufen fühlen, wird uns in der nächsten Szene (H4,2) präsentiert: Marie steht mit ihrem Kind und ihrer Nachbarin Margreth am Fenster und beobachtet bewundernd den Zapfenstreich, insbesondere dessen „Anführer“, den Tambourmajor:

„MARGRETH. Was ein Mann, wie ein Baum.

MARIE. Er steht auf seinen Füßen wie ein Löw.“<sup>763</sup>

Horn sieht die Zeichnung des Tambourmajors in *Woyzeck* als Teil eines größeren Komplexes der humoresk-obszönen Thematisierung militärischen Heldentums in Büchners Werk. Als „Tambourmajor“, als Trommler des Zapfenstreichs, ist dieser nämlich durchaus kein richtiger „Major“, sondern „verkörpert die theatralisch-virile Seite des militärischen Drills“<sup>764</sup>. Es sind die äußeren, militärischen Attribute einer aufwendigen Uniform (mit Federbusch und Handschuhen), mit der sich der Tambourmajor vor Marie in H4,6 brüstet, die ihrem Träger sein heroisch-männliches Auftreten verleihen. Der Tambourmajor repräsentiert „den populären Glanz militärischer Staffage und der durch sie ausgedrückten Virilität (...). Er

<sup>757</sup> Vgl. Bröckling 1997: S. 141.

<sup>758</sup> Glück 1986b: S. 232.

<sup>759</sup> Vgl. Ebd.: 234

<sup>760</sup> MBA: S. 235.

<sup>761</sup> Ebd.

<sup>762</sup> Glück 1986b: S. 230.

<sup>763</sup> MBA: S. 235.

<sup>764</sup> Horn 2009: S. 187.

verkörpert aber auch die Leere und die Obszönität dieser militärischen Inszenierung von Männlichkeit“<sup>765</sup>.

In derselben Szene (H4,2) hetzt auch der verstörte Woyzeck – das krasse Gegenteil des Tambourmajors – noch herbei, um gleich darauf wieder in die Kaserne weiterzueilen und Marie und das Kind „schauend“ („MARIE. (...) Es schauert mich.“<sup>766</sup>) zurückzulassen.

Auf dem Jahrmarkt in Szene H4, 3 sind auch wieder Soldaten präsent, die sich lüstern über Marie unterhalten:

„UNTEROFFIZIER. Halt, jetzt. Siehst du sie! Was ei Weibsbild!

TAMBOURMAJOR. Teufel, zum Fortpflanze von Kürassierregimenter und zur Zucht von Tambourmajor.“<sup>767</sup>

Eine zentrale Szene für das Verständnis der Bedeutung des Militärs in *Woyzeck* ist die Szene H4,5, in der Woyzeck seinen Hauptmann rasiert. Dieser Hauptmann, den wir, obwohl er namenlos ganz und gar auf seine militärische Funktion reduziert scheint, nie innerhalb seines militärischen Berufsumfelds sehen, macht einen leidlich militärischen, sogar etwas weinerlichen Eindruck:

„HAUPTMANN. Langsam, Woyzeck, langsam; eins nach dem andern; Er macht mir ganz schwindlig. Was soll ich dann mit den zehn Minuten anfangen, die Er heut zu früh fertig wird? Woyzeck, bedenk Er, Er hat noch seine schöne dreißig Jahr zu leben, dreißig Jahr! Macht 360 Monate, und Tage, Stunden, Minuten! Was will Er denn mit der ungeheuren Zeit all anfangen? Teil Er sich ein, Woyzeck.

WOYZECK. Ja wohl, Herr Hauptmann.

HAUPTMANN. Es wird mir ganz angst um die Welt, wenn ich an die Ewigkeit denke. Beschäftigung, Woyzeck, Beschäftigung! Ewig, das ist ewig, das siehst du ein; nun ist es aber wieder nicht ewig und das ist ein Augenblick, ja, ein Augenblick. – Woyzeck, es schauert mich, wenn ich denk, daß sich die Welt in einem Tag herumdreht, was’n Zeitverschwendung, wo soll das hinaus? Woyzeck, ich kann kein Mühlrad mehr sehn, oder ich wird melancholisch.

WOYZECK. Ja wohl, Herr Hauptmann.“<sup>768</sup>

Wir haben hier eine eindeutig asymmetrische Gesprächssituation vorliegen: Woyzeck reagiert auf die Äußerungen des Hauptmanns, seines Vorgesetzten, wie auf einen Befehl mit „Ja wohl, Herr Hauptmann“.

Den jovialen Ton des Hauptmanns erklärt Glück mit einem Verweis auf das patriarchalische Verhältnis des Hauptmanns zu seinen Untergegebenen, das „die völlige Entmündigung schon voraus[setzt]“<sup>769</sup>.

Meier sieht in der melancholischen Langeweile des Hauptmanns die „Ahnung von seiner gesellschaftlichen Funktionslosigkeit“ als Repräsentant der feudalistischen Staatsmacht, wobei es sich dabei freilich um eine soziale Funktionslosigkeit handelt, die sich auf die Zukunft erstreckt, da „der Feudalismus [gegenwärtig] den gegebenen Zustand noch erhalten [kann], wenn vor allem das Militär seine Funktion, soziale Unruhen zu unterdrücken, erfolgreich ausübt“<sup>770</sup>.

Der zweite Teil des Gesprächs, in dem der Hauptmann Woyzeck mit seinen Moralvorstellungen disziplinieren will, wird weiter unten in Kapitel III.6.4. näher analysiert.

Die melancholische Langeweile des Hauptmanns ist es auch, die ihn in H4,9 Woyzeck zum reinen Amusement mit der Untreue seiner Frau quälen lässt:

---

<sup>765</sup> Ebd.: S. 188.

<sup>766</sup> MBA: S. 236.

<sup>767</sup> Ebd.: S. 237.

<sup>768</sup> Ebd.: S. 239f.

<sup>769</sup> Glück 1986b: S. 236, Hervorhebung im Original.

<sup>770</sup> Meier 1993: S. 43.

„HAUPTMANN. (...) Wie is, Woyzeck, hat Er noch nicht ein Haar aus ein Bart in seiner Schüssel gefunden? He, Er versteht mich doch, ein Haar von einem Menschen, vom Bart eins Sapeur, eins Unteroffizier, eins – eins Tambourmajor? He Woyzeck? (...)“<sup>771</sup>

Weitere Szenen mit militärischen Kolorit sind die Szene H4,10, in der Woyzeck und Andres Wache schieben, die Szene H4,13, in der sie sich gemeinsam ein Bett in der Kaserne teilen müssen und die Szene, in der Woyzeck sein klägliches Testament macht (H4,17). Es ist das Testament, das auf wohl eindrucklichste Weise Woyzecks Armut offenbart: Alles, was er nach einem dreißigjährigen, arbeitsreichen Leben vorzuweisen hat und sein Eigen nennen kann, ist ein „Kamisolche“, ein Unterhemd.

Dieses Kapitel abschließend sei nun noch einmal kurz die biopolitische Wirkungsweise des Militärs resümiert, die sich in *Woyzeck* einerseits (und hauptsächlich) als Instrument der Disziplinierung und andererseits (eher marginal) als Instrument der politischen Repression manifestiert:

Woyzecks Existenz bewegt sich innerhalb des Diskurses militärischer Disziplinierung, ist ganz und gar durchdrungen von den diversen Machttechniken, die darauf ausgelegt sind, wie Foucault schreibt, Individuen zu „verfertigen“ und zuzurichten.<sup>772</sup> Sein „disziplinierter“ Körper ist, wie in Kapitel III.6.1. bereits dargelegt, u. a. eine zentrale Voraussetzung für seinen Einsatz in einem strapaziösen Ernährungsexperiment.

Das Militär als politisches Repressionsinstrument „nach innen“ ist in *Woyzeck* nur vermittelt über den historischen Kontext gegenwärtig.

### III.6.3. Justiz

Die Justiz setzt unmittelbar vor Ende der gespielten Handlung ein. In H4,26 sehen wir einen Gerichtsdieners, einen Arzt (die Allianz von Wissenschaft und Justiz ist hier bereits angedeutet), und einen Richter:

„GERICHTSDIENER. Ein guter Mord, ein ächter Mord, ein schöner Mord, so schön als man ihn nur verlangen tun kann, wir haben schon lange so kein gehabt.“<sup>773</sup>

Diese Äußerung des Gerichtsdieners korrespondiert auf interessante Weise mit der „Predigt“ des ersten Handwerksburschen in H4,11:

„ERSTER HANDWERKSBURSCHE. (...) Warum ist der Mensch? Warum ist der Mensch? – Aber wahrlich ich sage euch, von was hätte der Landmann, der Weißbinder, der Schuster, der Arzt leben sollen, wenn Gott den Menschen nicht geschaffen hätte? Von was hätte der Schneider leben sollen, wenn er dem Menschen nicht die Empfindung der Scham eingepflanzt, von was der Soldat, wenn er ihn nicht mit dem Bedürfnis sich totzuschlagen ausgerüstet hätte. (...)“<sup>774</sup>

Man könnte hier noch hinzufügen: „Und von was hätten Richter, Gerichtsdieners und Gerichtsmediziner leben sollen, wenn es nicht Verbrecher unter den Menschen gäbe?“. Beide, sowohl der Gerichtsdieners als auch der erste Handwerksbursch, verwechseln Ursache und Wirkung, setzen diese gleich und betrachten das Leben und den Menschen von einem teleologischen Standpunkt aus, wie Büchner ihn in seiner Probevorlesung beschreibt, der bis ins Extreme gesteigert ist und sich so selbst ad absurdum führt.

Diese vorletzte Szene, in der wir die Justiz als Instanz der Strafverfolgung nach dem Mord Woyzecks auftreten sehen, deutet den weiteren Verlauf, wie wir ihn aus dem historischen Fall Woyzeck kennen, nur an.

---

<sup>771</sup> MBA: S. 245.

<sup>772</sup> Vgl. Foucault 1994 [1976]: S. 220.

<sup>773</sup> MBA: S. 255.

<sup>774</sup> Ebd.: S. 247f.

Explizit tritt das Recht – abgesehen von der Szene H4,17, in der Woyzeck sein Testament macht – lediglich in H4,8 noch auf, als der Doktor mit dem „Akkord“ (Vertrag) in der Hand wedelt, um Woyzeck zu drohen, der, indem er „auf die Straß gepißt, an die Wand gepißt“ hat, Vertragsbruch begangen hat. Der juridisch bekräftigte Vertragscharakter der Übereinkunft des Arztes mit Woyzeck hilft mit die Zwangssituation, die diesem vermeintlich „freiwillig“ eingegangenen Verhältnis zugrunde liegt, zu verschleiern: „In solchen Verträgen treten sich formell gleiche, aber materiell höchst ungleiche Kontrahenten gegenüber. Was hier abgeschlossen wird, ist ein mit dem Schein von »Recht« und »Gleichheit« umhülltes Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnis.“<sup>775</sup>

Wie ist es aber nun zu verstehen, dass Büchner das weitere Schicksal Woyzecks nur andeutet, um uns ganz unseren Assoziationen zu überlassen, die wir aufgrund des historischen Fall Woyzeck haben? Obwohl aufgrund der zahlreichen Unterschiede zwischen dem historischen und literarischen Woyzeck sicher vorsichtig mit dem historischen Kontext umgegangen werden muss, ist der historische Bezug doch einer, dem man sich notwendig stellen muss.

Ich möchte versuchen, indem ich einen Verweisungszusammenhang zum historischen Fall und den ihn umlagernden Diskurs aufbaue, zu einer Antwort auf diese Frage zu gelangen. Dazu müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, dass, wie Michael Niehaus darlegt, „Büchners Woyzeck (...) auf dem *begutachteten* Woyzeck [beruht]“<sup>776</sup>. Peter Ludwig zeigt mit einem Verweis auf Büchners Beschreibung der leiblich-seelischen Verfasstheit Woyzecks ebenfalls eine starke Abhängigkeit des Dramenfragments von den Gutachten Clarus' auf: „Bis ins Detail bleibt ihr [der Hauptperson Woyzeck] physisches und psychisches Gebaren den gutachterlichen Täterbildern verpflichtet.“<sup>777</sup>

Der Arzt und Hofrat Johann Christian August Clarus wurde vom Gericht bestellt, um die Zurechnungsfähigkeit Johann Christian Woyzecks zum Zeitpunkt des Mordes zu untersuchen: Johann Christian Woyzeck hatte am 2. Juni 1821 seine achtundvierzigjährige Geliebte Johanna Christina Woost erstochen.<sup>778</sup> Clarus verfasste zwei Gutachten<sup>779</sup>, die beide zum Ergebnis kamen, dass Woyzeck zurechnungsfähig, ergo schuldig ist. Woyzeck wird am 27. August 1824 auf dem Leipziger Marktplatz öffentlich hingerichtet. Seine Hinrichtung ist von einem großen Spektakel begleitet: An die 5000 Menschen versammelten sich um das Schafott, um das herum Tribünen errichtet worden waren. Sogar Clarus zweites Gutachten, das an manchen Stellen wie eine moralische Strafpredigt über den sittlich verwilderten Woyzeck klingt, wurde – mit einem Vorwort versehen – als Broschüre veröffentlicht, um die Legitimität der Hinrichtung, die in Leipzig die erste seit 34 Jahren und die letzte überhaupt war, zu bekräftigen. Schon auf dem Titelblatt heißt es: „*Die Zurechnungsfähigkeit des Mörders Johann Christian Woyzeck, nach Grundsätzen der Staatsarzneikunde aktenmäßig erwiesen* von Dr. Johann Christian August Clarus. K. Sächsischem Hofrath, des Königlich Sächsischen Civilverdienst- und des Kaiserl. Russischen Wladimirordens IV. Klasse Ritter,

---

<sup>775</sup> Glück 1986b: S. 238.

<sup>776</sup> Niehaus, Michael, 2009: Gegen Gutachten. Büchners Woyzeck. Wien: Vortrag vom 19.05.2009. Schriftliche Version, S. 1, Hervorhebung im Original.

<sup>777</sup> Ludwig 1998: S. 265.

<sup>778</sup> Zum historischen Woyzeck vgl. z.B. Glück, Alfons, 1987a: Der historische Woyzeck. In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern, S. 314-324; Glück, Alfons, 1990a: Woyzeck – Clarus – Büchner (Umriss). S. 425-440 In: Dedner, Burghard; Oesterle, Günter (Hg.), Zweites Internationales Georg Büchner Symposium 1987. Frankfurt am Main: Hain; Walter, Ursula, 1991: Der Fall Woyzeck. Eine Quellen-Dokumentation (Repertorium und vorläufiger Bericht). In: Georg Büchner Jahrbuch 7/1988-89. Tübingen: Niemeyer, S. 351-380.

<sup>779</sup> Dass Clarus zwei Mal zur Erstellung eines Gutachtens über die Zurechnungsfähigkeit Woyzecks bestellt wurde, brachte ihn gewissermaßen in die unangenehme Situation, sein erstes Gutachten möglicherweise widerrufen zu müssen, was einen Gesichtsverlust zu bedeuten gehabt hätte.

ordentl. Des. Professor der Klinik, des Kreisamts, der Universität und der Stadt Leipzig Physikus u. Arzt am Jakobsspital etc.“<sup>780</sup>.

„Es wird also“, wie Niehaus feststellt, „die geballte Macht der – sich gegenseitig stützenden – wissenschaftlichen und staatlichen Institutionen mobilisiert, um einen Menschen zu exekutieren (...)“<sup>781</sup>.

Woyzeck ist aber nicht der einzige Fall, der die zwischen Mediziner und Juristen geführte Debatte um die Zurechnungsfähigkeit von Mördern anheizte. Mit ihm trugen noch zweite weitere, ähnlich gelagerte „Fälle“ – der „Fall Dieß“ und der „Fall Schmolling“ – zu dieser Auseinandersetzung bei. Die Debatte wurde so hitzig geführt, dass man fast sagen kann, dass die „Diskussionen um die Zurechnungsfähigkeit Woyzecks (...) womöglich spektakulärer [sind] als der historische Mordfall selbst“<sup>782</sup>.

Büchners *Woyzeck* steht also in diesem diskursiven Kontext, durch den „die Gutachter-Frage nach der Zurechnungsfähigkeit als Problemkomplex in das Dramenfragment Büchners automatisch importiert [wird]. Der Name *Woyzeck* steht gleichsam für diese Frage“<sup>783</sup>. So verwundert es nicht, dass diese Frage in der Forschungsliteratur zu *Woyzeck* eine bedeutende Rolle spielt und auf unterschiedliche Weise beantwortet worden ist.

Alfons Glück sieht *Woyzeck* als eine „Revision, die der Dichter einlegt gegen das Urteil des Staatsmediziners über den verstörten und zerstörten Pauper“<sup>784</sup>. Georg Reuchlein, der sich explizit mit dem Problem der Zurechnungsfähigkeit in „*Woyzeck*“ auseinandersetzt, argumentiert, dass Büchner die Urteilsprinzipien von Justiz und Medizin thematisiert, um „diese als inadäquat und ungerecht zu entlarven, zu widerlegen und so letztlich das Urteil über den historischen ‚Woyzeck‘ zu revidieren“<sup>785</sup>. Büchner gehe es „keineswegs nur um die Enthüllung verkannter gesellschaftlicher Determinanten von Woyzecks Schicksal, sondern ebenso um eine Kritik der damaligen Justiz und Gerichtsmedizin“<sup>786</sup>. Susanne Kubik hingegen legt dar, dass Büchner keinerlei Urteil über die Zurechnungsfähigkeit Woyzecks fälle, sondern die Entscheidung darüber vielmehr dem Zuschauer bzw. Leser überantworte.<sup>787</sup>

Michael Niehaus, dem ich an dieser Stelle im Wesentlichen folge, kritisiert, dass solche Stellungnahmen auf einer zweifachen Vermischung von unterschiedlichen Ebenen beruhen: „Zum einen auf der Vermischung der *moralischen* und der *rechtlichen* Frage der Zurechnung, zum anderen der Vermischung des *literarischen* [sic!] und *juridischen* Diskurses, oder – anders ausgedrückt – des Ortes, von dem aus sie sprechen.“<sup>788</sup>. Büchners *Woyzeck* ist in zweierlei Hinsicht nicht als „Gegengutachten“ zu betrachten: Erstens nimmt „*Woyzeck*“ als literarischer Text „von seinem diskursiven Ort her eben nicht den *Rechtsstandpunkt* ein“ und zweitens sind literarische Figuren, selbst wenn sie historische Vorbilder haben, zunächst einmal fiktionale Figuren.<sup>789</sup> So unterscheidet sich der literarische Woyzeck in zahlreichen Punkten vom historischen Woyzeck: Büchners Franz Woyzeck (30) ist nicht nur jünger als der historische Johann Christian Woyzeck (41), sondern hetzt sich – im Gegensatz zum arbeits- und obdachlosen historischen Vorbild – auch in rastloser Arbeitsamkeit für seine

<sup>780</sup> Büchner, Georg, 2002: Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zwei Bänden. Hg. von Henri Poschmann unter Mitarbeit von Rosemarie Poschmann. Frankfurt am Main: Dt. Klassikerverlag, Bd.1, S. 722, zitiert nach Niehaus 2009: S. 2, Hervorhebung im Original.

<sup>781</sup> Niehaus 2009: S. 2.

<sup>782</sup> Köhnen, Ralph, 2003: „Wenn einem die Natur kommt“ – Mensch/Maschine in Büchners *Woyzeck*. In: Knoche, Susanne; Koch, Lennart; Köhnen, Ralph (Hg.), Lust am Kanon. Denkbilder in Literatur und Unterricht. Frankfurt am Main (u.a.): Peter Lang, 147-168, hier S. 163.

<sup>783</sup> Niehaus 2009: S. 3.

<sup>784</sup> Glück 1987a: S. 320.

<sup>785</sup> Reuchlein, Georg, 1985: Das Problem der Zurechnungsfähigkeit bei E.T.A. Hoffmann und Georg Büchner. Zum Verhältnis von Literatur, Psychiatrie und Justiz im frühen 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main (u.a.): Peter Lang, S. 59.

<sup>786</sup> Ebd.

<sup>787</sup> vgl. Kubik 1991: 169f.

<sup>788</sup> Niehaus 2009: S. 4, Hervorhebungen im Original.

<sup>789</sup> Vgl. Ebd.: S. 2.

Geliebte Marie und das gemeinsame Kind ab – verkauft sogar seinen Körper für ein Ernährungsexperiment.

Niehaus legt dar, dass Büchner nicht direkt gegen das Urteil selbst Einspruch erhebt, sondern gegen den Woyzeck von Clarus: „Büchner erhebt mit seinem Drama Einspruch gegen die Subjektposition, in die das Gutachten von Clarus den begutachteten Johann Christian Woyzeck versetzt. Und zwar erhebt er Einspruch nicht gegen das *Ergebnis des Gutachtens*, sondern gegen die *Form der Darstellung*, gegen die *Position*, von der aus es spricht.“<sup>790</sup>. Um Einspruch gegen die spezifische diskursive Praxis von Gutachten zu erheben gilt es zu einer Darstellungsform zu gelangen, in der es unmöglich wird, ein Gutachten abzugeben. Und diese Unmöglichkeit wird in *Woyzeck*, so Niehaus, auf verschiedenen Ebenen und unterschiedliche Weise erzeugt:<sup>791</sup> Das Drama stellt erstens nicht – wie ein Gutachten – retrospektiv das Leben des Begutachteten dar, sondern hakt bei einer „zusammengesetzten *Situation*“<sup>792</sup> ein – der Phase in Woyzecks Leben, in dem sich das Geschehen zu einem Mord verdichtet. Zweitens werden Begebenheiten in Woyzecks Leben nicht wie bei Clarus kausal und chronologisch entwickelt, sondern sind simultan zu denken, sodass es zu einer „Verdichtung der *Existenzform* des Protagonisten“<sup>793</sup> kommt. Drittens wird Woyzeck bei Büchner bereits im Vorfeld seiner Bluttat „begutachtet“, nämlich im Ernährungsexperiment des Doktors. Viertens setzt Büchner mit der Verwischung der Grenze zwischen Tier und Mensch (H4,3; H4,8; H4,18) jene Kategorien außer Kraft, die für die Erstellung eines Gutachtens über eine Person wesentlich sind. Und fünftens bringt Büchner mit den religiösen Elementen des Dramas auch die „Frage nach der Natur des Menschen als einer geschaffenen Kreatur ins Spiel“<sup>794</sup>.

Büchners *Woyzeck*, so möchte ich an die Position Niehaus' anschließend resümieren, ist ein anderer als der Woyzeck in den Gutachten Clarus'. Büchner bezieht sich auf die zeitgenössische Debatte um die Zurechnungsfähigkeit von Mördern als einen Diskurs und führt in seinem Drama eine spezifische Form der Subjektivierung vor, bei der die Schemata und Kategorien, die Gutachten zugrunde liegen, nicht greifen.

Wie in den vorangegangenen Kapiteln, möchte ich nun wieder versuchen, meine Ausführungen zur Justiz in *Woyzeck* neu zusammenzusetzen, um so die biopolitische Dimension des juristischen Diskurses zu verdeutlichen:

Wie in der vorletzten Szene H4,26 angedeutet, gehen Wissenschaft und Justiz eine Allianz ein: Ein Richter, ein Gerichtsdienner und ein Arzt treten gemeinsam auf, um den Mörder zu verurteilen und das rechtliche Gleichgewicht wieder herzustellen. Beide Disziplinarmächte setzen, wie wir aus dem historischen Fall Woyzeck wissen, direkt am Körper des Delinquenten an, um seine Zurechnungsfähigkeit zu beweisen: Die medizinische Wissenschaft bereitet das Urteil vor, das durch das Recht ausgesprochen wird. Man könnte also sagen, dass das Recht durchsetzt, was die normierende und normalisierende Wissenschaft vorgegeben hat. Wissenschaft und das herrschende Recht arbeiten hier eng zusammen, was auch daran deutlich wird, dass Clarus seine Wissenschaft sogar als „Staatsmedizin“ bezeichnet.<sup>795</sup>

Besonders interessant, weil scheinbar widersprüchlich, ist aus biopolitischer Perspektive die letztendliche Hinrichtung des historischen Woyzecks, die dem Leser natürlich auch bei Büchners Stück vor Augen steht, denn „[w]ie sollte eine Macht ihr höchstes Vorrecht in der Verhängung des Todes äußern, wenn ihre Hauptaufgabe darin besteht, das Leben zu sichern, zu verteidigen, zu stärken, zu mehrern und zu ordnen?“<sup>796</sup>. Foucault begründet das Weiterbestehen der Todesstrafe in der neuen Ära der Biomacht damit, dass man „statt der

<sup>790</sup> Ebd.: S. 12, Hervorhebungen im Original.

<sup>791</sup> Vgl. Ebd.: S. 13ff.

<sup>792</sup> Ebd.: S. 13, Hervorhebung im Original.

<sup>793</sup> Ebd.: S. 14, Hervorhebung im Original

<sup>794</sup> Ebd.: S. 15.

<sup>795</sup> Vgl. Glück 1987a: S. 319.

<sup>796</sup> Foucault 1977 [1976]: S. 133.

Enormität des Verbrechens die Monstrosität und Unverbesserlichkeit des Verbrechers sowie den Schutz der Gesellschaft in den Vordergrund schob“<sup>797</sup>. In diesem legitimierenden Licht erscheint auch das groß inszenierte Spektakel rund um die öffentliche Hinrichtung des – wissenschaftlich als zurechnungsfähig und damit gewissermaßen als bestialisch erwiesenen – historischen Woyzecks: Einem Volksfest gleich wurde die Hinrichtung auf einer Bühne umringt von Zuschauern „zelebriert“, das zweite Gutachten Clarus’ als Broschüre veröffentlicht, um ein Exempel zu statuieren, um zu zeigen „wie »vernünftig« es ist, sich der Herrschaft und ihren Normen auch im kleinen und kleinsten völlig zu unterwerfen“<sup>798</sup>, um zu demonstrieren, dass „zurechnungsfähige“ Mörder als Bedrohung der gesellschaftlichen Ordnung nicht geduldet werden können. In einer Hinrichtung offenbart sich die Gewalt, „die sonst unsichtbar hinter den Normen wacht“<sup>799</sup>. Dass die disziplinierenden Mächte bei Woyzeck ganze Arbeit geleistet haben, zeigen seine letzten Worte, die als reuige Einsicht, so *Glück*, eine Art Kollaboration mit der Herrschaft darstellen: „Vater, ich komme! Ja, mein himmlischer Vater, du ruft mich, dein gnädiger Wille geschehe, Dank, herzlicher Dank, Preis und Ehre sei dir, Allerbarmer, daß du bei aller meiner großen Schuld dennoch liebevoll auf mich blickst und mich würdigst, dein zu sein, Dank sei dir, daß du nach so vielen ausgestandenen Leiden die Thränen trocknest, deren ich dir so manche weinte. Vater! ich befehle meinen Geist in deine Hände! Dir leb ich, die sterb ich, dein bin ich tod und lebendig. Amen! Herr hilf! Herr laß es wohl gelingen“<sup>800</sup>.

#### III.6.4. Religion und Moral

Unter diesem letzten Punkt möchte ich jene subtilen Techniken der Bewusstseinslenkung darstellen, die als normative Wertesysteme Woyzecks biopolitische Zurichtung bis ins Kleinste sicherstellen, indem sie sein Bewusstsein affizieren. Dabei werde ich mich zunächst dem (u.a. auch religiös geprägten) bürgerlichen Moraldiskurs des Hauptmanns widmen, um dann zur Religion (als Herrschaftsinstrument) überzuleiten, wobei anzumerken ist, dass sich diese beiden Systeme gegenseitig durchdringen (weshalb sie auch in ein und demselben Kapitel dargestellt werden). Mir ist bewusst, dass die folgende Ausführungen einer eindeutigen Systematik entbehren, mir geht es aber hauptsächlich darum aufzuzeigen und zu argumentieren, inwiefern gesellschaftliche Wertesysteme, wie eben beispielsweise die bürgerliche Moral oder die herrschende Religion, ebenfalls biopolitische Implikationen haben können.

Der Hauptmann gehört zur Gruppe derjenigen, für die das Leben, wie Büchner im *Hessischen Landboten* schreibt, auf Kosten der armen Bevölkerung, die „einen langen Werktag“ leben, „ein langer Sonntag“<sup>801</sup> ist. Er wirft Woyzeck sein verhetztes Aussehen, das durch seine nie ruhende Betriebsamkeit, um überhaupt das Existenzminimum erreichen zu können, bedingt ist, sogar noch vor. Er bewertet es moralisch, indem er sagt „Ein guter Mensch tut das nicht (...)“<sup>802</sup>. Generell hat der Hauptmann einiges an Woyzecks Moral auszusetzen:

„HAUPTMANN. (...) Er hat keine Moral! Moral, das ist wenn man moralisch ist, versteht Er. Es ist ein gutes Wort. Er hat ein Kind, ohne den Segen der Kirche, wie unser hochhehrwürdiger Garnisonsprediger sagt, ohne den Segen der Kirche, es ist nicht von mir.“<sup>803</sup>

<sup>797</sup> Foucault 1977 [1976]: S. 134.

<sup>798</sup> Glück 1987a: S. 323.

<sup>799</sup> Ebd.: S. 322.

<sup>800</sup> Woyzecks letzte Worte, Druckblatt 22 x 27 cm, Leipzig, Museum für Geschichteder Stadt Leizig, zit. nach Glück 1987a: S. 322.

<sup>801</sup> MBA: S. 40.

<sup>802</sup> Ebd.: S. 240.

<sup>803</sup> Ebd.

Diese Rede des Hauptmanns über Moral erinnert ein wenig an die weiter oben besprochene Szene H4,8, in der der Doktor Woyzeck einen quasi-philosophischen Vortrag über den Menschen, in dem sich die Individualität zur Freiheit verklärt, hält.<sup>804</sup> Beide gebrauchen symbolisch aufgeladene Begriffe wie „Freiheit“ und „Moral“ auf selbstgefällige Weise, um sich, indem sie Woyzeck demütigen, über diesen zu stellen. Dass die propagierten Ideologeme disziplinierend wirken, obwohl sie vollkommen bedeutungsleer und tautologisch sind, ist durch die soziale Höherstellung gewährleistet und legitimiert, wie die Reaktion des Hauptmanns auf die erste „richtige“ Antwort Woyzecks zeigt, in der dieser sagt:

„WOYZECK. Herr Hauptmann, der liebe Gott wird den armen Wurm nicht drum ansehen, ob das Amen drüber gesagt ist, eh er gemacht wurde. Der Herr sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen.

HAUPTMANN. Was sagt Er da! Was ist das für n'e kuriose Antwort? Er macht mich ganz konfus mit seiner Antwort. (...)“<sup>805</sup>

Es ist bezeichnend, dass die erste „richtige“ Antwort Woyzecks das Gespräch nicht etwa stimuliert, sondern auf eine Sackgasse zulaufen lässt: Eine Verständigung zwischen „Herr“ und „Diener“ scheint unmöglich.

Rolf Kauffeldt und Werner Mainz orten in Woyzecks Antwort eine „Auflehnung gegen den Gott des Schreckens (...), der die Glaubensvorstellungen in jener Zeit so sehr prägt und die herrschaftssichernde Verbindung von Politik und Glauben, von Thron und Altar, schafft“<sup>806</sup>. In der Tat scheint bei Woyzeck ein Verständnis für den Zusammenhang zwischen der disziplinierenden Moral und der sozialen Position zu keimen, wenngleich dieses auch gepaart ist mit einer fatalistischen Betrachtung seiner eigenen Lage:

„WOYZECK. Wir arme Leut. Sehn Sie, Herr Hauptmann, Geld, Geld. Wer kein Geld hat. Da setzt einmal einer seinesgleichen auf die Moral in die Welt. Man hat auch sein Fleisch und Blut. Unseins ist doch einmal unselig in der und der anderen Welt, ich glaub, wenn wir in Himmel kämen, so müssten wir donnern helfen. (...) Sehn Sie, wir gemeinen Leut, das hat kein Tugend, es kommt einem nur so die Natur, aber wenn ich ein Herr wär, und hätt ein Hut und eine Uhr und eine Anglaise und könnt vornehm reden, ich wollt schon tugendhaft sein. Es muß was Schönes sein um die Tugend, Herr Hauptmann. Aber ich bin ein armer Kerl.“<sup>807</sup>

Woyzeck projiziert hier seine Erfahrungen noch ins Jenseits – es erscheint ihm unabänderlich und geradezu folgerichtig und logisch, dass er – sollte er in den Himmel kommen – „donnern“ helfen müsste. Glück schreibt, dass Woyzeck selbst in seiner fatalen Lebenssituation, die „Spielregeln derer gelten läßt, die ihn in diese Lage gebracht haben“<sup>808</sup>. Als letzte Folge lässt sich in dieser Logik sogar noch der Mord an Marie als „herrschaftskonform“ bezeichnen, da sich die Rebellion Woyzecks nicht gegen die tatsächlichen Verursacher und Determinanten seiner sozial zerstörerischen Situation richtet, sondern gegen seine eigene Geliebte, die sich (im Sinne der herrschenden Religion) einer „Todsünde“ schuldig gemacht hat. Noch im Mord an Marie – so könnte man argumentieren – ist Woyzeck dem herrschenden Wertesystem von Moral und Religion – wenn auch in pervertierter Weise – verhaftet.

Die Rolle der Religion in *Woyzeck* ist auch deswegen interessant, weil sie, wie Glück schreibt, „eine Hauptquelle [Woyzecks] Desorientierung (...), der Hauptinhalt der Wahnbildungen Woyzecks [ist] (...)“<sup>809</sup>. So halluziniert Woyzeck in größter Furcht über die Freimaurer, die

---

<sup>804</sup> Vgl. Ebd.: S. 242.

<sup>805</sup> Ebd.: S. 240.

<sup>806</sup> Kauffeldt, Rolf; Mainz, Werner, 1990: Georg Büchner: Woyzeck. Text und Materialien. Düsseldorf: Schwann-Girardet, S. 56.

<sup>807</sup> MBA: S. 240f.

<sup>808</sup> Glück, Alfons, 1990b: Woyzeck. Ein Mensch als Objekt. In: Interpretationen. Georg Büchner. Dantons Tod, Lenz, Leonce und Lena, Woyzeck. Stuttgart: Reclam, S. 197.

<sup>809</sup> Glück, Alfons, 1987b: Der Woyzeck. Tragödie eines Paupers. In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern, 325-332, hier S. 328.

von der Kirche als gefährlich dargestellt wurden, obwohl sie einige der wenigen waren, die sich tatsächlich für die soziale Katastrophe der armen Bevölkerung interessierten:

„WOYZECK. Ja Andres; den Streif da über das Gras hin, da rollt abends der Kopf, es hob ihn einmal einer auf, er meint es wär ein Igel. Drei Tag und drei Nächst und er lag auf den Hobelspänen, (*leise*) Andres, das waren die Freimaurer, ich hab's, die Freimaurer still! (...) Es geht hinter mir, unter mir (*stampft auf den Boden*) hohl, hörst du? Alles hohl da unten. Die Freimaurer!“<sup>810</sup>

Woyzecks tatsächliche Schinder sind hier in unterirdische Verfolger in Form der Freimaurer verwandelt. Woyzecks Zustand zeigt sich uns hier im wahrsten Sinn des Wortes als „ver-rückt“, indem die realen ausbeuterischen Instanzen zu halluzinierten Verfolgern im Untergrund werden.

Obwohl die biopolitische Dimension der Moral und Religion schon deutlich angeklungen sein sollte, möchte ich sie nun nochmals kurz zusammenfassen:

Sowohl die bürgerlichen Moral- und Tugendvorstellungen als auch die herrschende Religion, die sich gegenseitig stützen und absichern, setzen direkt am Körper Woyzecks, u. a. an seiner Sexualität, an. Sie geben Normen vor, die schließlich von den sozialen Akteuren ausagiert und so immer wieder bestätigt und neu hervorgebracht werden. „Normierende Disziplinierung“ ist wohl das Schlagwort, mit dem man die biopolitische Wirkungsweise dieser beiden Diskurse am besten beschreiben kann.

---

<sup>810</sup> MBA: S. 235.



#### IV. Resümee: Zusammenfassung, Pointierung und Anschlussfragen zum Status von Literatur im diskursiven Zusammenhang

„Je mehr man schon weiß,  
je mehr hat man noch zu lernen.  
Mit dem Wissen nimmt das Nichtwissen  
im gleichen Grade zu, oder vielmehr  
das Wissen des Nichtwissens.“  
(Friedrich Schlegel)

In der vorliegenden Arbeit wurde versucht eine biopolitische Perspektive auf das Werk Georg Büchners zu eröffnen. Diese Entscheidung für ein sozialphilosophisches Konzept ähnelt der „Wahl eines Schlüssels für eine unbekannte Verriegelung. Ob er paßt, erweist sich, indem er öffnet“<sup>811</sup>. Ich möchte abschließend resümieren, inwiefern das Konzept der Biopolitik das Werk Büchners tatsächlich aufschließt und die Erträge der vorliegenden Arbeit pointieren.

Biopolitik als eine Machtform, deren „Geburt“ Foucault im ausgehenden 17. Jahrhundert verortet, ist heute aktueller denn je: Diskussionen über Stammzellenforschung, Abtreibung, die explodierenden Bevölkerungszahlen, den Hunger in der Welt, die Finanzierung des Sozialsystems (Pensionsversicherung, Gesundheitsversorgung etc.) etc. beherrschen den medialen Diskurs. Wir selbst sind als Individuen ständig dabei, unser (physisches) „Humankapital“ zu maximieren: Wir sollen uns gesünder ernähren, mehr Bewegung machen, unsere Emotionen „intelligent“ managen und hin und wieder ein Wellness-Wochenende einschieben, um entspannt zu bleiben – oder zu werden. Dies sind nur einige willkürlich herausgegriffene Ad Hoc-Beispiele dafür, wie sehr Biopolitik unser modernes Denken und – vor allem – Leben bestimmt.

Inwiefern dieser Politik, bei der das „Leben [des Menschen, S.P.] als Lebewesen auf dem Spiel steht“<sup>812</sup>, von Anfang an Ambivalenz innewohnt, hat Foucault in seinen Schriften herausgearbeitet: Biopolitik entfaltet sich im Gegensatz zur Souveränitätsmacht in einem positiven Zugriff auf das Leben, der sowohl das Individuum als Einzelnes als auch die Bevölkerung als Ganzes betrifft. Während auf das Individuum disziplinierend und normalisierend eingewirkt wird, das sich schließlich vor dem Hintergrund der nämlichen Diskurse<sup>813</sup> selbst zum Gegenstand praktischer Bearbeitung macht<sup>814</sup>, wird das Leben der Bevölkerung, das vor allem in Form statistischer Daten ins Bild tritt, zum Ziel regulativer Maßnahmen. Entscheidend ist dabei, dass Biopolitik ihr Möglichkeitsspektrum erweitert und neben den direkten Formen autoritativer Steuerung, wie sie der Souveränitätsmacht zur Verfügung standen, über viele „indirekte Mechanismen der Anreizung und Anleitung, der Vorsorge und Vorhersage, der Moralisierung und Normalisierung“<sup>815</sup> verfügen kann. Daran wird bereits der ambivalente Charakter dieser positiven Lebens(all)macht sichtbar: „Sie kann vorschreiben und verbieten, aber auch anregen und stimulieren. Sie kann reglementieren und disziplinieren – oder eben aktivieren und autonomisieren.“<sup>816</sup>

---

<sup>811</sup> Werner 1992: S. 87.

<sup>812</sup> Foucault 1977: S. 138.

<sup>813</sup> Zu nennen wären hier prominent der wissenschaftliche, medizinische, moralische, juristische und religiöse Diskurs sowie Körper- und Geschlechtervorstellungen und Konzepte von Gesundheit und Krankheit.

<sup>814</sup> Foucault hat für diese Subjektivierungsweisen den Begriff der „Selbsttechniken“ oder „Technologien des Selbst“ geprägt: „Darunter sind gewußte und gewollte Praktiken zu verstehen, mit denen sich die Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selbst zu transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse ästhetische Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht.“ (Foucault, Michel, 1989 [1984]: Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 18.)

<sup>815</sup> Lemke 2007: S. 147.

<sup>816</sup> Ebd.: S. 147f.

In ihrem Bestreben, „gutes“ Leben zu verwirklichen, ist sie ständig darum bemüht, alles, was dem Volkskörper schaden könnte, von ihm fernzuhalten, womit auch schon die rassistische Komponente des biopolitischen Diskurses – und damit einer seiner tiefsten Abgründe – angesprochen ist. Wie Leben und Tod auf grausamste Weise miteinander verkoppelt werden, hat die Geschichte des 20. Jahrhunderts gezeigt, die auch den Ausgangspunkt für Foucault und weitere Theoretiker der Biopolitik darstellt.

Diese neue Form der Machtausübung muss gemeinsam mit der „Entdeckung des Lebens“ an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gedacht werden: Ich habe mich bemüht herauszuarbeiten, dass das moderne Wissen vom Leben wesentlich mit dem Aufkommen der Biopolitik interagiert. So impliziert die Idee der Selbstregulation gerade, dass Lebensprozesse auch von außen beeinflusst werden können und fordert die Konzeptualisierung des Lebens als biologisches Kontinuum gerade eine ordnende und kategorisierende Bearbeitung heraus. Biopolitik erfordert ein systematisches Wissen vom Leben: „Wissenssysteme stellen kognitive und normative Karten bereit, die biopolitische Räume erst eröffnen und Subjekte wie Objekte von Interventionen spezifizieren. Sie machen die Realität des Lebens begreifbar und kalkulierbar, so dass diese gestaltet und verändert werden kann.“<sup>817</sup>

Das Leben tritt historisch erstmals als tiefgründige Kraft auf den Plan der Wissenschaften und reflektiert einen wissenschaftsgeschichtlichen Umbruch von der taxinomischen Oberflächenorganisation hin zu einer „geschichtlichen“ Betrachtung lebendiger Phänomene. In der kritischen Rezeption um die Jahrhundertmitte des 19. Jahrhunderts wurde für diese Lebenskraftlehren des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts der abwertende Begriff des „Vitalismus“ geprägt. Wie sich mit Eve-Marie Engels zeigen lässt, bereitet aber gerade ein Teil dieser Schriften, den sie als „methodologischen Vitalismus“ bezeichnet, den modernen Organismusbegriff als „Lücken- oder Markierungsparadigma“ maßgeblich vor, indem er sich von mechanisch-physikalischen Erklärungsmodellen des Lebens löst und so – zwar ohne selbst ein ausgefeiltes Paradigma zur Verfügung stellen zu können – die brüchig gewordene epistemische Ordnung konturiert.

Büchners naturwissenschaftliche Schriften reflektieren diese wissenschaftshistorische Umbruchsituation und sind als Beitrag zur Herausbildung des neuen Wissens vom Leben zu lesen. Büchners Position im Rahmen dieser Umwälzungsprozesse ist dabei alles andere als leicht oder eindeutig zu bestimmen: Er steht gewissermaßen an der epistemologischen Schwelle seiner Zeit – mit einem Bein noch in der Tür der Naturphilosophie, mit der Hand allerdings schon die Klinke der Tür zur modernen, sich im Konstitutionsprozess befindlichen Naturwissenschaft betätigend. Seine Sozialisation als Wissenschaftler erfährt er unter gegensätzlichen Lehreindrücken: In Straßburg stehen in seinen Lehrern Duvernoy und Lauth die empirische und naturphilosophische Auffassung einander gegenüber; in Gießen wiederholt sich diese Konstellation mit Wernekinck und Wilbrand. Insgesamt bleibt jedoch festzuhalten: Auch wenn Büchner in Dissertation und Probevorlesung noch auf alte taxinomische Modelle der Naturgeschichte wie die *scala naturae* zurückgreift, oder Theoremen folgt, die später widerlegt werden, wie etwa die Wirbeltheorie Okens, so klingt bei ihm doch eindeutig der Übergang zu einer dynamischen Betrachtung des Lebens an, die nicht mehr auf physikalische oder chemische Gesetzmäßigkeiten bei der Erforschung des Lebendigen rekurriert, sondern dessen Tiefgründigkeit in seiner größtmöglichen Potentialität erfassen will. Insofern lässt sich Büchners naturwissenschaftliches Schaffen, seine Suche nach der „Manifestation (...) eines Gesetzes der Schönheit“<sup>818</sup>, mit Engels, als „methodologischer Vitalismus“ bezeichnen, der als „Lücken-“ oder besser „Markierungsparadigma“ einen metatheoretischen Raum schafft für „den Übergang vom Modell des Organismus als

---

<sup>817</sup> Ebd.: S. 149.

<sup>818</sup> MaBA 8: S. 155.

Maschine im Sinne der klassischen Mechanik zu einer an der Idee der Selbstorganisation orientierten Vorstellung des Organismus“<sup>819</sup>.

Die Beziehung zwischen Büchners naturwissenschaftlichen Schriften und seinen literarischen Werken könnte folgendermaßen gedacht werden: Büchner greift das Leben auch hier in seiner Potentialität und Geschichtlichkeit auf und fragt nach dessen Aufrechterhaltung und Ausformung unter den jeweiligen Existenzbedingungen, gewissermaßen nach den „Formgebungen“ des Lebens. Hierzu gesellt sich allerdings eine Perspektive, die nach der politischen Organisation dieser Existenzbedingungen fragt, die dem Menschen als körperliches Lebewesen eignet. Dabei werden nicht nur Ambivalenzen und Aporien dessen freigelegt, was Foucault später als Biopolitik bezeichnet hat, sondern auch deren zentrale Subjektivierungsweisen (Stichwort: Normalisierung, Disziplinierung) auf ihren paradoxalen Gehalt überprüft. Für Oesterle resultiert Büchners Fähigkeit, „die geschichts- und subjekttheoretischen Aporien seiner Zeit als auch ihre faktischen Widersprüche auf allen Ebenen“<sup>820</sup> erfassen zu können zum Teil aus dessen gespannter, zeittypischer Lebenssituation. Für ihn lässt sich Büchner „im doppelten Sinne des Wortes [begreifen] – geistig und physiologisch“<sup>821</sup>: „Auf der einen Seite der gutsituierte, hochprivilegierte Arztsohn, der Karriere macht, auf der anderen Seite der politisch verfolgte, existentiell bedrohte >nackte< Mensch“<sup>822</sup>.

Ich möchte nun die biopolitische Dimension, wie sie in den literarischen Werken Büchners unterschiedlich zum Ausdruck kommt, resümieren:

Der *Hessische Landbote* ist – von den Problemen, die sich aus der Ko-Autorschaft mit Weidig und dem problematischen Entstehungszusammenhang ergeben, einmal abgesehen – jenes Stück Text Büchners, das offen und mit gutem Recht selbst Politik genannt werden kann. Obwohl Büchner am Diskurs rund um und im Gefolge der „Mutterrevolution“ von 1789 partizipiert, gibt er ihm doch eine entscheidende Wendung: Was dieser Text mit seiner Rede über den ausgebeuteten und geschundenen Volksleib einfordert, ist nichts anderes als das Leben selbst – und zwar eine politische Organisation desselben, die nicht darauf beruht, dass die Körper der Einen (Reichen) die Körper der Anderen (Armen) systematisch verbrauchen. Der juristische Diskurs rund um die Menschenrechte wird also auf seine Basis herabgezogen, die wie Lehmann<sup>823</sup> nachgewiesen hat, in der Sexualität besteht. Der Begriff der Menschenrechte rekurriert auf die Gattungszugehörigkeit des Menschen und somit auf eine biologische Referenzgröße. Die Geburt einer Politik der Menschenrechte ist also wesentlich eine Geburt aus dem Geiste der Biopolitik – dies hat Büchner offenbar deutlich erkannt, indem er im *Hessischen Landboten* eine genuin biopolitische Fragestellung eröffnet, die in *Danton's Tod* aufgegriffen wird: Wie muss Politik beschaffen sein, um der Körperlichkeit des Menschen Rechnung tragen zu können?

In *Danton's Tod* wimmelt es nur so von Körpern – hungrigen, abgeschundenen, sich prostituierenden, kranken, aber auch üppigen, wohlgenährten und frivolen Körpern. Diese Körper, so scheint es, sind der Kristallisationspunkt der gegensätzlichen politischen Programme der revolutionären Akteure: Während Danton für eine Politik der genießenden Körper eintritt, verachtet Robespierre diesen Genuss als überflüssigen Luxus und setzt Nicht-Genießen und Tugend in eins. In der Forderung nach dem Genießen der Körper offenbart sich das moderne biopolitische Moment und gleichzeitig ein blinder Fleck der Französischen Revolution: Es geht eben nicht mehr nur um die Gleichheit der Menschen als Rechtssubjekte, sondern um die Gleichheit im Genießen, eine Gleichheit, die noch die basalen Lebensvollzüge betrifft: Essen, Trinken, Ruhe, Erholung, Sexualität etc. Diese Gleichheit im Genießen ist im

---

<sup>819</sup> Engels 1994: S. 150.

<sup>820</sup> Oesterle, Günter, 2009: Klassizismus, Romantik und Vormärz. S. 299-305 In: Borgards, Roland; Neumeyer, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler, hier S. 304.

<sup>821</sup> Ebd.: S. 303.

<sup>822</sup> Ebd.

<sup>823</sup> Vgl. Lehmann 2009: S. 235.

Drama aber noch weit von ihrer Realisierung entfernt, vielmehr ist es gerade die Ungleichheit, die uns Büchner vorführt: Eine kleine Gruppe genießt auf Kosten einer großen Gruppe, die Körper der Einen verbrauchen die Körper der Anderen. Genießen und Leiden – so scheint es – sind zwei Seiten derselben Medaille, ein Ausgleich der körperlichen Bedürfnisse scheint nicht möglich. Die allgegenwärtige Ungleichheit im Genießen wird auch zum Sinnbild für die Aporie der politischen Selbstrepräsentation des Volks: Die (bürgerlichen) Revolutionäre genießen als Repräsentanten des Volks, was diesem weitgehend vorenthalten bleibt.

Büchners Drama akzentuiert aber mit der Beseitigung der Dantonisten zum Wohle der Revolution noch eine andere Spielart der Biopolitik, die Tod und Leben aufs Engste miteinander verschränkt: Der Tod Dantons und seiner Gefährten wird als unausweichlich und als geradezu „natürliche“ Etappe auf dem Weg zu einer besseren Gesellschaft konstruiert. Darin offenbart sich der biopolitische Versuch, das Leben der Einen mit dem Tod der Anderen erkaufen zu wollen, der sein Symbol in der Guillotine findet – jener nahezu industriellen Tötungsmaschine, die einem Leib den Kopf abtrennt und damit immer wieder aufs Neue die republikanische Gründungsszene zelebriert, in der es nur noch den Körper (das Volk) und keinen Kopf (den Souverän) mehr gibt.

Büchner *Lenz*, der lange Zeit als der unpolitischste Text Büchners angesehen wurde<sup>824</sup>, lässt sich in Hinblick auf seine biopolitische Dimension als Normalisierungsdokument lesen. Goethe diagnostiziert 1814 beim historischen Lenz ein Leiden „von der Zeitgesinnung“<sup>825</sup>, einer Zeitgesinnung, die nicht nur das neue Wissen vom Leben in Psychologie und Biologie reflektiert, sondern auch die biopolitische Wende im Zugriff auf das Leben. Ein wichtiger Begriff in diesem Zusammenhang ist das „Gefühl“, das über das Innen das Außen vermittelt, und so auf das Leben verweist: „»Leben« bezeichnet den Modus, in dem die Welt gegeben ist, »Gefühl« bezeichnet den Modus, in dem sich diese spezifische Form der Gegebenheit wahrnehmen lässt.“<sup>826</sup> Diese Form der „fühlenden“ Selbstregulierung, die für das Verständnis des Lebendigen wesentlich ist, tritt in Verbindung mit einer Machtformation, die über diese Art von Rückkopplung disziplinierend auf das Individuum einwirkt und es so zum Subjekt normalisiert. Das Entscheidende daran ist, dass der Impuls der Normalisierung auch als Anreiz zur permanenten Selbstoptimierung in das Individuum selbst integriert wird: Das moderne Individuum, das Innen und Außen über sein Selbstgefühl vermittelt, wird nicht nur normalisiert, es normalisiert sich auch selbst. Interessant ist nun, dass dieses „Sich-Selbst-Fühlen“ vor allem im Schmerz wurzelt, in einer physischen Reizbarkeit, die „seit der Aufklärung (...) als die tiefste Ursache und zugleich Kennzeichen des Lebendigen [galt]“<sup>827</sup>. Darin offenbart sich eine fundamentale Neubewertung des Schmerzes in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die im Wesentlichen darin besteht, dass der Schmerz nicht mehr als „Gegenteil des Körpermaschine [erscheint], sondern als Bestandteil des körperlichen Lebens“<sup>828</sup>, wodurch das Subjekt nunmehr in einem somatischen Akt konstituiert wird, was im paradigmatischen Ausruf Herders „Ich fühle mich! Ich bin“<sup>829</sup> gipfelt.

Büchners *Lenz* führt diese neue Form der somatischen Subjektconstitution vor: Lenz versucht sich seiner selbst immer wieder im Schmerz zu vergewissern, setzt seinen Körper dabei aber einer systematischen Überforderung aus, da der schmerzvolle Akt der Subjektconstitution immer wieder aufs Neue wiederholt werden muss. Lenz fehlt sich selbst, und wie Goethe im *Werther* formuliert: „Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles.“<sup>830</sup> Er leidet an seiner Anormalität, an seiner sozialen und psychischen Abweichung, die es ihm eng werden lassen im normativen Korsett. Sinnbild im Text dafür ist die Ver-rückung: Lenz scheint in dieser

<sup>824</sup> Für eine kritische Entkräftung dieses Urteils vgl. Descourvières 2006: S. 221.

<sup>825</sup> Goethe, zit. nach MBA: S. 531.

<sup>826</sup> Borgards 2009b: S. 63.

<sup>827</sup> Sarasin 2001: S. 20.

<sup>828</sup> Borgards 2009c: S. 239.

<sup>829</sup> Borgards 2007: S. 116.

<sup>830</sup> Goethe, Johann Wolfgang, 2002 [1774]: *Die Leiden des jungen Werther*. Stuttgart: Reclam, S. 63.

Welt seinen Platz nicht zu finden, da diese aus seiner Sicht auf dem Kopf steht, er dagegen aber nicht auf dem Kopf gehen kann.

Büchner zeigt uns nicht die Ursachen, die zu Lenz' Wahnsinn geführt haben, sondern führt ihn uns dynamisch vor. Unter dem diskursiven Eindruck des modernen psychiatrischen Diskurses, in dem sich die biopolitische Wende offenbart, schreibt er über den Oberlinschen Versuch einer theologisch-idealistischen Normalisierung Lenz'. Oberlin, der schon das abweichende Steintal normalisiert hat, will auch Lenz auf den „rechten“ Weg zurückführen. So wohlmeinend Oberlins Absichten auch sein mögen, am Ende bleibt Lenz in seiner uneindeutigen und damit unbehaglichen Anormalität nicht integrierbar.

Büchner nimmt allerdings einen entscheidenden Perspektivenwechsel gegenüber dem psychiatrischen Sprechen über den Wahnsinn vor: Er stellt den leidenden Lenz, der als Wahnsinniger eigentlich das Recht verwirkt hat, gehört zu werden und sprechen zu dürfen, in den Mittelpunkt und verleiht ihm eine eigene Stimme. Diese Stimme führt nicht nur den Leidensdruck der Erfahrung der Anormalität vor, die entweder therapiert werden muss oder unbrauchbar ist, sondern fordert mit ihren Entwurf eines bioästhetischen Programms gerade das ein, was ihr abhanden gekommen ist: Leben.

*Leonce und Lena* erweist sich in meinen Augen als der widerständigste Text Büchners in Hinblick auf seine biopolitische Lesbarkeit. Aufgrund seines radikalen Zitatcharakters ist es gar nicht so leicht, dieses Textes in seiner Vielstimmigkeit habhaft zu werden. Um aus einem Problem ein Projekt zu machen, habe ich versucht, mich Büchners Lustspiel eben aus jener Perspektive des Zitats zu nähern. Dabei zeigt sich, wie das zentrale Thema der Melancholie und Langeweile über literarische Topoi entfaltet wird. Wie Dörr nachgewiesen hat, ist Leonces Melancholie Zitat.<sup>831</sup> Beinahe alle Begründungsparadigmen – noch die am lächerlichsten anmutenden wie Leonces Wunsch, sich einmal auf den Kopf sehen zu können – finden sich in einem im 19. Jahrhundert wiederentdecktem Werk des 17. Jahrhunderts: Robert Burtons *Anatomy of Melancholy*. Durch diese strukturelle Technik der Zitation und Montage wird textuell genau das hergestellt, was die Melancholie immer schon indiziert: Unordnung. Wenn Melancholie Unordnung bedeutet, wohnt ihr zugleich aber auch ein Potential der politischen Widerständigkeit inne. Wie sich dieser Widerstand gegen die Entfremdung gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse im Stück äußert, ist allerdings schwer zu bestimmen und am ehesten noch in der Behandlung der Sprache zu finden. Die spezifisch melancholisch-langweilige Lebensform der Figuren Büchners, deren Umfeld der politischen Kleinstaatsituation des Deutschlands der Restaurationszeit aufs Ironischste ähnelt, scheint vor allem in der Sprache aufzugehen. Sprache ist in Büchners Stück selbstreferentiell; über diese Selbstreferentialität lässt sich nicht nur ein Bezug zur romantischen Komödientradition herstellen, der Büchner allerdings mit seinem grotesk-komischen Gesellschaftsentwurf, der die Realität komisch negiert, eine subversive Wendung gibt, sondern auch der wissenschaftliche Blick Büchners nachweisen, der die Idee der organischen Selbstregulation zu einer „Selbstdarstellung von Zeichenbewegungen, von Zeichenbildung“<sup>832</sup> transformiert. In ihrem völlig fehlenden Bezug zur Umwelt, mit der der Mensch vor allem durch Arbeit in Beziehung tritt – die im Stück am Ende bekanntlich per Dekret abgeschafft wird –, zeigt sich die Unmöglichkeit dieses Lebensmodells; Selbstregulierung funktioniert nur durch strukturelle Kopplung mit der Umwelt, wie Niklas Luhmann auch für soziale Systeme nachgewiesen hat.

Der Sprachlosigkeit auf Seiten König Peters und des Volks steht im Stück die Sprachvirtuosität Leonces und Valerios gegenüber. Beide Extreme scheinen authentische Kommunikation zu verunmöglichen. Während der seiner Sprache nicht ganz mächtige König Peter aus dem höfischen Ankleidezereemoniell, das er als philosophischen Schöpfungsakt versteht, erst die Sicherheit seiner Existenz schöpft, muss dem Volk –

---

<sup>831</sup> Dörr 2003: S. 390.

<sup>832</sup> Müller Nielaba 2001: S. 67f.

herrschaftsaffirmierende – Sprache mit dem „Vivat“ – der einzigen Silbe, die wir im Stück von ihm zu hören bekommen – erst eingedrillt werden. Leonce und Valerio treffen sich zwar in ihrem Müßiggang und ihrer Lust an schnellen Pointen, scheinen sich aber gegenseitig auch eher nur Stichworte zu liefern, die jeder für sich in monologischer Form kommentiert. Die Abhängigkeit von Zitaten und Allgemeinplätzen vollendet die Künstlichkeit der Sprache – Leonce übt sich noch in der Liebeszene über literarische Vorlagen in der Rolle des Liebenden ein und spielt mit deren diskursiven Elementen.

Sprache wird im Stück dabei ebenso verkörperlicht, als der Körper versprachlicht wird, was Lehmann<sup>833</sup> resümieren lässt, dass es keinen vorsprachlichen Körper mehr gibt, da dieser erst diskursiv hergestellt werden muss.

Herrschaft – und daran offenbaren sich vielleicht am deutlichsten die systemischen, unpersönlichen Wirkungen des biopolitischen Dispositivs – wird im Stück auf eine ihrer wesentlichsten Existenzbedingungen herabgezogen: Sie setzt in einem Königreich die Fortpflanzung der Herrschenden voraus. Sowohl Prinz als auch Prinzessin wollen sich aber dieser biologischen Voraussetzung von Herrschaft entziehen: Leonce aus Langeweile an der mechanischen Gleichförmigkeit der Ehe („Heiraten! Das heißt einen Ziehbrunnen leer trinken. O Shandy, alter Shandy, wer mir deine Uhr schenkte!“<sup>834</sup>) und Lena aufgrund ihres romantischen Liebesideals („Aber – ein Mann – (...) Den man nicht liebt.“<sup>835</sup>). Selbst wenn die Bedingungen für den Weiterbestand der Herrschaft durch die – bezeichnenderweise an Automaten in effigie vollzogene – Hochzeit geschaffen werden, schafft sich diese mit der Schlussutopie doch gewissermaßen selbst ab, in dem sie sich ihre – freilich fragwürdige – Existenzgrundlage, das Volk für sich arbeiten zu lassen, selbst nimmt und sich ganz in die Utopie eines künstlichen Italiens zurückzieht. Büchner gelingt also gewissermaßen das seltsame Kunststück, Biopolitik an einer Machtform, die ihr historisch vorangeht, zur Anschauung zu bringen.

Für die Analyse des Dramenfragments *Woyzecks* haben wir uns auf die Spuren jener Diskurse begeben, die in *Woyzeck* gegenwärtig sind, um so zu einem Verständnis ihrer biopolitischen Dimension zu gelangen. Hubert Thüning folgend, der schreibt, dass das Drama die „biopolitische Wirkungsweise (...) durch die Verbindung wissenschaftlicher, militärischer und juridischer Diskurspraktiken in einem Dispositiv zur Geltung [bringt], das Woyzecks Alltag durchdringt“<sup>836</sup>, haben wir bei den Stationen „Wissenschaft“, „Militär“ und „Justiz“ Halt gemacht und unser Wahrnehmungsspektrum um die subtilen Techniken der Bewusstseinslenkung, die unter „Religion und Moral“ zusammengefasst wurden, erweitert.

*Woyzeck* ist ein komplexes Geflecht aus diskursiven Elementen, die in der vorliegenden Arbeit zwar analytisch getrennt wurden, im Drama aber ineinander greifen.

Einen besonders dominanten Diskurs stellt der Wissenschaftsdiskurs dar, der an den Grenzen zwischen Tier und Mensch, zwischen Leben und Tod und Krankheit und Gesundheit rührt. Ich habe mich bemüht zu verdeutlichen, dass Büchners *Woyzeck* aus dem zeitgenössischen Diskurs um Menschenexperimente und den an diese gebundenen anthropologischen Konzeptionen entspringt, an diesem teilhat und zugleich über ihn hinausgeht. Die biopolitische Dimension der Rolle der Wissenschaft habe ich auf drei unterschiedlichen Ebene geortet: auf der Ebene der Sozialbiologie der Bevölkerung – der Interpretation des Ernährungsexperiments als Rationalisierung der Armeeverpflegung durch Alfons Glück<sup>837</sup> –, der Ebene der biopolitischen Disziplinierung – als Voraussetzung und Folge des Menschenversuchs – und der Ebene der normbildenden Kraft der Wissenschaft, die alles Lebendige in Kategorien einteilt und entlang einer Norm ausrichtet.

<sup>833</sup> Vgl. Lehmann 2009: S. 235.

<sup>834</sup> MBA: S. 171. Leonce spielt hier auf den Vater Tristrams in Laurence Sternes „Tristram Shandy“ an, der einmal im Monat die Uhr aufzieht und am selben Tag seiner ehelichen Pflicht nachkommt.

<sup>835</sup> Ebd.: S. 173.

<sup>836</sup> Thüning 2009b: 216.

<sup>837</sup> Glück 1986a – siehe Anmk. 714.

Ein weiterer Diskurs, der im Zusammenhang mit der Herausarbeitung biopolitischer Elemente in *Woyzeck* besondere Beachtung gefunden hat, ist der militärische. Im Zusammenhang mit der Darstellung desselben war es mir vor allem wichtig herauszuarbeiten, dass das Verständnis der Rolle des Militärs in *Woyzeck* an den historischen Kontext des Militärs als politisches Repressionsmittel „nach innen“, also der eigenen Bevölkerung, gebunden ist. Zugleich war es mir anhand der Darstellung des Militärs als Lebens- und Arbeitsumfeld Woyzecks möglich, die diversen Machttechniken einer Disziplinierung herauszuarbeiten, die direkt am Körper ansetzt, um Individuen – mit Foucault – zu „verfertigen“<sup>838</sup>.

Etwas heikler stellte sich die Analyse des juridischen Diskurses in *Woyzeck* dar, da dieser hauptsächlich vermittelt durch den historischen Fall Woyzeck gegenwärtig ist und im Drama selbst lediglich angedeutet wird. Entscheidend scheint mir in diesem Zusammenhang (der Eruierung der Zurechnungsfähigkeit eines Mörders und dessen Verurteilung) zu sein, dass Recht und Wissenschaft eine Allianz eingehen: Die medizinische Wissenschaft bereitet das Urteil vor, das durch das Recht ausgesprochen wird. Man könnte sagen, dass das Recht durchsetzt, was die normierende und normalisierende Wissenschaft vorgegeben hat.

Michael Niehaus<sup>839</sup> folgend habe ich versucht nachzuzeichnen, wie Büchner auf unterschiedlichen Ebenen die Kategorien und Instrumente der Justiz (und der mit ihr kooperierenden Wissenschaft) außer Kraft setzt und so eine Unmöglichkeit, ein Gutachten abzugeben, erzeugt.

Wie selbst die Hinrichtung des historischen Woyzecks in einem biopolitischen Zusammenhang gesehen werden kann, habe ich versucht, mit einem Verweis auf das große Spektakel rund um diese zu verdeutlichen, bei der alle „Räder“ der Herrschaft in Bewegung gesetzt wurden, um jegliche Zweifel an der Legitimität der Exekution, die dem Prinzip der neuen Biomacht ja eigentlich entgegentläuft, auszuräumen.

Unter die Kapitelüberschrift „Religion und Moral“ habe ich schließlich jene ideologischen Diskurspraktiken zusammengestellt, die Woyzecks Bewusstsein affizieren und dieses subtil lenken. Damit wollte ich zeigen, wie Biopolitik im Kleinsten – nämlich schon auf der Bewusstseins-ebene – ansetzt, um Individuen zu „produzieren“, die der gewünschten Norm entsprechen.

Was lässt sich aber nun abschließend über den diskursiven Status der Literatur sagen? Partizipiert Büchner am biopolitischen Diskurs oder bildet er diesen nur ab? Sind seine Schriften vielleicht sogar Teil eines sich einem gemeinsamen strategischen Imperativ unterordnenden biopolitischen Dispositivs<sup>840</sup>? Sind sie mit Jürgen Links Annahme von Literatur als „Interdiskurs“<sup>841</sup> zu fassen, derzufolge, unterschiedliche Diskurse in literarischen Texten nicht nur vorkommen, sondern wesentlich mitkonstituiert werden – der Literatur somit eine reintegrative Funktion zukommt? Oder nimmt Büchner doch jene kritische Position ein, die Foucault – auf zugegeben teils erhöhende und mystifizierende Weise – für die Literatur beansprucht hat, nämlich die eines Gegendiskurses<sup>842</sup>? Wie Armin Schäfer richtig feststellt,

---

<sup>838</sup> vgl. Foucault 1994 [1976]: 220.

<sup>839</sup> Niehaus 2009 – siehe Anmk. 760.

<sup>840</sup> Wenn sich diskursive und nicht-diskursive Elemente einem gemeinsamen „strategischen Imperativ“ unterordnen, so nennt Foucault dies „Dispositiv“ (Foucault, Michel, 1978 [1976-77]: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve, S. 120.). Zur Klärung des Dispositivbegriffs vgl. auch Agamben, Giorgio, 2008 [2006]: Was ist ein Dispositiv? Zürich/Berlin: Diaphanes.

<sup>841</sup> Vgl. z.B. Link, Jürgen, 1988: Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik. S. 284-307 In: Fohrmann, Jürgen; Müller, Harro (Hg.): Diskurstheorien und Literaturwissenschaft. Frankfurt am Main oder Link, Jürgen; Parr, Rolf, 1997: Semiotik und Interdiskursanalyse. S. 108-133 In: Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): Neue Literaturtheorien. Eine Einführung. 2., neu bearbeitete Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.

<sup>842</sup> Für eine kritische Betrachtung vgl. Kammler, Clemens, 1997: Historische Diskursanalyse (Michel Foucault). S. 32-56 In: Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): Neue Literaturtheorien. Eine Einführung. 2., neu bearbeitete Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag, hier S. 39ff. Vgl. hierzu auch Köppe, Tilmann; Winko, Simone, 2008: Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar. Metzler, S. 103.

ist Literatur weder „fraglos Sammelbecken und Durchgangsstation anderer Diskurse noch von vornherein ein privilegierter Ort von Kritik und Subversion“<sup>843</sup>.

Für Büchner lässt sich, meines bescheidenen Erachtens, folgende Einschätzung abgeben: Er partizipiert in seinen Texten auf vielfältige Weise an den zeitgenössischen Diskursen der aufkommenden Naturwissenschaft (im Speziellen der Medizin und der Psychiatrie), der Revolution, der Politik, des Rechts, der Philosophie und der Religion. Außerdem setzt er sich intensiv mit literarischen Traditionen wie der englischen Renaissance, des Sturm und Drangs, der Aufklärung und der Romantik auseinander. Das Entscheidende ist, dass er diese Diskurse, an deren Brüchen und Diskontinuitäten sich nicht nur die verändernde epistemologische Ordnung der „Sattelzeit“<sup>844</sup>, sondern auch die biopolitische Wende ablesen lässt, in Hinblick auf deren Ambivalenzen und Aporien durchdiskutiert. Er partizipiert sicher maßgeblich am biopolitischen Diskurs, wenn er im *Hessischen Landboten* eine Politik fordert, die dem Menschen nicht nur als Rechtssubjekt, sondern auch in seiner Körperlichkeit Rechnung trägt – Leben muss zum Gegenstand der Politik werden. Wie sie das werden kann, wird in *Danton's Tod* diskutiert: Juridischer und biopolitischer Diskurs treffen hier in Robespierre und Danton aufeinander. In *Danton's Tod* werden allerdings auch schon die Widersprüche, Paradoxien und Abgründe einer Politik des Lebens offenbar: Nicht nur die praktische Umsetzbarkeit der Idee der Selbstrepräsentation des Volks wird kritisch hinterfragt, sondern auch die biopolitische Verkopplung von Leben und Tod vorgeführt; die Sorge für das Leben kann immer auch in ihr Gegenteil kippen, nur mit dem Unterschied, dass die „Massaker (...) vital geworden [sind]“<sup>845</sup>. In *Leonce und Lena* wird die unpersönliche, systemische Wirkungsweise von Biopolitik genutzt, um komische Effekte zu produzieren, wenn Herrschaft auf ihre biologischen Vorbedingungen – Sexualität und die Zeugung eines Nachkommens für den rein physischen Fortbestand der Herrschaft – herabgezogen wird. In diesem „Kunst-Stück“ zeigt sich eine spielerische Aneignung biopolitischer diskursiver Elemente, deren Verhältnis allerdings nicht ganz klar zu bestimmen ist. In *Lenz und Woyzeck* verleiht Büchner der Literatur schließlich tatsächlich den Status eines Gegendiskurses, wenn er Äußerungen eines Wahnsinnigen bzw. „Geringsten“ fingiert, die sonst in den jeweiligen Diskursen stumm bleiben oder in indirekter Rede sprechen.<sup>846</sup> Er führt die politische Modellierung des Lebens vor, wie sie für Biopolitik bis in die Gegenwart charakteristisch ist: Leben wird entlang einer Achse dessen ausgerichtet, was zum gegebenen Zeitpunkt als „normal“ angesehen wird. Sein und Sollen werden aufs Engste miteinander verknüpft, sodass das Normale naturalisiert und das Anormale pathologisch wird.

Büchner hat sehr genau gesehen, wie politisch kategoriale Einschnitte innerhalb des Kontinuums des Lebens vorgenommen werden und in seinen Werken nachgezeichnet, wie „aus Phrasen Körper werden“. Der Mensch steht in seinen Werken als körperliches Wesen im Mittelpunkt, das gleichermaßen der politischen Zuwendung bedarf wie unter dieser leidet.

---

<sup>843</sup> Schäfer 2004: S. 339.

<sup>844</sup> Koselleck 1979: S. XV.

<sup>845</sup> Foucault 1977 [1976]: S. 133.

<sup>846</sup> Schäfer 2009: S. 180.

## V. Literaturverzeichnis

### 1. Primärliteratur

**Büchner**, Georg, 1987: *Georg Büchner: Leonce und Lena*. Kritische Studienausgabe. Hg. von Burghard Dedner. Frankfurt am Main: Athenäum.

**Büchner**, Georg, 2001: Georg Büchner. »Lenz«. Hg. von Burghard Dedner und Hubert Gersch unter Mitarbeit von Eva-Maria Vering und Werner Weiland. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (=MaBA 5)

**Büchner**, Georg, 2002: Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zwei Bänden. Hg. von Henri Poschmann unter Mitarbeit von Rosemarie Poschmann. Frankfurt am Main: Dt. Klassikerverlag.

**Büchner**, Georg, 2006<sup>12</sup>: Werke und Briefe. Münchner Ausgabe. Hg. von Karl Pörnbacher, Gerhard Schaub, Hans-Joachim Simm und Edda Ziegler. München: DTV. (=MBA)

**Büchner**, Georg, 2008: Georg Büchner. Naturwissenschaftliche Schriften. Hg. von Burghard Dedner und Aurelia Lenné. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (=MaBA 8)

**Büchner**, Ludwig (Hg.), 1850: Nachgelassene Schriften von Georg Büchner. Frankfurt am Main.

**Lenz**, Jakob Michael Reinhold, 1992: Werke und Briefe. Bd. 2: Lustspiele nach dem Plautus. Prosadichtungen. Theoretische Schriften. Hg. von Sigrid Damm. Frankfurt am Main/Leipzig: Insel-Taschenbuch.

**Lenz**, Jakob Michael Reinhold, 1992: Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers. S. 673-690 In: Ders.: Werke und Briefe. Bd. 2: Lustspiele nach dem Plautus. Prosadichtungen. Theoretische Schriften. Hg. von Sigrid Damm. Frankfurt am Main/Leipzig: Insel-Taschenbuch.

### 2. Forschungsliteratur

**Agamben**, Giorgio, 2002: *Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Agamben**, Giorgio, 2008 [2006]: *Was ist ein Dispositiv?* Zürich/Berlin: Diaphanes.

**Anz**, Heinrich, 1981: „Leiden sey all mein Gewinnst“. Zur Aufnahme und Kritik christlicher Leidenstheologie bei Georg Büchner. In: *Georg Büchner Jahrbuch* 1 (1981), S. 160-168.

**Arnold**, Heinz Ludwig (Hg.), 1979: *Georg Büchner I/II. Sonderband*. München: edition text + kritik.

**Arz**, Maike, 1996: *Literatur und Lebenskraft. Vitalistische Naturforschung und bürgerliche Literatur um 1800*. Stuttgart: M & P Verlag für Wissenschaft und Forschung.

**Beise**, Arnd, 2002: Die Leute vertragen es nicht, dass man sich als Narr produziert. Georg Büchners Lustspiel *Leonce und Lena*. In: *Der Deutschunterricht* 54 (2002), S. 24-33.

**Beise**, Arnd, 2008: Georg Büchners *Leonce und Lena* und die »Lustspielfrage« seiner Zeit. In: Georg Büchner Jahrbuch 11 (2005-2008), S. 81-100.

**Beise**, Arnd, 2009: *Leonce und Lena*. S. 75-89 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Bergengrün**, Maximilian; **Lehmann**, Johannes F.; **Thüring**, Hubert (Hg.), 2005: Sexualität – Recht – Leben. Die Entstehung eines Dispositivs um 1800. München: Wilhelm Fink.

**Bergengrün**, Maximilian; **Lehmann**, Johannes F.; **Thüring**, Hubert, 2005: Einleitung: Sexualität, Recht, Leben. S. 7-20 in: Dies. (Hg.), Sexualität – Recht – Leben. Die Entstehung eines Dispositivs um 1800. München: Wilhelm Fink.

**Bogdal**, Klaus-Michael (Hg.): Neue Literaturtheorien. Eine Einführung. 2., neu bearbeitete Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.

**Borgards**, Roland, 2007: Poetik des Schmerzes. Physiologie und Literatur von Brockes bis Büchner. München: Wilhelm Fink Verlag.

**Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.), 2009: Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Borgards**, Roland, 2009a: Naturwissenschaftliche Schriften. S. 123-129 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Borgards**, Roland, 2009b: Lenz. S. 51-70 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Borgards**, Roland, 2009c: Schmerz. S. 237-241 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Bormann**, Alexander von (Hg.), 1976: Wissen aus Erfahrungen. Werkbegriff und Interpretation heute. Festschrift für Herman Meyer zum 65. Geburtstag. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

**Bröckling**, Ulrich, 1997: Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion. München: Wilhelm Fink Verlag.

**Bröckling**, Ulrich et al. (Hg.), 2004: Disziplinen des Lebens. Zwischen Anthropologie, Literatur und Politik, Tübingen: Gunter Narr.

**Bröckling**, Ulrich; **Krasmann**, Susanne; **Lemke**, Thomas (Hg.), 2004: Glossar der Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Brunner**, Otto; **Conze**, Werner; **Koselleck**, Reinhart (Hg.), 1979: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 2. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.

**Campe**, Rüdiger, 2009: Danton's Tod. S. 18-38 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Damm**, Sigrid, 1987: Georg Büchner und Jakob Lenz. S. 258-261 In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern.

**Dedner**, Burghard, 1987a: Büchners Lachen. Vorüberlegungen zu Leonce und Lena. In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern, S. 296-305.

**Dedner**, Burghard, 1987b: Bildsysteme und Gattungsunterschiede in Leonce und Lena, Dantons Tod und Lenz. S. 157-218 In: **Büchner**, Georg: *Georg Büchner: Leonce und Lena*. Kritische Studienausgabe. Hg. von Burghard Dedner. Frankfurt am Main: Athenäum.

**Dedner**, Burghard; **Oesterle**, Günter (Hg.), 1990: Zweites Internationales Georg Büchner Symposium 1987. Frankfurt am Main: Hain.

**Dedner**, Burghard; **Lenné**, Aurelia (Hg.), 2008: Wissenschaftsgeschichtliche Einleitung. S. 243-306 In: **Büchner**, Georg, 2008: Georg Büchner. Naturwissenschaftliche Schriften. Hg. von Burghard Dedner und Aurelia Lenné. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

**Deufert**, Marcus, 1997: Lustspiel der verkehrten Welt – Bemerkungen zur dramatischen Konfiguration von Georg Büchners Leonce und Lena. S. 147-165 In: **Polheim**, Karl Konrad (Hg.): Die dramatische Konfiguration. Paderborn: Ferdinand Schöningh.

**Döhner**, Otto, 1967: Georg Büchners Naturauffassung. Phil. Diss. Marburg.

**Döhner**, Otto, 1982: Neuere Erkenntnisse zu Georg Büchners Naturauffassung und Naturforschung. In: Georg Büchner Jahrbuch 2 (1982), S. 126-132.

**Dörr**, Volker C, 2003: „Melancholische Schweinsohren und „schändlichste Verwirrung. Zu Georg Büchners Lustspiel *Leonce und Lena*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 77 (2003), S. 380-406.

**Dörr**, Volker C.; **Schneider**, Helmut J. (Hg.), 2006: Die deutsche Tragödie. Neue Lektüren einer Gattung im europäischen Kontext. Bielefeld: Aisthesis Verlag.

**Elm**, Theo, 1997: Georg Büchner: Woyzeck. In: Interpretationen. Dramen des 19. Jahrhunderts. Stuttgart: Reclam, S. 141-171.

**Engels**, Eve-Marie, 1980: Lebenskraft. S. 122-128 In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5. Basel u.a.: Schwabe.

**Engels**, Eve-Marie, 1994: Die Lebenskraft – metaphysisches Konstrukt oder methodologisches Instrument? Überlegungen zum Status von Lebenskräften in Biologie und Medizin im Deutschland des 18. Jahrhunderts. S. 127-152 In: **Kanz**, Kai Torsten (Hg.): Philosophie des Organischen in der Goethezeit. Studien zu Werk und Wirkung des Naturforschers Carl Friedrich Kielmeyer (1765-1844). Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

**Fink**, Gonthier-Louis, 1990: Das Bild der Revolution in Büchners Dantons Tod. S. 175-202 In: **Dedner**, Burghard; **Oesterle**, Günter (Hg.): Zweites Internationales Georg Büchner Symposium 1987. Frankfurt am Main: Hain.

- Fohrmann**, Jürgen; **Müller**, Harro (Hg.), 1988: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft. Frankfurt am Main.
- Foucault**, Michel, 1971 [1966]: Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault**, Michel, 1977 [1976]: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault**, Michel, 1978 [1976-77]: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve.
- Foucault**, Michel, 1988 [1963]: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt am Main: Fischer.
- Foucault**, Michel, 1989 [1984]: Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault**, Michel 1994 [1976]: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault**, Michel, 1999: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault**, Michel, 2003: Schriften. Band 3: 1976-1979. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault**, Michel, 2005: Schriften. Band IV: 1980-1988. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault**, Michel, 2006: Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesung am Collège de France 1978-1979. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fricke**, Beate; **Klammer**, Markus; **Neuner**, Stefan (Hg.), 2011: Bilder und Gemeinschaften. Studien zur Konvergenz von Politik und Ästhetik in Kunst, Literatur und Theorie. München.
- Fuhrmann**, Helmut, 1991: Die Dialektik der Revolution – Georg Büchners »Dantons Tod«. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 35 (1991), S. 212-233.
- Fues**, Wolfram Malte, 1992: Die Entdeckung der Langeweile. Georg Büchners Komödie *Leonce und Lena*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift 66/4 (1992), S. 687-696.
- Furness**, Nicholas Arthur, 1982: A Note on Büchner's >Lenz<: » ... nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehen konnte.« In: Forum for Modern Language Studies 18 (1982), S. 313-316.
- Große**, Wilhelm, 1988: Der Hessische Landbote. Woyzeck. München: Oldenbourg.
- Glück**, Alfons, 1986a: Der Menschenversuch: Die Rolle der Wissenschaft in Georg Büchners *Woyzeck*. In: Georg Büchner Jahrbuch 5 (1985), S. 139-182.
- Glück**, Alfons, 1986b: Militär und Justiz in Georg Büchners *Woyzeck*. In: Georg Büchner Jahrbuch 4 (1986), S. 227-247.

**Glück**, Alfons, 1987a: Der historische Woyzeck. In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern, S. 314-324.

**Glück**, Alfons, 1987b: Der Woyzeck. Tragödie eines Paupers. In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern, 325-332.

**Glück**, Alfons, 1990a: Woyzeck – Clarus – Büchner (Umriss). S. 425-440 in: **Dedner**, Burghard; **Oesterle**, Günter (Hg.), Zweites Internationales Georg Büchner Symposium 1987. Frankfurt am Main: Hain.

**Glück**, Alfons, 1990b: Woyzeck. Ein Mensch als Objekt. In: Interpretationen. Georg Büchner. Dantons Tod, Lenz, Leonce und Lena, Woyzeck. Stuttgart: Reclam.

**Goffman**, Erving, 1961/1972: Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Grab**, Walter, 1985: Georg Büchner und die Revolution von 1848. Der Büchner-Essay von Wilhelm Schulz aus dem Jahr 1851. Text und Kommentar. Königstein: Athenäum.

**Gundolf**, Friedrich, 1929: Georg Büchner. Ein Vortrag. In: Zeitschrift für Deutschkunde 43.

**Hagner**, Michael (Hg.), 1999: Ecce Cortex. Beiträge zur Geschichte des modernen Gehirns. Göttingen: Wallstein.

**Hardt**, Michael; **Negri**, Antonio, 2002: Empire. Die neue Weltordnung. Frankfurt am Main/New York: Campus.

**Hardt**, Michael; **Negri**, Antonio, 2004: Multitude. Krieg und Demokratie im Empire. Frankfurt am Main/ New York: Campus.

**Hinderer**, Walter, 1976: Pathos oder Passion. Die Leiddarstellung in Büchners »Lenz«. S. 474-494 In: **Bormann**, Alexander von (Hg.): Wissen aus Erfahrungen. Werkbegriff und Interpretation heute. Festschrift für Herman Meyer zum 65. Geburtstag. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

**Hofmann**, Michael, 2009: Der Hessische Landbote. S. 7-18 in: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.), 2009: Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Hörisch**, Jochen, 1987a: Oberlin oder die Verbesserung von Mitteleuropa. S. 262-266 In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern.

**Hörisch**, Jochen, 1987b: Pathos und Pathologie. Der Körper und die Zeichen in Büchners Lenz. S. 267-275 In: Georg Büchner: 1813-1837; Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Basel/Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern.

**Horn**, Eva, 2008: Literatur. Gibt es Gesellschaft im Text? S. 363-381 In: **Moebius**, Stefan; **Reckwitz**, Andreas (Hg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Horn**, Eva, 2009: Militär und Polizei. S. 187-191 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): *Büchner-Handbuch*. Stuttgart: Metzler.

**Horn**, Eva, 2011: Der nackte Leib des Volkes. Volkskörper, Gesetz und Leben in Georg Büchners *Danton's Tod*. S. 237-269 In: **Fricke**, Beate; **Klammer**, Markus; **Neuner**, Stefan (Hg.): *Bilder und Gemeinschaften. Studien zur Konvergenz von Politik und Ästhetik in Kunst, Literatur und Theorie*. München: Wilhelm Fink Verlag.

**Horn**, Eva, 2012: Von Körpern und Phrasen. Durs Grünbein liest Georg Büchner. In: **Pelz**, Annegret; **Rohrwasser**, Michael (Hg.): *Konstellationen des Schreibens*. Wien: Vienna University Press (im Druck).

**Hye**, Allan E., 1996: *The Moral Dilemma Of The Scientist In Modern Drama. The Inmost Force*. Lewiston/Queenston/Lampeter: The Edwin Mellen Press.

**Irle**, Gerhard, 1965: *Der psychiatrische Roman*. Stuttgart: Hippokrates.

**Irle**, Gerhard, 1965: Büchners »Lenz«. Eine frühe Schizophreniestudie. S. 73-83 In: Ders.: *Der psychiatrische Roman*. Stuttgart: Hippokrates.

**Jaspers**, Anna, 1918: *Georg Büchners Trauerspiel »Dantons Tod«*. Diss. Marburg.

**Kammler**, Clemens, 1997: Historische Diskursanalyse (Michel Foucault). S. 32-56 In: **Bogdal**, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. 2., neu bearbeitete Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.

**Kant**, Immanuel, 1960: *Werke II. Vorkritische Schriften bis 1768*. Hg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Kant**, Immanuel, 1764: Versuch über die Krankheiten des Kopfes. S. 886-901 In: Ders., 1960: *Werke II. Vorkritische Schriften bis 1768*. Hg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Kant**, Immanuel, 1986 [1790]: *Kritik der Urteilskraft*. Stuttgart: Reclam.

**Kanz**, Kai Torsten (Hg.), 1994: *Philosophie des Organischen in der Goethezeit. Studien zu Werk und Wirkung des Naturforschers Carl Friedrich Kielmeyer (1765-1844)*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

**Kanzog**, Klaus, 1976: *Erzählstrategie. Eine Einführung in die Normeinübung des Erzählens*. Heidelberg: Quelle und Meyer.

**Kauffeldt**, Rolf; **Mainz**, Werner, 1990: *Georg Büchner: Woyzeck. Text und Materialien*. Düsseldorf: Schwann-Girardet.

**Knoche**, Susanne; **Koch**, Lennart; **Köhnen**, Ralph (Hg.), 2003: *Lust am Kanon. Denkbilder in Literatur und Unterricht*. Frankfurt am Main (u.a.): Peter Lang.

**Kobel**, Erwin, 1974: *Georg Büchner. Das dichterische Werk*. Berlin/New York: De Gruyter.

**Kögler**, Hans-Herbert, 2004: *Michel Foucault*. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Weimar: Metzler.

**Köhnen**, Ralph, 2003: „Wenn einem die Natur kommt“ – Mensch/Maschine in Büchners Woyzeck. In: **Knoche**, Susanne; **Koch**, Lennart; **Köhnen**, Ralph (Hg.), Lust am Kanon. Denkbilder in Literatur und Unterricht. Frankfurt am Main (u.a.): Peter Lang, S. 147-168.

**Köppe**, Tilmann; **Winko**, Simone, 2008: Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar. Metzler.

**Koselleck**, Reinhart, 1979: Einleitung. S. XIII-XXVII In: **Brunner**, Otto; **Conze**, Werner; **Koselleck**, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 2. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.

**Kubik**, Sabine, 1991: Krankheit und Medizin im literarischen Werk Georg Büchners. Stuttgart: M&P Verlag für Wissenschaft und Forschung.

**Lehmann**, Johannes F., 2008: Emotion und Wirklichkeit. Realistische Literatur um 1770. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 127/4 (2008), S. 481-498.

**Lehmann**, Johannes F., 2009: Sexualität. S. 231-236 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Lemke**, Thomas, 2007: Biopolitik zur Einführung. Hamburg: Junius.

**Lenoir**, Timothy, 1980: Kant, Blumenbach an Vital Materialism in German Biology In: Isis 71 (1980), S. 77-108.

**Lenoir**, Timothy, 1981: Teleology without Regrets. The Transformation of Physiology in Germany: 1790-1847 In: Studies in the History and Philosophy of Science 12 (1981), No. 4, S. 293-354.

**Lenoir**, Timothy, 1982: The Strategy of Life. Teleology and Mechanics in Nineteenth Century German Biology. Dordrecht/London: Reidel.

**Link**, Jürgen, 1988: Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik. S. 284-307 In: **Fohrmann**, Jürgen; **Müller**, Harro (Hg.): Diskurstheorien und Literaturwissenschaft. Frankfurt am Main.

**Link**, Jürgen; Parr, Rolf, 1997: Semiotik und Interdiskursanalyse. S. 108-133 In: **Bogdal**, Klaus-Michael (Hg.): Neue Literaturtheorien. Eine Einführung. 2., neu bearbeitete Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.

**Lohff**, Brigitte, 1980: Die Entwicklung des Experimentes im Bereich der Nervenphysiologie. Gedanken und Arbeiten zum Begriff der Irritabilität und der Lebenskraft In: Sudhoffs Archiv 64 (1980), Heft 2, S. 105-129.

**Ludwig**, Peter, 1998: »Es giebt eine Revolution in der Wissenschaft«. Naturwissenschaft und Dichtung bei Georg Büchner. St. Ingbert: Röhrig.

**Magiros**, Angelika, 1995: Foucaults Beitrag zur Rassismustheorie. Berlin/Hamburg: Argument Verlag.

**Martin**, Ariane, 2007: Georg Büchner. Stuttgart: Reclam.

**Martino**, Alberto (Hg.), 1978: Literatur in der sozialen Bewegung. Aufsätze und Forschungsberichte zum 19. Jahrhundert. Tübingen: Max Niemeyer.

**Mayer**, Hans, 1972 [1946]: Georg Büchner und seine Zeit. Erweiterte Neuauflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Mayer**, Thomas Michael, 1979: Büchner und Weidig – Frühkommunismus und revolutionäre Demokratie. Zur Textverteilung des »Hessischen Landboten«. S. 16-298 in: **Arnold**, Heinz Ludwig (Hg.), Georg Büchner I/II. Sonderband. München: edition text + kritik.

**Mazza**, Ethel Matala de, 2009: Geschichte und Revolution. S. 168-175 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Meier**, Albert, 1983: Georg Büchners Ästhetik. In: Georg Büchner Jahrbuch 2 (1982), S. 196-208.

**Meier**, Albert, 1993: Georg Büchner: „Woyzeck“. München: Wilhelm Fink Verlag.

**Meyer-Abich**, Adolf (Hg.), 1949: Biologie der Goethezeit. Stuttgart: Marquardt.

**Moebius**, Stefan; **Reckwitz**, Andreas (Hg.), 2008: Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Muhle**, Maria 2008: Eine Genealogie der Biopolitik. Zum Begriff des Lebens bei Foucault und Canguilhem. Bielefeld: Transkript

**Müller**, Johannes, 1949 [orig. 1824]: Von dem Bedürfnis der Physiologie nach einer philosophischen Naturbetrachtung. Antrittsvorlesung, gehalten zu Bonn am 19. Oktober 1824. S. 256-281 In: **Meyer-Abich**, Adolf (Hg.), Biologie der Goethezeit. Stuttgart: Marquardt.

**Müller Nielaba**, Daniel, 1994: Das Loch im Fürstenmantel. Überlegungen zu einer Rhetorik des Bildbruchs im »Hessischen Landboten«. In: Colloquia Germanica 27 (1994), S. 123-140.

**Müller Nielaba**, Daniel, 2001: Die Nerven lesen. Zur Leit-Funktion von Georg Büchners Schreiben. Würzburg: Königshausen und Neumann.

**Müller-Sievers**, Helmut, 1999: Über die Nervenstränge. Hirnanatomie und Rhetorik bei Georg Büchner. S. 26-49 In: **Hagner**, Michael (Hg.), Ecce Cortex. Beiträge zur Geschichte des modernen Gehirns. Göttingen: Wallstein.

**Müller-Sievers**, Helmut, 2003: Desorientierung. Anatomie und Dichtung bei Georg Büchner. Göttingen: Wallstein.

**Neuhuber**, Christian, 2009: Georg Büchner. Das literarische Werk. Berlin: Erich Schmidt.

**Neumann**, Gerhard (Hg.), 1997: Poststrukturalismus. Herausforderungen an die Literaturwissenschaft. Stuttgart/Weimar: Metzler.

**Neumeyer**, Harald, 2009a: „Hat er schon seine Erbsen gegessen?“ Georg Büchners Woyzeck und die Ernährungsexperimente im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. In: DVJs 83/2, S. 218-245.

**Neumeyer**, Harald, 2009b: "Woyzeck". S. 98-118 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Neumeyer**, Harald, 2009c: Melancholie und Wahnsinn. S. 242-248 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Niehaus**, Michael, 2009: Gegen Gutachten. Büchners Woyzeck. Wien: Vortrag vom 19.05.2009. Schriftliche Version.

**Oesterle**, Günter, 2009: Klassizismus, Romantik und Vormärz. S. 299-305 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Pelz**, Annegret; **Rohrwasser**, Michael (Hg.), 2012: Konstellationen des Schreibens. Wien: Vienna University Press (im Druck).

**Petersen**, Jürgen H.; **Egelhaaf-Wagner**, Martina (Hg), 2006: Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsbuch. Berlin: Erich Schmidt.

**Pethes**, Nicolas, 2006a: „Vieh dummes Individuum“, „unsterblichste Experimente“. Elements of a Cultural History of Human Experimentation in Georg Büchner's Dramatic Case Study *Woyzeck*. In: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur, Vol. 98/1, S. 68-82.

**Pethes**, Nicolas, 2006b: „Das war schon einmal da! Wie langweilig!“ Die Melancholie des Zitierens in Georg Büchners dokumentarischer Poetik. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 125 (2006), S. 518-535.

**Pethes**, Nicolas, 2009: Individuum als >Fall< in Recht und Naturwissenschaft. S. 198-204 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Pinkert**, Ernst-Ulrich, 1990: »Von geträumten Makkaroni wird man nicht satt« *Leonce und Lena* und Heine. S. 399-422 In: **Dedner**, Burghard; **Oesterle**, Günter (Hg.): Zweites Internationales Georg Büchner Symposium 1987. Frankfurt am Main: Hain.

**Polheim**, Karl Konrad (Hg.), 1997: Die dramatische Konfiguration. Paderborn: Ferdinand Schöningh.

**Pornschlegel**, Clemens, 1997: Das Drama des Souffleurs: Zur Dekonstitution des Volks in den Texten Georg Büchners. S. 557-574 In: **Neumann**, Gerhard (Hg.): Poststrukturalismus. Herausforderungen an die Literaturwissenschaft. Stuttgart/Weimar: Metzler.

**Pornschlegel**, Clemens, 2009: Volk. S. 161-167 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Poschmann**, Henri; **Malende**, Christine (Hg.), 1992: Wege zu Georg Büchner. Internationales Kolloquium der Akademie der Wissenschaften (Berlin-Ost). Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.

**Proß**, Wolfgang, 1978: Naturgeschichtliches Gesetz und gesellschaftliche Anomie. Georg Büchner, Johann Lucas Schönlein und Auguste Comte. S. 228-259 In: **Martino**, Alberto (Hg.), Literatur in der sozialen Bewegung. Aufsätze und Forschungsberichte zum 19. Jahrhundert. Tübingen: Max Niemeyer.

**Proß**, Wolfgang, 1980: Die Kategorie der »Natur« im Werk Georg Büchners. In: *Aurora* 40 (1980), S. 172-188.

**Proß**, Wolfgang, 1981: Was wird er damit machen? oder »Spero poder sfogar la doppia brama, De saziar la mia fame, e la mia fama.« In: *Georg Büchner Jahrbuch* 1 (1981), S. 252-256.

**Rath**, Gernot, 1950: Georg Büchners »Lenz«. In: *Ärztliche Praxis* 2 (1950), Nr. 51, 12.

**Reuchlein**, Georg, 1985: Das Problem der Zurechnungsfähigkeit bei E.T.A. Hoffmann und Georg Büchner. Zum Verhältnis von Literatur, Psychiatrie und Justiz im frühen 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main (u.a.): Peter Lang.

**Ritscher**, Hans, 1997: Georg Büchner. WOYZECK. Frankfurt am Main: Verlag Moritz Diesterweg.

**Rößer**, Hans Otto, 2008: Die kritische Perspektive aufs Subjekt in Büchners Lenz. In: *Georg Büchner Jahrbuch* 10 (2000-2004), S. 173-206.

**Roth**, Udo, 1995: Das Forschungsprogramm des Doktors in Georg Büchners Woyzeck unter besonderer Berücksichtigung von H2,6. In: *Georg Büchner Jahrbuch* 8 (1990-94), S. 254-278.

**Roth**, Udo, 2000: Georg Büchners Woyzeck als medizinhistorisches Dokument. In: *Georg Büchner Jahrbuch* 9 (1995-99), S. 503-519.

**Roth**, Udo; **Stiening**, Gideon, 2000: Gibt es eine Revolution in der Wissenschaft? Zu wissenschafts- und philosophiehistorischen Tendenzen in der neueren Büchner-Forschung. In: *Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften*. Bd. 4/2000, S. 192-216.

**Roth**, Udo, 2004: Die naturwissenschaftlichen Schriften Georg Büchners. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft vom Lebendigen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Tübingen: Niemeyer.

**Ruckhäberle**, Hans-Joachim, 1975: Flugschriftenliteratur im historischen Umkreis Georg Büchners. Kronberg/Ts.: Scriptor.

**Sarasin**, Philipp, 2001: Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Schäfer**, Armin, 2004: „... und das Wort ist Fleisch geworden. Diskurse der Biopolitik“. S. 325-340 In: **Bröckling**, Ulrich et al. (Hg.): *Disziplinen des Lebens. Zwischen Anthropologie, Literatur und Politik*, Tübingen: Gunter Narr.

**Schäfer**, Armin, 2009: Biopolitik. S. 176-181 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): *Büchner-Handbuch*. Stuttgart: Metzler.

**Schaub**, Gerhard (Hg.), 1996: Georg Büchner, Friedrich Ludwig Weidig: *Der Hessische Landbote*. Studienausgabe. Stuttgart: Reclam. (wird nach Neuhuber 2009, da mir das Original nicht zugänglich war)

**Schimma**, Sabine; **Vogl**, Joseph (Hg.), 2009: Versuchsanordnungen 1800. Zürich/Berlin: Diaphanes.

**Schings**, Hans-Jürgen, 1980: Der mitleidige Mensch ist der beste Mensch. Poetik des Mitleids von Lessing bis Büchner. München: Beck.

**Schneider**, Helmut J., 2006: Tragödie und Guillotine. „Dantons Tod“: Büchners Schnitt durch den klassischen Bühnenkörper. S. 127-156 In: **Dörr**, Volker C.; **Schneider**, Helmut J. (Hg.): Die deutsche Tragödie. Neue Lektüren einer Gattung im europäischen Kontext. Bielefeld: Aisthesis Verlag.

**Schnyder**, Peter, 2009: Ökonomie. S. 182-186 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Schrenk**, Martin, 1973: Über den Umgang mit Geisteskranken. Die Entwicklung der psychiatrischen Therapie vom „moralischen Regime“ in England und Frankreich zu den „psychischen Curmethoden“ in Deutschland. Berlin/Heidelberg: Springer.

**Seling-Dietz**, Carolin, 2000: Büchners Lenz als Rekonstruktion eines Falls »religiöser Melancholie«. In: Georg Büchner Jahrbuch 9 (1995-1999), S. 188-236.

**Stiening**, Gideon, 1999: Schönheit und Ökonomie-Prinzip. Zum Verhältnis von Naturwissenschaft und Philosophiegeschichte bei Georg Büchner. In: Scientia Poetica 3 (1999), S. 95-121.

**Stiening**, Gideon, 2009: Natur. S. 204-209 In: In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Stoler**, Ann Laura, 1995: Race and the Education of Desire. Foucault's »History of Sexuality« and the Colonial Order of Things. Durham/London: Duke University Press.

**Thüring**, Hubert, 2009a: Kraft, Gestalt und der (biopolitische) Rest. Goethes biologisch-ästhetischer Umgang mit dem Leben 1770 bis 1800. S. 85-111 In: **Schimma**, Sabine; **Vogl**, Joseph (Hg.): Versuchsanordnungen 1800. Zürich/Berlin: Diaphanes.

**Thüring**, Hubert, 2009b: Leben. S. 209-217 In: **Borgards**, Roland; **Neumeyer**, Harald (Hg.): Büchner-Handbuch. Stuttgart: Metzler.

**Thüring**, Hubert, 2012: Das neue Leben. Zum biopolitischen Lebensbegriff der modernen Literatur 1750-1938 (Lenz, Goethe, Leopardi, Nietzsche, Glauser). Paderborn: Wilhelm Fink Verlag. (erscheint voraussichtlich Herbst 2012)

**Völker**, Ludwig, 1984: Die Sprache der Melancholie in Büchners Leonce und Lena. In: Georg Büchner Jahrbuch 3 (1983), S. 118-137.

**Voss**, E. Theodor, 1987: Arkadien in Leonce und Lena. S. 275-436 In: **Dedner**, Burghard (Hg.): *Georg Büchner: Leonce und Lena*. Kritische Studienausgabe. Frankfurt am Main: Athenäum.

**Waldschmidt**, Anne, 2004: Normalität. S. 190-196 In: **Bröckling**, Ulrich; **Krasmann**, Susanne; **Lemke**, Thomas (Hg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

**Walter**, Ursula, 1991: Der Fall Woyzeck. Eine Quellen-Dokumentation (Repertorium und vorläufiger Bericht). In: Georg Büchner Jahrbuch 7 (1988-89), S. 351-380.

**Werner**, Hans-Georg, 1992: Büchners aufrührerischer Materialismus. Zur geistigen Struktur von *Dantons Tod*. S. 85-99 In: **Poschmann**, Henri; **Malende**, Christine (Hg.): Wege zu Georg Büchner. Internationales Kolloquium der Akademie der Wissenschaften (Berlin-Ost). Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.

## VI. Abbildungsverzeichnis

|              |    |
|--------------|----|
| Abb. 1 ..... | 36 |
| Abb. 2 ..... | 37 |
| Abb. 3 ..... | 37 |

Anmk. S.P.: Ich habe mich bemüht, sämtliche Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuche ich um Meldung bei mir.

## VII. Abkürzungsverzeichnis

|               |                                                                                                                                                                                                        |
|---------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <b>MBA</b>    | <b>Büchner</b> , Georg, 2006 <sup>12</sup> : Werke und Briefe. Münchner Ausgabe. Hg. von Karl Pörnbacher, Gerhard Schaub, Hans-Joachim Simm und Edda Ziegler. München: DTV.                            |
| <b>MaBA 5</b> | <b>Büchner</b> , Georg, 2001: Georg Büchner. »Lenz«. Hg. von Burghard Dedner und Hubert Gersch unter Mitarbeit von Eva-Maria Vering und Werner Weiland. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. |
| <b>MaBA 8</b> | <b>Büchner</b> , Georg, 2008: Georg Büchner. Naturwissenschaftliche Schriften. Hg. von Burghard Dedner und Aurelia Lenné. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.                               |

## **VIII. Anhang**

### **VIII.1. Abstract**

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit biopolitischen Elementen im Werk Georg Büchners. Dazu wird zunächst das Konzept der Biopolitik nach Michel Foucault in seinen drei zentralen Verwendungsweisen vorgestellt. Daran anschließend wird das sich um 1800 herausbildende neue Wissen vom Leben skizziert, auf das die neue positive Lebensmacht wesentlich bezogen ist. Büchner hat mit seinen naturwissenschaftlichen Schriften unmittelbaren Anteil an dieser wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung und verarbeitet den sich herauskristallisierenden modernen Organismusbegriff auch in seinen literarischen Werken, in denen er sich mit den „Formgebungen“ des Lebens in seinen unterschiedlichen Existenzweisen beschäftigt. Inwiefern dieser Beschäftigung, die nicht nur nach einer politischen Organisation fragt, die dem Menschen als körperliches Wesen Rechnung trägt, sondern gleichzeitig auch die Widersprüche und Abgründe freilegt, die mit einer Zuwendung der Politik zum Leben einhergehen, eine (bio)politische Dimension innewohnt, ist Gegenstand der vorliegenden Arbeit.



VIII.2. Lebenslauf

**Persönliche Angaben**

**Name:** Sarah Miriam Pritz  
**Geburtsdatum/-ort:** 16.04.1987; Oberpullendorf (Burgenland, Österreich)  
**Adresse vom Heimatort:** Schießstattstr. 2  
A-5580 Tamsweg (Salzburg, Österreich)  
**Adresse vom Studienort:** Liechtensteinstr. 92/35  
A-1090 Wien  
**Telefon:** +43699/10615929  
**Email-Adresse:** sarah.miriam.pritz@univie.ac.at

**Schulbildung**

1993-1997: **Volksschule** in Thomatal (Salzburg, Österreich)  
1997- 2005: **Bundesgymnasium** in Tamsweg (Salzburg, Österreich)  
28. 06. 2005: **Reifeprüfung (Matura) mit Auszeichnung**

**Studien (Doppelstudium)**

Seit Herbst 2005: Studium der **Deutschen Philologie** (Germanistik) an der Universität Wien  
**1. Diplomprüfungszeugnis mit Auszeichnung**

Von Herbst 2006  
bis Herbst 2010: **Studium der Soziologie** an der Universität Wien  
**Bakkalaureat mit Auszeichnung**

Studienjahr 2007/08: **Leistungsstipendium** nach dem STUDEFG WS 2008

Seit Herbst 2010: **Masterstudium Soziologie** an der Universität Wien

**Sprachkenntnisse**

**Muttersprache Deutsch**

Sehr gute **Englischkenntnisse** in Wort und Schrift  
Gute **Französisch-, Latein- und Italienischkenntnisse**

**EDV-Kenntnisse**

European Computer Driving Licence (ECDL)  
Versierter Umgang mit **MS-Office-Anwendungen** (MS Word, Excel, Powerpoint etc.)  
Erfahrung im Umgang mit **Homepagebearbeitungsprogrammen** (KompoZer, Dreamweaver)  
Erfahrung im Umgang mit **Elearning-Plattformen** (u.a. Fronter, Moodle)  
Erfahrung in der **inhaltlichen, technischen und organisatorischen Umsetzung von Multiple-Choice-Prüfungen**

## **Kenntnisse sozialwissenschaftlicher Methoden**

### **Kenntnisse in qualitativen Methoden und Anwendungserfahrung**

- o Qualitative Interviewführung (offene, teilstrukturierte, problemzentrierte Interviews etc.)
- o Nicht-teilnehmende/ teilnehmende Beobachtung
- o Ethnographie
- o Grounded Theory
- o Qualitative Inhaltsanalyse
- o Hermeneutik
- o Grob- und Feinstrukturanalyse

### **Kenntnisse in quantitativen Methoden und Anwendungserfahrung**

- o Fragebogengestaltung
- o Statistik-Kenntnisse (u.a. SPSS)

## **Kenntnisse im Umgang mit Literatur**

Erfahrung mit der **Redaktion** und dem **Lektorat von Texten**

Erfahrung mit **Literaturrecherche** und –**aufbereitung**

## **Persönliche Kompetenzen**

Soziale Kompetenz, Selbstständigkeit, Verlässlichkeit, Teamfähigkeit, Koordinationsfähigkeit, Zielstrebigkeit, Flexibilität, Bereitschaft Neues zu lernen, Begeisterungsfähigkeit

## **Gesellschaftliches Engagement**

**Nachhilfeunterricht** im Rahmen von „Schüler helfen Schülern“ während der Schulzeit am Bundesgymnasium Tamsweg

### **Gestaltung einer Radiosendung für Radio Fro und Radio Orange<sup>847</sup>:**

Heide Gerstenberger „Entgrenzung und Privatisierung. Veränderungen von Staatsgewalt im Zeitalter der Globalisierung“. Der Vortrag fand am 8.5.2008 im Depot Wien statt.

(gemeinsam mit Katharina Winger: inhaltliche Vorbereitung durch Recherche; Schnitt, Bearbeitung des Vortrags; Moderation)

### **Gestaltung einer zweiteiligen Radiosendung für Radio Orange<sup>848</sup>:**

Zur Tagung „Vor Google. Suchmaschinen im analogen Zeitalter“. Die Tagung fand von 9. bis 11. Oktober im Wiener Rathaus statt.

(gemeinsam mit Katharina Winger: inhaltliche Vorbereitung durch Recherche, Lektüre etc.; Teilnahme an der Tagung; Durchführung von Kurzinterviews mit Anton Tantner und Thomas Brandstetter [Mitorganisatoren der Tagung]; Schnitt, Bearbeitung etc. der Vorträge; Moderation)

---

<sup>847</sup> Die Sendung ist unter

[http://audiothek.philo.at/index.php?id=4&entrypage=9&search\\_q=Entgrenzung%20und%20Privatisierung&no\\_cache=1&tx\\_relecture\\_pi1\[pointer\]=0&tx\\_relecture\\_pi1\[showUId\]=1176](http://audiothek.philo.at/index.php?id=4&entrypage=9&search_q=Entgrenzung%20und%20Privatisierung&no_cache=1&tx_relecture_pi1[pointer]=0&tx_relecture_pi1[showUId]=1176) (Zugriff am 17.03.2010) abrufbar.

<sup>848</sup> Der erste Teil der Sendung ist unter

[http://audiothek.philo.at/index.php?id=4&entrypage=9&search\\_q=Sarah%20Pritz&no\\_cache=1&tx\\_relecture\\_pi1\[pointer\]=0&tx\\_relecture\\_pi1\[showUId\]=1089](http://audiothek.philo.at/index.php?id=4&entrypage=9&search_q=Sarah%20Pritz&no_cache=1&tx_relecture_pi1[pointer]=0&tx_relecture_pi1[showUId]=1089) (Zugriff am 17.03.2010) abrufbar.

Der zweite Teil der Sendung ist unter

[http://audiothek.philo.at/index.php?id=4&entrypage=9&search\\_q=Sarah%20Pritz&no\\_cache=1&tx\\_relecture\\_pi1\[pointer\]=0&tx\\_relecture\\_pi1\[showUId\]=1092](http://audiothek.philo.at/index.php?id=4&entrypage=9&search_q=Sarah%20Pritz&no_cache=1&tx_relecture_pi1[pointer]=0&tx_relecture_pi1[showUId]=1092) (Zugriff am 17.03.2010) abrufbar.

## **Praktika/Projekt- und Berufserfahrung**

**Mai-Juli 2008:** Mitarbeit bei einem **KIRAS-Sicherheitsforschungsprojekt** während der **Fußballeuropameisterschaft 2008** (Sozialökonomische Forschungsstelle Wien/ Donau Universität Krems)

### Werkvertrag bei SFS:

Die Sozialökonomische Forschungsstelle (SFS - <http://www.sfs-research.at/>) ist ein unabhängiges außeruniversitäres Institut, das qualitative und quantitative Sozialforschung zu gesellschaftlich relevanten Themen im nationalen und internationalen Kontext betreibt. Die inhaltlichen Schwerpunkte liegen auf Forschungsarbeiten, Evaluationen und Entwicklungen aus den Gebieten Arbeitsmarktpolitik, Bildung, Sozial- und Gesundheitspolitik, Regionalentwicklung, Organisationsentwicklung sowie Qualitäts- und Personalmanagement.

**September –  
Oktober 2008:**

6-wöchiges Praktikum am **Institut für Wissenschaft und Kunst** (Wien):

Das Institut für Wissenschaft und Kunst (IWK - <http://www.univie.ac.at/iwk/>) versteht sich als Schnittstelle zwischen Forschung und Bildung: Wissenschaftliche Tätigkeit und Erwachsenenbildung werden systematisch miteinander verknüpft. Es stellt ein Forum für nationale und internationale WissenschaftlerInnen dar und führt selbst Forschungs- und Dokumentationsprojekte zu unterschiedlichen Themen durch. Mit seinem vielfältigen Veranstaltungsprogramm wendet es sich aber auch und vor allem an eine breitere Öffentlichkeit. Das Veranstaltungsprogramm, das von namhaften Vortragenden bestritten wird, ist interdisziplinär konzipiert und hat folgende Schwerpunkte: „Frauenforschung und Gender Studies“, „Emigrations- und Exilforschung“, „Bildung“, „Wissenschaftsforschung“, „Politik“, „Demokratie und Europäische Union“, „Arbeit“, „Interkulturalität“, „Psychoanalyse und Psychiatrie“, „Kunst, Ästhetik und Philosophie“.

**Forschungspraktikum  
Herbst 2008 bis  
Herbst 2009:**

Durchführung eines **qualitativen, familiensoziologischen Forschungsprojekts** in einem 5-köpfigen Projektteam.

### Titel des Endberichts:

„Ich mag ihn und er mag, glaub ich, mich . Eine qualitative Studie zur integrativen Funktion von Kinderfreundschaftsbeziehungen bei 8- bis 13-Jährigen.“

**Juli-August 2009:**

Mitarbeit an der Studie **„Familien in Nahaufnahme“** (Universität Wien, Institut für Soziologie, gefördert vom Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend) auf Werkvertragsbasis (Interviewtranskriptionen)

- Seit September 2009:** **Persönliche Assistenz** von **Ao. Univ.-Prof. Dr. Rudolf Forster** (Universität Wien, Institut für Soziologie/ Ludwig Boltzmann Institute Health Promotion Research)
- Seit Oktober 2009** **Tutorin** in der **Vorlesung „Forschungs- und Anwendungsfelder der Soziologie“** (Universität Wien, Institut für Soziologie, Ao. Univ.-Prof Dr. Rudolf Forster)
- Februar 2010 bis September 2010:** **Wissenschaftliche Projektassistenz** in der Lehrveranstaltung „Gesundheitsförderung in der totalen Institution? Organisationale und professionelle Aspekte eines Paradigmenwandels in der stationären Altenbetreuung“ (Universität Wien, Institut für Soziologie, Ao. Univ.-Prof. Dr. Rudolf Forster/ Univ.-Doz. Dr. Karl Krajic, SS 2010)
- 28.05.-30.05.2010:** Teilnahme am **Auswahlseminar** für das **Studienkolleg zu Berlin**
- Oktober 2010:** Teilnahme am **Seminar „Multiple-Choice-Prüfungen: MC-Prüfungen entwickeln“** (Personalentwicklung, Universität Wien)
- November 2010:** Teilnahme am **Seminar „Multiple-Choice-Prüfungen: Technische Umsetzung mit Offline-Tests in Moodle“** (Zentraler Informatikdienst, Universität Wien)
- September 2010 bis Jänner 2011:** **Inhaltliche und technische Umstellung der Prüfung** zur Vorlesung **„Fachspezifische Einführung: Vorlesungsteil II: Forschungs- und Anwendungsfelder der Soziologie“** auf **Multiple-Choice**

### Publikationen

**Pritz**, Sarah Miriam, 2012: Emotionale Intelligenz in der „Schönen, neuen Welt“? Ein erfolgreiches Konzept auf dem Prüfstand. In: **Mixa**, Elisabeth; **Vogl**, Patrick (Hg.): E-Motions. Transformationsprozesse in der Gegenwartskultur. Wien: Turia + Kant. (erscheint im März/April 2012)

## **Studienbezogene Leistungen und Interessen** (Auswahl)

### **1. Deutsche Philologie (Germanistik)**

Während des 1. Studienabschnitts entstanden u.a. folgende Arbeiten:

„Thomas Bernhard und die Musik. Versuch einer Analyse Thomas Bernhards ‚musikalischer Schreibweise‘ anhand seines Theaterstückes *Der Ignorant und der Wahnsinnige*.“

(abgeschlossen bei Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Pia Janke mit „Sehr Gut“, WS 2006/07)

„Die Gespenstergeschichte als selbständiges, literarisches Genre. Versuch einer Gattungsstudie und einer Darstellung der literaturgeschichtlichen Hauptepochen.“

(abgeschlossen bei Mag. Dr. Christa Tuczy mit „Sehr Gut“, WS 2006/07)

„Die ‚Novelle‘ im Spannungsfeld zwischen Sein und Nicht-Sein. Versuch einer kritischen Darstellung des ‚Kampfes um die Novelle bzw. unterschiedlicher Forschungsmeinungen im 20. Jahrhundert.‘“

(abgeschlossen bei Ass.-Prof. Mag. Dr. Werner Michler mit „Sehr Gut“, SS 2007)

Während des 2. Studienabschnitts entstanden u.a. folgende Arbeiten:

„Funktionen und Erscheinungsformen des Leitmotivs in Thomas Manns *Buddenbrooks*. Versuch einer kritischen Hinterfragung.“

(abgeschlossen bei Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Wynfrid Kriegleder mit „Sehr Gut“, SS 2008)

„Dialekt-Syntax-Dialektsyntax. Eine Darstellung des Verhältnisses parataktischer und hypotaktischer Strukturen in den Dialekten des Deutschen mit Schwerpunkt auf eine Typologie des Relativsatzes.“

(abgeschlossen bei Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Franz Patocka mit „Sehr Gut“, WS 2008/09)

„Biopolitische Elemente in Georg Büchners Dramenfragment *Woyzeck*“

(abgeschlossen bei Univ.-Prof. Dr. Eva Horn mit „Sehr Gut“, SS 2009)

### **2. Soziologie**

Im Rahmen des Bakkalaureatsstudiums Soziologie entstanden u.a. folgende (theoretische) Arbeiten:

„Über die Genese der Geschlechtscharaktere im Lichte des Übergangs von der Sozialform des ‚ganzen Hauses‘ zur bürgerlichen Familie: Die bürgerliche Familie als Trägerin der neuen Differenzbestimmung“

(abgeschlossen bei Doz. Dr. Roswitha Breckner mit „Sehr Gut“, SS 2008)

„Viele Köche verderben den Brei?. Unterschiedliche Zugänge zum Phänomen der Emotionen und die folgenreiche Konstruktion von Emotionskonzepten.“

(abgeschlossen bei Ass.-Prof. Dr. Christian von Scheve mit „Sehr Gut“, WS 2008/09)

„Inkorporierung von objektiven Verhältnissen. Geschlechtsspezifische Ernährungspraktiken. Zum *Habitus* der Geschlechter im kulinarischen Kontext.“

(abgeschlossen bei Mag. Dr. Otto Penz mit „Sehr Gut“, SS 2009)

„Inklusion/Exklusion: Inklusionsverhältnisse und –formen einer modernen, funktional differenzierten Gesellschaft. Eine begriffstheoretische Analyse.“

(abgeschlossen bei Mag. Dr. Sylvia Supper mit „Sehr Gut“, WS 2009/10)

#### Ausgewählte Projekterfahrungen:

„Dichtung als Performance. Versuch einer rahmenanalytischen Untersuchung des ‚Poetry Slams‘“

Projektbeteiligte: Jacques Huberty, Andreas Kroneder, Kathie Pötz, Sarah Miriam Pritz (abgeschlossen bei Mag. Larissa Schindler mit „Sehr Gut“, SS 2008)

„Das ‚Zufriedenheitsparadoxon‘ in den Geisteswissenschaften“

Projektbeteiligte: Julian Pleyer, Katharina Radisavljevic, Sarah Miriam Pritz

(abgeschlossen bei Mag. Dr. Sylvia Supper mit „Sehr Gut“, SS 2008)

„ ‚Ich mag ihn und er mag, glaub ich, mich‘. Eine qualitative Studie zur integrativen Funktion von Kinderfreundschaftsbeziehungen bei 8- bis 13-Jährigen.“

Projektbeteiligte: Alexander Antony, Gloria Fleischmann, Jacques Huberty, Sarah Miriam Pritz, Mathias Schellander

(abgeschlossen bei Mag. Dr. Sylvia Supper mit „Sehr Gut“, WS 2008 bis WS 2009)

„Studierende als zahlende ‚KundInnen‘ Zur KundInnensemantik am Beispiel der Sigmund Freud PrivatUniversität Wien.“

(abgeschlossen bei Prof. Dr. Stefan Kühl mit „Sehr Gut“, SS 2009)

#### Im Rahmen des Masterstudiums Soziologie entstanden u.a. folgende (theoretische) Arbeiten:

„Emotionale Intelligenz. Kritik eines erfolgreichen Konzepts.“

(abgeschlossen bei Univ.-Prof. Dr. Sighard Neckel mit „Sehr Gut“, WS 2010/11)

„Aschewolke über Europa. Eine soziologische Betrachtung aus der Perspektive der System- und der Akteur-Netzwerk-Theorie.“

(abgeschlossen bei Dr. Manfred Russo mit „Sehr Gut“, WS 2010/11)

#### Ausgewählte Projekterfahrungen:

„Von ‚Bangern und Fetzweibern‘. Emotionsmanagement in der gewaltpräventiven Arbeit mit Jugendlichen. Eine exemplarische Studie.“

Projektbeteiligte: Florian Neuburg, Sarah Miriam Pritz

(abgeschlossen bei Dr. Elisabeth Mixa mit „Sehr Gut“, SS 2011)